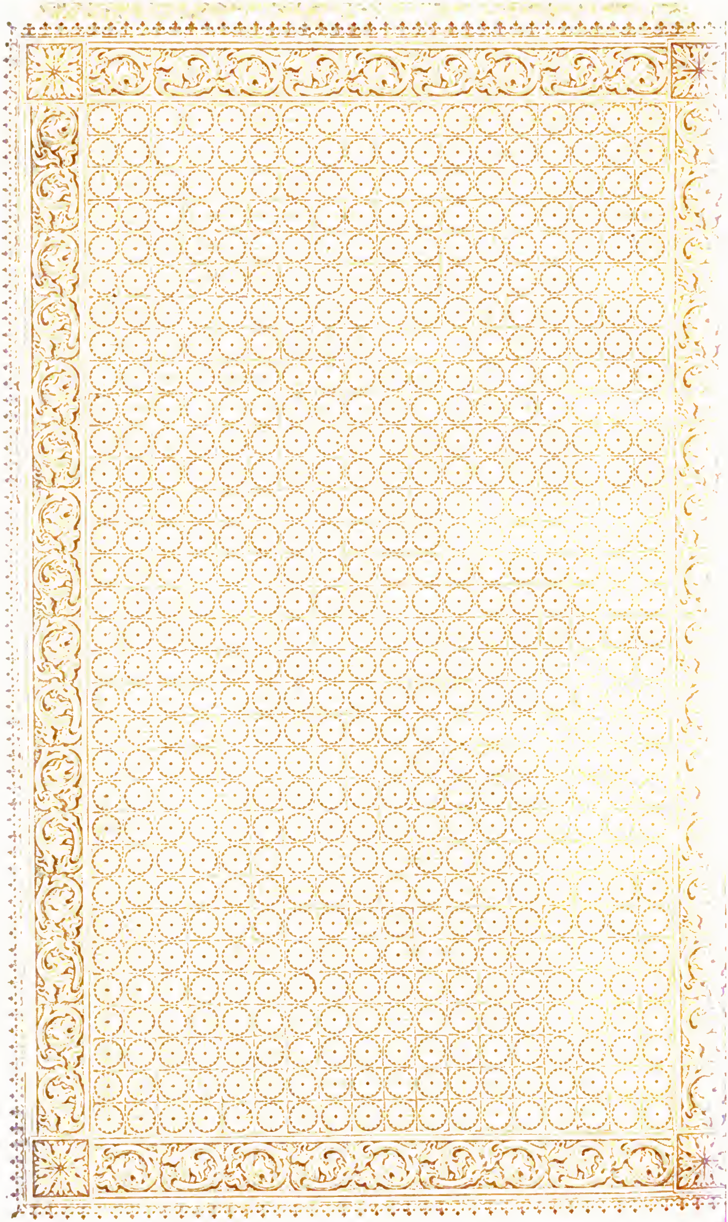
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Der Spion.

Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Herr Findegern!" entrang es sich unter sichtbarer Anstrengung Houston's Brust, und fieberhafte Gluth breitete sich über sein Antlitz aus — „Herr Findegern — um Gottes willen — Margaretha ist mit Ihnen gekommen!"

Der sonst so unverfrorene Tischlermeister saß mit offenem Munde da. Der Schrecken über die ihm entschlüpfte Bemerkung und des Kapitains Ausruf hatte ihm die Sprache geraubt. Verzweiflungsvoll starrte er in die zu ihm erhobenen Augen. Noch aber sann er auf Rettung aus der grenzenlosen Verlegenheit, als die Aufmerksamkeit Beider nach der Thür hinübergelenkt wurde, welche, zwar vorsichtig, jedoch nicht ganz geräuschlos geöffnet worden war. —

Während Oliva ängstlich in das Krankenzimmer hineinlauschte, hatte abermals außerhalb der Hofeinfriedigung ein Wagen angehalten. Nicodemo war es, der von der Stadt heimkehrte. Oliva, die ihn kommen hörte, ging ihm entgegen und öffnete behutsam die Hausthür. Es war unterdessen vollständig dunkel geworden, so daß er sie nicht gleich erkannte. Ihn leise zu sich hereinziehend,

wechselte sie nur wenige Worte mit ihm, worauf er sich zu den alten Farmersleuten begab, um Margaretha zu begrüßen. Oliva war dagegen wieder neben die angelehnte Thür hingetreten. Dort blieb sie, bis Martin unabsichtlich die Wahrheit verrieth. Anfänglich bestürzt, überwog indessen alsbald die Ueberzeugung, daß von fernerer Ungewißheit für den Leidenden mehr zu befürchten, als von rückhaltloser Offenheit. Sie beeilte sich daher, Margaretha zu rufen. Diese, dem entscheidenden Einfluß Oliva's nachgebend, folgte zögernd, und als Martin noch in seiner heillosen Verwirrung nach Worten rang, öffnete Oliva die Thür weit. Zugleich drängte sie Margaretha, welche die letzte Spur eines eigenen Willens verloren hatte, sanft nach der Schwelle hinauf.

Das von dem Dragoner fürsorglich mit einem reichen Holzvorrath versehene Feuer sandte noch immer seine hoch lodernden Flammen in den engen schwarzen Schlot hinein. Bis in die äußersten Winkel erhellten sie das Gemach. Wie sie Margaretha's Gestalt voll beleuchteten, streifte ihr röthlicher Schein auch das abgezehrte Antlitz des Kapitains. In sinneverwirrendem Unglauben hingen seine Blicke regungslos an dem schönen freundlichen Antlitz, welches die Gluth jungfräulichen Zagens und Bangens bis unter das blonde Haar hinauf überströmte. Doch nur wenige Sekunden, und in ihrem jähen Erbleichen offenbarte sich der namenlose Jammer, welcher sich beim Anblick des traurig Entstellten in ihr aufbäumte. Wie der letzten Lebenskraft beraubt, stand sie da. Die Erschütterung, welche das erste Wiedersehen begleitete, schien auf Beide in gleichem Maße erstarrend einzuwirken. Martin, nunmehr gänzlich rathlos, schlich nach dem Kamin hinüber. In seiner Bedrängniß begann er durch heftiges Schüren die Flammen neu zu beleben. Oliva war in den Schatten des finsteren Flurganges zurückgetreten. Wie

einst auf gefährlichen Bahnen, wenn es der eigenen Sicherheit galt, ihre Sinne auf's Aeußerste anspannend, so überwachte sie jetzt eine Scene, in welcher vielleicht ein einziges Wort über die Zukunft zweier ihr innig befreundeten Menschen entscheiden sollte. An Margaretha vorbei suchte sie Houston's Antlitz. Sie gewahrte die in seinen Zügen sich ausprägende heftige Erregung und fürchtete für die Folgen. Sie erkannte Margaretha's marternde Unentschiedenheit und zitterte. Argwöhnischer hatte sie schwerlich jemals in menschenfeindlicher Wildniß eine bedrohliche Fährte geprüft, als sie jetzt die Regungen der vor ihr Stehenden berechnete.

So verrannen Sekunden in Bangigkeit. Endlich regte sich Margaretha's Gestalt. Nur einen verschwindend kurzen Zeitraum schwankte sie, ob sie flüchten oder sich zu dem Leidenden hinüberbegeben sollte, und ihre Fassung war dahin. Thränen entstürzten ihren Augen, Thränen, welche Houston wie ein Segen von oben begrüßte, den Bann lösten, der sich um seine Sinne gelegt hatte.

„Margaretha," sprach er, seine Stimme nur wenig über den Flüsterton erhebend und dennoch mit unbeschreiblicher Innigkeit, „ist es denn Wirklichkeit —"

Da schluchzte Margaretha laut auf, und nach dem Bett hinübereilend, sank sie erschöpft neben demselben auf den Stuhl.

„Wie muß ich Sie wiedersehen," entwand es sich kaum verständlich den bebenden Lippen, indem sie die ihr entgegengestreckte Hand mit ihren beiden ergriff; „wie müssen Sie gelitten haben! Der Gedanke, daß Sie zürnend von mir gegangen waren, verfolgte mich Tag und Nacht —"

„Zu mir sind Sie gekommen?" fiel Houston matt ein, „zu mir, einem Halbtodten? Sehen Sie doch —" und den freien Arm erhebend, wies er mit den Blicken auf dessen erschreckende Hagerkeit.

„Nein, nein,“ unterbrach Margaretha ihn, auf's Neue in Weinen ausbrechend, und ihrer schmerzlichen Erregung willenlos nachgebend, bedeckte sie seine Hand mit Küssen und heißen Thränen. Und zwischen dem Schluchzen hindurch ertönte immer wieder gedämpft: „Nein, nein — Sie sterben nicht — Sie müssen gesunden — ich trieb Sie von dannen — ich weiß es. Unbesonnen war ich — gegen mein Gefühl handelte ich — ich kam, um mein Unrecht zu bekennen —“

„Wo liegt Ihr Unrecht? Wo das meinige?“ fiel Houston bewegt ein, und sanft zog er seine Hand von ihren Lippen zurück; „erlebte ich aber vor meinem Ende nichts mehr, als diese Minuten, so würde ich meine Augen zufrieden und beglückt schließen. Sollte dagegen der Tod an mir vorübergehen — sollte ich noch einmal der alten Lebenskraft mich erfreuen — Margaretha — dann — dann —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Margaretha war neben dem Bett auf die Kniee gesunken; ihr Antlitz auf seiner Brust bergend, weinte sie bitterlich. Houston hatte beide Hände auf ihr Haupt gelegt. Liebkosend glitten sie über ihre heißen Wangen. Ueberschwängliches Entzücken glühte in seinen Augen, während Wehmuth seine Brust durchzitterte. Wie lächelte das Leben ihm so verheißend, und dennoch, wer sagte ihm, ob seine Athemzüge nicht gezählt seien.

Oliva war der Thür einen Schritt näher getreten. Ihre Aufmerksamkeit hatte sie Martin Findegern zugewendet. Noch immer vor dem Kamin stehend, spähte er wie Hilfe suchend um sich. Auf einen Wink Oliva's gesellte er sich ihr zu. Bevor sie in das gegenüberliegende Zimmer eintraten, ergriff er ihre Hand.

„Das kam überraschend,“ sprach er leise und tief athmete er auf, „mag's d'rum sein — bless you, das

Haus wird gebaut — Rosen und Vergißmeinnicht im Vorgarten — und das Schild — ich redete schon mit dem Doktor darüber — ‚Erste Möbelfabrik von Martin Findegern, Houston und Gebrüder Durlach‘ — der Doktor wird sich wundern — die feinsten Farben sollen mir nicht zu theuer sein —“

So lange lauschte Oliva seinen begeisterten Mittheilungen geduldig; dann unterbrach sie ihn mit den Worten: „Möge der Himmel geben, daß die unvorhergesehene Erregung nicht nachtheilig auf seinen Zustand einwirkt —“

„Vortheilhaft,“ erklärte Martin überzeugend, „sogar mehr als vortheilhaft. An Freude stirbt sich's nicht leicht, das weiß ich zu beurtheilen. War ich selber doch einmal nahe daran, zu heirathen —“

Oliva öffnete die vor ihr liegende Thür und schnitt dadurch ab, was er noch hinzufügen wollte. Gleich darauf begrüßte er Nicodemo in jener eigenthümlichen Weise, aus welcher nur ein Kenner aufrichtige Herzlichkeit herausgehört hätte. —

In dem Krankenzimmer hatte Margaretha sich aufgerichtet. Neben dem Bett saß sie wieder, in ihren beiden Händen die Rechte des Kapitains. Ihre mitleidigen Blicke ruhten in seinen Augen. Wie in einem beseligenden Traum lag er. Er schien die Wirklichkeit immer noch nicht zu fassen. Woher sie plötzlich den Muth nahm, woher das räthselhafte, hingebende Vertrauen, sie wußte es nicht. Ebensowenig kannte sie die Quelle, aus welcher sie die vielen tröstlichen Worte schöpfte, mit welchen sie ihn ermahnte, sich zu beruhigen, sich zu schonen, mit ernstem Willen seine Heilung zu fördern zu ihrem beiderseitigen Glück. Und so sanft klang ihre Stimme, so unbeschreiblich milde und fürsorglich, indem sie ihm das Sprechen widerrieth. Als sie aber inne wurde, daß ihr herziger Zuspruch erquickend, gleichsam belebend auf ihn

einwirkte, da flossen Worte und Bilder ihr aus allen Richtungen in reicherem Maße zu. Zugleich lauschte sie besorgt auf seine Athemzüge. Diese aber folgten ruhig aufeinander; über sein bleiches Antlitz hatte sich ein eigenthümliches Gepräge seligen Behagens ausgebreitet, welches nicht mißdeutet werden konnte. Sie sah, wie seine Blicke an ihren Lippen hingen; doch auch, daß Erschöpfung ihn allmälig übermannte, er nur noch matt gegen Müdigkeit kämpfte, und leiser wurden ihre Worte, inniger noch und tröstlicher klang ihre Stimme, bis ihm endlich die Augen zufielen. Der glückliche Ausdruck blieb dagegen unverändert, als hätten ihre Erzählungen sich in seine Träume eingeschlichen, vor ihn hinzaubernd verheißende Bilder kommender glücklicher Tage.

Erst nachdem Houston fest eingeschlafen war, verstummte Margaretha. Eine Weile betrachtete sie ihn aufmerksam. Heiliges Mitleid einte sich in ihren Blicken mit den allerzärtlichsten Empfindungen. Plötzlich eilte sengende Gluth über ihr freundliches Antlitz. Es erzeugte den Eindruck, als wäre sie über sich selbst erschrocken. Aengstlich sah sie um sich. Still lag das Gemach. Nur die Flammen polterten und plauderten geheimnißvoll und machten die Schatten auf den Wänden tanzen, daß Fegefeuer hätte von ihnen lernen können. Niemand sah sie, Niemand hörte sie. Tiefer neigte sie sich über den Schlafenden hin, tiefer und tiefer, bis sie endlich seine Stirn mit den Lippen berührte.

Wie in dem Bewußtsein, ein Fehl begangen zu haben, richtete sie sich hastig auf. Houston regte sich, als hätte er erwachen wollen. Gleich darauf aber umfing der Schlaf ihn um so fester. Margaretha schwankte in ihrem Entschluß. Jungfräuliche Befangenheit ließ ihr Antlitz wieder tiefer erglühen. Sie meinte, nicht offenen Blickes vor Oliva und die übrigen Freunde hintreten zu

können. Minuten des Zagens verstrichen noch, bevor sie sich aufraffte und leise aus dem Zimmer schlich. Als sie bei den alten Farmersleuten eintrat, wo alle Blicke sich auf sie richteten, flüchtete sie zu Oliva hinüber, und deren Nacken mit beiden Armen umschlingend, weinte sie an ihrem Herzen Thränen des Glückes und der Wehmuth.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden und darüber waren verstrichen, als die Letzten der unter dem gastlichen Schindeldach Vereinigten endlich in diesen und jenen Winkel, sogar in dem Heuschuppen nach der Art Fegefeuer's zur Ruhe gelangten. Dann lag das Farmgehöft wie selbst in Schlaf versunken. Nur aus dem Krankenzimmer drang durch die beiden kleinen Fenster der Schein des fortgesetzt unterhaltenen Kaminfeuers in's Freie hinaus. Martin Findegern hatte es sich ausbedungen, die erste Wache bei seinem Lehrling zu übernehmen. Neben dem Bett saß er, seine Aufmerksamkeit zwischen dem Kapitain, dem Kaminfeuer und dem vor demselben lang ausgestreckten Dragoner ziemlich gleichmäßig theilend. Houston schlief ununterbrochen. Es war, als hätte mit Margaretha ein guter Engel seinen Einzug in das Haus gehalten, hier segnend zu sanftem Schlaf, dort zur Rückkehr neu erblühenden fröhlichen Lebens. —

Die letzten Besorgnisse Oliva's zerrannen, als sie folgenden Morgens in Margaretha's Begleitung Houston den ersten Besuch abstattete. Den anfänglich erschöpfenden Regungen überschwänglichen Glückes war geistige Ruhe gefolgt. Die Blicke auf ein verlockendes Ziel gerichtet, erstarkte der Wille, dasselbe zu erreichen, sich dem Leben zu erhalten.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zwei Tage blieben Alle noch in dem Farmhause beisammen. Dann traten Martin Findegern und Marga-

retha in des unermüdlichen Nicodemo Begleitung die Reise nach Kansas City an, um die Vorbereitungen zu Houston's Ueberführung nach dorthin einzuleiten. Das Wiedersehen der drei Geschwister war ein ergreifendes. Doch was auch immer die Stimmung trüben mochte, die Erfahrungen Markolf's, des einst so lebensfrohen trotzigen jungen Hünen: Keiner wagte mit einer Silbe daran zu rühren. Selbst Martin vermochte sich nicht zu den ihm sonst so geläufigen bissigen Bemerkungen emporzuschwingen. Es besänftigte ihn vollends die freundliche Ehrerbietung, mit welcher die beiden jungen Männer ihm stets begegneten und den von ihm unzertrennlichen Seltsamkeiten Rechnung trugen.

So vergingen vier Tage in stillem traulichen Beisammensein, als auch Houston, dessen Ueberführung Nicodemo, Oliva und der Arzt überwachten, eintraf und in den lichten Räumen eines Gasthofes untergebracht wurde. Der erste Blick auf ihn bestärkte Martin und Margaretha in der zuversichtlichen Hoffnung, daß er sich auf dem Wege einer zwar langsamen, jedoch vollständigen Heilung befinde. Eine Woche dauerte es darauf nur noch, bis man sich von einander trennte. Es geschah zwei Tage, nachdem Oliva und Nicodemo in Gegenwart ihrer Freunde nach Landessitte von einem Notar gesetzlich vereinigt wurden. Maurus war zu seinem Regiment zurückberufen worden, wogegen Houston, Nicodemo, Oliva, Margaretha und Martin den nächsten Dampfer zur Reise nach St. Louis hinunter benutzten. Markolf wendete sich stromaufwärts. Alle goldenen Versprechungen Martin's, alles Flehen und alle Thränen Margaretha's prallten an seinem eisernen Willen ab. Den Vorstellungen der Anderen begegnete er mit der Erklärung, nicht mehr unter glückliche Menschen zu gehören. Ferneren Versuchen, ihn zu beeinflussen, entzog er sich dadurch, daß er plötzlich verschwand. In

einem hinterlassenen Schreiben bot er Allen ein herzliches Lebewohl. Sein nächstes Ziel war die Mission in den Council-Bluffs. Mit sich trug er einen Brief von Maurus an Lydia, in welchem derselbe seinen Besuch für die ersten Tage nach dem Friedensschluß ankündigte.

Leichter, als man voraussetzte, legte Houston, der noch immer streng an's Lager gefesselt blieb, die Fahrt nach St. Louis zurück, wo die Heimkehrenden von Krehle bereits ungeduldig erwartet wurden. Hatte er doch in Gemeinschaft mit Kleopatra und Fegefeuer in dem Schneckenhause Alles zu einem würdigen Empfange hergerichtet.

Die ersten Besucher, welche die Heimgekehrten in dem Schneckenhause empfingen, waren Nicodemo und seine junge Frau. In einem Gasthofe wohnten sie, um daselbst den Frühling zu erwarten und bis dahin unter dem Beistande Alonso's ihre äußeren Verhältnisse zu ordnen. In der Stadt gedachte kaum noch Jemand des plötzlich verschwundenen räthselhaften Spions. Noch weniger hätte man hinter der schönen jungen Frau mit dem ruhigen ernsten Wesen und dem häufiger zum Durchbruch gelangenden milden Lächeln, den einstigen verwegenen Vaquero gesucht. Manchen Abend verbrachten die beiden Gatten in dem Schneckenhause, wo sie mit den liebgewonnenen Freunden sich an der fortschreitenden Heilung des Kapitains erfreuten. Politik wurde nur noch nebenbei getrieben, die Flagge nur noch zur Feier ganz besonders wichtiger Ereignisse gehißt. So gingen die Tage in patriarchalischer Ruhe dahin — die gelegentlichen Reibungen zwischen den beiden unverbesserlichen alten Knaben zählten nicht — und auch derjenige erschien endlich, an welchem der Friedensschluß verkündigt wurde, die Menschen erleichtert aufathmeten und sich rüsteten, in regem Schaffen die dem mächtigen Reich geschlagenen Wunden zu heilen, die Spuren des brudermörderischen Krieges allmälig ganz zu verwischen.

Auf Martin Findegern übte der Friedensschluß insoweit eine tiefere Wirkung aus, als er die sich plötzlich dringlicher wiederholenden Angebote für sein Grundstück pfiffig berechnend gewissermaßen ablehnend erwog, um schließlich dessen bis an den Garten reichende Hälfte zu einem ungeahnt hoch hinauf geschraubten Preise zu verkaufen. Dann aber begann auf der ihm gebliebenen Fläche vor dem Schneckenhause eine Regsamkeit, wie sie zuvor kaum Jemand dem als störrisch und einfältig verschrienen alten Sargfabrikanten zugetraut hätte. Da wurden Techniker und Baumeister zu Rathe gezogen; da wurde vermessen und der Erdboden aufgewühlt; da wurden Steine und Balkenwerk zu Baugerüsten angefahren, und zwar geschah Alles mit einem Eifer, als wäre Jeder von dem Wunsche durchdrungen gewesen, das neue Wohnhaus baldigst herzustellen, ein Zeitpunkt, mit welchem Margaretha's und Houston's Hochzeit zusammenfallen sollte. —

Der Frühling war da. Nordwärts zogen die befiederten Wanderer der Lüfte; südwärts nach der eigenen Heimstätte stand der Sinn Nicodemo's und Oliva's. Ihr nächstes Ziel war die Mündung des Arkansas, um von dort aus die Ueberlandreise nach dem vom Kriege verschont gebliebenen westlichen Texas anzutreten.

Der Dampfer, der sie stromabwärts entführen sollte, hatte aufgeheizt. Zum dritten Mal ertönte die Glocke, welche die Reisenden an Bord rief. Auf der Gallerie standen Nicodemo und Oliva, immer wieder treue Grüße mit den Freunden aus dem Schneckenhause austauschend. Und Alle waren sie gekommen, ihnen ein von den innigsten Herzenswünschen getragenes letztes Lebewohl zuzurufen. Sogar Fegefeuer fehlte nicht. Als der Dampfer rückwärts nach dem Strome hinaufglitt, um die Scheidenden binnen kürzester Frist dem Gesichtskreise der auf dem Ufer Versammelten zu entziehen, lebte Wehmuth in allen Augen;

in den getrübten Blicken offenbarte sich schüchtern die aus dem Herzen emporgesendete Frage nach der Möglichkeit des Wiedersehens. Die Bande, welche sich unter Gefahren und in den verhängnißvollsten Lagen zwischen den so verschiedenartigen Gestalten webten, reichten ja weit, weit über die Gegenwart hinaus. — — —

Die grünenden Ebenen schmückten sich mit Blumen, in üppigem Laub prangten Baum und Strauch, als Maurus nach verhältnißmäßig kurzer Fahrt vor den Council-Bluffs landete. Die Uniform hatte er bald nach dem Friedensschluß abgelegt. Ein wenig gebeugt und in ernste Gedanken versunken, folgte er langsam dem Wege nach dem Missionshause hinauf. Vor seinem Geiste schwebte Lydia. Wie sollte er sie wiederfinden? Welche Spuren hatte der schwerste Schlag, der sie hätte treffen können, bei ihr zurückgelassen, bei ihr, deren holde Erscheinung selbst in den widerwärtigsten Lagen sein Auge entzückte, seine Brust mit dem heißesten Sehnen erfüllte? Wo war ihr ursprünglicher Frohsinn geblieben? Wo nach den schmerzlichen Erfahrungen jene freundliche und doch so bange Hoffnung auf ein versöhntes Geschick, welche sie in den Stunden schwerer Prüfungen aufrecht erhielt, ihren Muth stählte? Zufällig sah er auf. Die Blicke voraussendend, gewahrte er eine schwarz gekleidete Frauengestalt, die ihm von der Mission her entgegenkam. Durch das Eintreffen des Dampfers, damals dort noch eine Seltenheit, dazu bewogen, befand sie sich auf dem Wege, nach eingelaufenen Briefen zu forschen. Ueber die Persönlichkeit der einsamen Wanderin nicht in Zweifel, beobachtete er klopfenden Herzens, wie dieselbe, das Haupt geneigt, in sinnender Haltung sich einherbewegte. Plötzlich blieb sie stehen. Aufschauend, war sie seiner ansichtig geworden. Eine Weile verharrte sie regungslos. Dann ihre Schritte beschleunigend, näherte sie sich bald so

weit, daß er ihr Antlitz zu unterscheiden vermochte, und immer deutlicher traten mit dem Schwinden des zwischen ihnen bestehenden Zwischenraumes ihre so vertrauten Züge hervor. Tiefe Gluth bedeckte dieselben. Aengstliche Erwartung sprach aus ihren guten Augen. Als sie ihm aber beide Hände entgegenstreckte, Maurus dieselben mit zärtlichem Druck ergriff und an seine Lippen hob, da belebte sich überwältigend die Erinnerung an die erschütternden Ereignisse, welche auf die Zeit ihrer Trennung entfielen. Heiße Thränen entstürzten ihren Augen, heftiges Schluchzen wehrte ihr, den innigen Gruß des Freundes zu erwiedern.

„Jetzt habe ich nur noch Sie allein," brachte sie endlich vor tiefer Bewegung mühsam und kaum verständlich hervor, und im nächsten Augenblick ruhte sie still weinend an seinem Herzen.

— — — — — — — — — — — —

Arm in Arm, eng aneinander geschmiegt, wandelten sie nach der Anhöhe hinauf. Nicht stürmisches Aufjauchzen der Herzen begleitete den Austausch ihrer Empfindungen. An dessen Stelle erfüllte sie das ernste, beseligende Bewußtsein, einander anzugehören, bis in die Ewigkeit hinein. Zur Wehmuth milderte sich der Schmerz um unwiederbringlich Verlorenes.

In geringer Entfernung lag das stille Missionshaus, wo man ihre Nähe noch nicht ahnte, vor ihnen. Durch die geöffneten Fenster der Halle drang die belehrende Stimme Mac Kinney's zu ihnen heraus. Maurus blieb stehen. Vor Lydia hintretend, zog er sein Taschenbuch hervor.

„Eine schmerzliche und doch tröstliche Aufgabe möchte ich erfüllen, bevor wir mit unseren Freunden uns vereinigen," sprach er bewegt, indem er das Buch öffnete und Lydia darreichte. „Ein wohlwollendes Geschick hat es

gefügt, daß ich unbefangen Sie mit den letzten Worten eines theuren Verstorbenen vertraut machen darf."

Lydia senkte die Blicke auf das bezeichnete Blatt. Zwischen Thränen hindurch las sie die mit einem von unsicherer Hand geführten Bleistift geschriebenen, nothdürftig zu entziffernden Worte:

„Lydia, meine Tochter, mein einziges Kind. Ich segne Dich mit meinem letzten Athemzuge. Traure nicht zu sehr um mich. Was der Herr thut, ist wohlgethan. Kapitain Durlach, mein treuester Freund und Gefährte, wird Dir diese Worte zutragen. Er ist der Einzige, dem ich Dich anvertrauen möchte. Ich kenne ihn und seine Zuneigung zu Dir. Kannst Du ihm freudigen Herzens zum Traualtar folgen, so wird mein Segen euch begleiten immerdar — lebe wohl —"

Nachdem Lydia geendet hatte, küßte sie die Schrift; nach einem fragenden Blick in Maurus' Augen behielt sie das Buch.

„Wenn er das noch erlebt hätte," sprach sie leise und ihre Stimme zitterte vor Wehmuth, „aber er wußte, daß ich nur dem besten aller Männer meine ganze Zukunft anvertrauen würde. Sein Segen gilt uns Beiden — wenn er nur das noch erlebt hätte," und ihren Arm wieder in den Maurus' legend, wandelten sie schweigend ihrem nahen Ziele zu.

Nachdem sie bei Mac Kinney und den Seinigen eingetreten waren, behauptete die Freude des Wiedersehens zwar ihre Rechte, allein auf den Gemüthern ruhte es dennoch wie ein trüber Schatten. Der Name Daisy schwebte auf allen Lippen, verrieth sich in allen Augen. Die liebliche Wiesenblume der Council-Bluffs hatte sich zu tief in alle Herzen eingegraben. Sie konnte nicht vergessen werden. Ihr trauriges Ende, herbeigeführt durch unendliche Liebe, umwebte das Bild des holden bräun-

lichen Kindes mit der Glorie einer unschuldsreinen Märtyrerin.

Markolf hatte auf seiner Reise nach dem Norden nur wenige Tage auf der Mission geweilt. Dann war er trotz des herrschenden strengen Winters in Begleitung seines Freundes Kit Andrieux in die Wildnisse am oberen Yellowstone-Fluß zurückgekehrt.

Bevor Maurus und Lydia ihre Reise stromabwärts antraten, hatte auf der Mission eine stille Feier stattgefunden. Sie galt ihrer Vereinigung für's ganze Leben, zu welcher Mac Kinney sie einsegnete. Ueber ihre gemeinschaftliche Zukunft waren sie noch nicht schlüssig geworden, und gedachten daher, ihr vorläufiges Heim in St. Louis aufzuschlagen. Erst Martin Findegern, in dessen Hause sie täglich verkehrten, führte mit seinem praktischen Sinn eine Entscheidung herbei. Um dem Lydia zugefallenen reichen Landbesitz neuen und erhöhten Werth zu verleihen, drang er darauf, zunächst die Fabriken nebst Wohnhaus wieder aufzubauen, und zwar gediegener noch, als sie früher errichtet worden waren. Es sollte damit bewiesen werden, daß die umfangreichen Anlagen eines durchaus soliden Untergrundes nicht entbehrten. Maurus' und Lydia's ernsten Bedenken begegnete er zu deren maßlosem Erstaunen mit der Erklärung, daß er gesonnen sei, um sein Vermögen gegen alle Wechselfälle zu sichern, ihnen achtzigtausend Dollars vorzuschießen und als erste Hypothek auf die Rutherfield'sche Besitzung eintragen zu lassen. Nicht minder erstaunten sie, als Martin Findegern, Krehle, Margaretha und Houston sie in das Sargmagazin führten, wo ihre Aufmerksamkeit durch eine vier Fuß breite und zwanzig Fuß lange sorgfältig zusammengefugte Plankentafel gefesselt wurde. Ein sauber ausgekehlter schwarz lackirter Rahmen umgab die glatte weiße Fläche; auf dieser aber stand mit großen lateinischen Buchstaben ge-

schrieben: „Erste Möbelfabrik von Martin Findegern, Houston und Gebrüder Durlach.“ Außerdem unten rechts in der Ecke: Dr. Arminius Krehle fecit. Gegen das „Gebrüder Durlach“ erhob Maurus zwar sehr bescheiden Einwendungen, indem er darauf hinwies, daß die Besitzung im Staate Kansas auf Jahre hinaus seine ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, allein damit drang er bei dem begeisterten alten Sargfabrikanten nicht durch. Zunächst berief er sich darauf, daß Markolf's Uebersiedelung nach der Werkstatt nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, außerdem aber die Grethe allein schon ausreichend sei, mindestens ein halbes Dutzend Gebrüder Durlach zu ersetzen, und damit war die Sache erledigt. —

Die Fundamentmauern der umfangreichen Fabrikanlagen waren bereits über die Erdoberfläche hinausgewachsen, und hundert Hände regten sich unter der Aufsicht erfahrener Meister, um den Bau zu fördern, als Maurus und Lydia endlich nach ihrem eigenen Heim aufbrachen, welches freilich erst, wie der Vogel Phönix, aus der Asche neu erstehen sollte.

Ob Martin Findegern, als er Markolf's gedachte, von einer dumpfen Ahnung beseelt gewesen, wußte er selber nicht. Sicher ist nur, daß im Spätherbst — Wohnhäuser, Werkstätten und Magazine standen schon unter Dach — die Bewohner des Schneckenhauses eines Abends in ihrem traulichen Beisammensein durch den pflichtgetreuen Hobel aufgestört wurden und gleich darauf Markolf bei ihnen eintrat, Markolf selbst, wettergebräunt und in Leder gekleidet, wie er geraden Weges vom Yellowstone heruntergekommen war. Während der stürmischen Begrüßung der Schwester und der warmen Freudenbezeugungen der anderen Anwesenden wich der tiefe Ernst zwar von seinem durch Mühen und Entbehrungen verhärteten und abgemagerten Gesicht, jedoch nur auf kurze Zeit.

Dann beherrschte wieder ein Anflug von Schwermuth seine einst vor Lebenslust gleichsam strotzenden Züge. Derselbe Ausdruck verließ ihn nicht, als er zur späten Stunde Martin Findegern noch einmal die Hand reichte und erklärte, daß ihm nach den bitteren Erfahrungen die Einsamkeit der Wildniß unerträglich geworden sei, er sich daher nach einer Umgebung und Beschäftigung sehne, bei welcher er weniger auf sich allein angewiesen, wie den Körper auch den Geist reger zu erhalten vermöge.

„Wozu die Tischlerei die beste Gelegenheit böte," meinte Findegern, die Brauen hoch nach der Stirn hinaufschraubend, und das Spitzbärtchen sanft ausreckend spähte er erwartungsvoll in Markolf's Augen. Als dieser aber ein zustimmendes Zeichen gab, da sprang er auf, und Markolf leidenschaftlich umarmend, betheuerte er in der gewohnten begeisterten Weise, daß eine kurze Lehrzeit genüge, ihn zu befähigen, gemeinschaftlich mit dem geschäftskundigen Houston als Mitinhaber an die Spitze der zu begründenden Fabrik zu treten, wozu alle Vorbereitungen schon getroffen seien. Nur die späte Stunde hinderte ihn, den wiedergefundenen Sohn, wie er ihn nannte, nach dem Sargmagazin zu führen und ihm das mit seinem Namen geschmückte prachtvolle Schild vorzustellen.

Mit einer Empfindung erwachenden heimathlichen Behagens stimmte Markolf Allem zu. Wenn aber Martin eine derartige Wandlung der Gesinnung bisher stets bezweifelte, so erschien es Markolf unbegreiflich, nicht schon beim ersten Zusammentreffen mit dem groben Onkel, der von der Hand in den Mund zu leben behauptete, dessen goldenes Herz herausgefunden zu haben.

Trotz des dringenden Zuredens von Seiten des um ihn wunderlich zärtlich besorgten Onkels, lehnte Markolf eine längere Rast ab. Schon nach wenigen Tagen stand er zu Martin's Entzücken in blauer Schürze hinter der

Hobelbank, nach dessen weisen Belehrungen wie der nunmehr wieder vollständig arbeitsfähige Houston sich mit Hobel und Säge befreundend. Die Handgriffe, welche er sich während seines Aufenthaltes in dem an Hilfsmitteln armen Westen aneignete, kamen ihm dabei zu statten, so daß Martin darauf schwor, gleich beim ersten Anblick eine wahre Tischlernatur in ihm entdeckt zu haben. Seine Achtung vor dem stillen, freundlichen Neffen wuchs noch, als derselbe beim Ausmalen der Flurgänge und Treppenwände des neuen Wohnhauses Krehle eifrig zur Hand ging und dabei wirkliches Talent bewies, welches er schon auf den Schulen mit Vorliebe pflegte. Ob Krehle sein Uebergewicht anerkannte, ist zweifelhaft; auf alle Fälle faßte er große Zuneigung zu ihm. Alle in die höflichsten Formen gekleideten Vorschläge Markolf's, darauf berechnet, seine barocke Phantasie zu zügeln oder hier und da die bessernde Hand anzulegen, erklärte er für vortrefflich und seiner eigenen künstlerischen Seele entlehnt. Martin Findegern schwamm in einem Meere der Wonne. Es gipfelte darin, daß er Markolf die mit Pinsel und Palette verbrachte Zeit als hinter der Hobelbank verwerthet anrechnete, wodurch zu Aller heimlichem Ergötzen die als unerläßlich verschriene Lehrzeit erheblich abgekürzt wurde.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein Jahr und sechs Monate sind seitdem verstrichen, und fertig stehen alle von Martin Findegern in Angriff genommenen Bauten da. Bezahlt sind Architekten, Maurer, Zimmerleute und sonstige Gewerksmänner, bezahlt die Lieferanten und Gärtner. Nicht ein Sandkorn befindet sich auf dem nunmehr mit einer vornehmen Mauer umgebenen stattlichen Besitzthum, an welches ein Anderer, als Martin Findegern, irgend ein Anrecht besessen hätte.

Nennt man ihn infolge dessen jetzt einen schwer reichen Mann, so läßt er es mit einer gewissen nachlässigen Würde über sich ergehen. Krehle allein vertraut er gelegentlich unter vier Augen an, daß solche Gerüchte lächerlich seien, dagegen seinem Unternehmen und dem Absatz der Waaren nur förderlich sein könnten. In das villenartige Wohnhaus sind Houston und Margaretha schon vor Monaten als ein glückliches Paar eingezogen. Auf der anderen Ecke des Grundstücks erhebt sich ein ähnliches Gebäude, in welchem die Comptoirs, die Räumlichkeiten für Zeichner und Modelle und eine sehr freundlich eingerichtete Wohnung für Markolf sich befinden. Ein geschmackvoll angelegter Garten verbindet die beiden Häuser gewissermaßen miteinander. Derselbe wird durch einen breiten Weg in zwei Hälften getheilt. Die Einfahrt begrenzen zwei massive Pfeiler, welche das Riesenschild mit der leuchtenden Inschrift tragen. Wohlweislich hatte man dasselbe vor gänzlicher Fertigstellung der Bauten zur Probe angebracht, jedoch nur auf acht Tage. Dieser Zeitraum hatte genügt, die beiden alten Junggesellen zu überzeugen, daß die auf der Straße Vorübergehenden wohl die große Freude des Anblicks der prachtvollen Inschrift genössen, sie selbst dagegen, wenn in ihren Mußestunden auf der Veranda sitzend, durch die weißgestrichenen Planken hätten hindurchsehen müssen, um sich einen ähnlichen Genuß zu bereiten. Eine ernste Berathung folgte, die von beiden Parteien mit gleichem Eifer und einer seltenen Einmüthigkeit geführt wurde. Die Folge davon war, daß man noch selbigen Tages das Schild in das Sargmagazin zurückschaffte, wo Krehle ungesäumt an's Werk ging, die Rückseite mit derselben Inschrift, nur in etwas verändertem Farbenspiel, zu versehen.

Es ist Sommer. In den beiden Vorgärten blühen, nach Martin Findegern's Angabe, Rosen und Vergiß-

meinnicht in Fülle. Die Verwaltung des Hauptgartens haben dagegen Margaretha und Krehle in die Hand genommen. Im Hintergrunde erheben sich die reichbelebten, umfangreichen Werkstätten, die Räumlichkeiten für die Dampfmaschine, durch welche Sägen und Hobel in Bewegung erhalten werden, und endlich ein vierstöckiges Magazin für die fertigen Möbel. Ueberall Klopfen, Hämmern, Fauchen, Schnarren, Kreischen und Schrammen. Ueberall Martin Findegern, nach wie vor in blauer Schürze, hohem schwarzem Hut und mit dem Alles zugleich prüfenden, lustig blinzelnden Beobachtungsauge. In den Comptoirs vor den hohen Pulten stehen Houston, Markolf und mehrere andere junge Leute, eifrig mit Schreiben und Rechnen beschäftigt. Krehle sollte auf Grund seiner Gelehrsamkeit ebenfalls in die Geschäftsführung eintreten, lehnte es aber bescheiden ab, nachdem er den ersten Blick in ein Kontobuch geworfen hatte und, wie er behauptete, eine volle Stunde später noch endlose Zahlenreihen vor seinen beleidigten Augen tanzten. Um indessen nicht ganz unbetheiligt zu bleiben, unternahm er es mit großem Erfolg, täglich neue Artikel für englische und deutsche Zeitungen anzufertigen, in welchen er nach amerikanischem Muster die Erzeugnisse der Möbelfabrik von Martin Findegern, Houston und Gebrüder Durlach aller Welt als das Vorzüglichste und Berühmteste pries, was je unter menschlichen Händen hervorgegangen sei, und mit einer gewissen Berechtigung. Denn dieselbe Gewissenhaftigkeit, mit welcher Martin Findegern selbst die allerkleinsten Kindersärge herstellte, läßt er jetzt in dem noch immer wachsenden neuen Wirkungskreise walten.

Im Uebrigen leben die beiden alten Knaben nach wie vor in dem Schneckenhause, wo ihre langjährigen Gewohnheiten durch nichts gestört werden. Den Versuch, sie zur Uebersiedelung nach einem der neuen Häuser zu bewegen,

wiesen sie sogar Margaretha gegenüber mit Entrüstung zurück. Zu glücklich und zufrieden fühlten sie sich zwischen ihren bemalten vier Pfählen. Da Martin nur noch aus Liebhaberei hin und wieder einen Sarg anfertigt, findet Krehle wenig Gelegenheit zum Lackiren. Mit um so größerem Fleiß widmet er sich dafür der Malerei und der Gartenbestellung. Trotz des engen Zusammenlebens und der zwischen ihnen vermittelnden freundlichen Einflüsse verbringen sie ihre müßige Zeit abwechselnd im herzlichsten Einvernehmen und im bissigsten Hader. Beides ist ihnen im Laufe der Jahre gleich unentbehrlich geworden.

Bei ihnen wohnt nur noch Fegefeuer, Beide mit der gleichen Aufmerksamkeit bedienend und stets beflissen, die einander widersprechenden guten Lehren Beider mit der gleichen Gemächlichkeit in das eine Ohr herein und zu dem anderen wieder hinaus gehen zu lassen. Für ihre Verpflegung sorgt Kleopatra auf's Beste.

Wie oft Margaretha zwischen ihrer überaus freundlichen Wohnung und dem Schneckenhause hin und her wandelt, möchte schwer zu berechnen sein. Hier wie dort ist sie der freundliche Hausgeist, welcher erquickendes, heiteres Licht und belebende Wärme über das ganze Grundstück verbreitet. Zuvorkommend pflichtet sie bei, wenn Krehle ihr würdevoll väterlich an's Herz legt, den zahllosen Seltsamkeiten seines verehrten Freundes, des Herrn Martin Findegern, gegenüber pietätvoll Nachsicht zu üben, und ebenso treuherzig verspricht sie bei einer anderen Gelegenheit dem ehrlichen Tischleronkel, sich durch die endlosen Schrullen des Herrn Doktor Krehle nicht in ihrem günstigen Urtheil über ihn beirren zu lassen, sondern ihn sowohl als Menschen wie als großartigen Künstler und Gelehrten zu achten und zu ehren. Zuweilen begegnet sie Martin auf ihrem Wege; dann ist es eine Lust zu be-

obachten, wie Beide, sie prangend in jugendlich holder Frauenanmuth, er dagegen stolz in blauer Schürze und schwarzem Cylinder, ihre Umgebung eingehend besichtigen. Weiß Martin bei solchen Gelegenheiten den langjährigen Genossen fern, so ereignet es sich auch, daß er, wie einst bei Margaretha's erstem Besuch im Sargmagazin, sich zu einer kleinen Vorlesung über Weltweisheit im Allgemeinen emporschwingt.

„Das Schild da oben ist wirklich ein Staat," heißt es immer wieder einmal, „der Grethe, nämlich Deiner guten Mutter, würde das Herz vor Freude lachen, wäre es ihr vergönnt, nur einen einzigen Blick darauf zu werfen. Selbst der Herr Geheimrath möchte keinen Anstoß daran nehmen, daß die Namen seiner Kinder, als mit zur Tischlerinnung gehörend, auf dem Prachtschild verzeichnet stehen. Wer hätte das geahnt! Der Herr Geheimrath ebenso wenig wie ich, als er mir damals die vierhundert Thaler schenkte."

„Sie waren also dennoch geschenkt?" fragt Margaretha freundlich.

„Bless you, Kind, nachdem Du's errathen hast, will ich's nicht länger bestreiten, und wenn ich's den hoffährtigen Landstreichern anders vorredete, so geschah's, weil's kein weiteres Mittel gab, ihnen das Geld in die Taschen zu spielen. Und schuldig war ich's ihnen, weil auf dem Geschenk ihres Vaters ein großer Segen ruhte, oder ich hätt's nimmermehr so weit gebracht."

„Bei unserem ersten Besuch fürchtete ich, daß nie ein auch nur annähernd erträgliches Verhältniß zwischen Ihnen und den beiden Jungen zu Stande kommen würde."

„Das bezweifelte ich selber, denn störrisch waren sie wie Hirnholz, auf welchem das beste Hobeleisen sich umlegt, und derohalber machte ich nicht viel Umstände mit ihnen. Bless you! Was wohl aus ihnen geworden wäre,

hätte ich allsogleich um die Ehre gebeten, sie bis über die Ohren in einen Geldsack stecken zu dürfen, wogegen wir jetzt Alle miteinander zufrieden sein können. Und euch ein richtiger Onkel zu sein, gelobte ich mir bei eurem ersten Anblick. Denn als ich euch vor mir sah und in jedem eurer Gesichter, namentlich in Deinen muthwilligen Augen, etwas von der Grethe, meiner einzigen Schwester — Gott hab' sie selig — entdeckte, da war's mir, als hätte eine warme Hand sich auf mein Herz gelegt, und eine vertraute Stimme mir leise zugeraunt: ‚Du, Martinbruder,‘ — so nannte sie mich nämlich in ihrer Gutherzigkeit — ‚Du, Martinbruder, ich schicke Dir meine Kinder. Um der Liebe willen, die zwischen uns Beiden nie einen Bruch erlitt, nimm Dich ihrer an, auf daß ich ruhig schlafe.‘ Ja, ja, das meinte ich zu vernehmen, und ich gelobte abermals im Stillen feierlich, für euch zu sorgen; da magst Du Dir vorstellen, wie mich's wurmte, als die Schlingels sich ihrem Mutterbruder gegenüber auf die Hinterbeine stellten. Doch das ist jetzt vorbei, und wenn der Herr Doktor Krehle hinübergeht — trotz seiner Verdrehtheiten und des verruchten Mundwinkels,“ hier wirft Martin zu Margaretha's heimlichem Ergötzen den üblichen argwöhnischen Blick um sich, „wird ihm im Himmel jedenfalls ein feines Plätzchen, wohl gar ein Atelier angewiesen werden — kann ich ihm mit gutem Gewissen einen herzlichen Gruß an die Grethe mit auf den Weg geben. Auch soll er ihr bestellen, sie möchte sich der ewigen Seligkeit ungestört gründlich erfreuen, dieweilen ich für ihre Kinder wie ein richtiger Vater gehandelt habe; da erfährt's auch der Herr Geheimrath.“

„Ja, das thaten Sie, Onkel Bless you,“ betheuerte Margaretha aus vollem Herzen, ihn mit einer Bezeichnung belegend, die aus ihrem Munde jedesmal wie süße

Musik zu seinen Ohren dringt, „Sie wissen aber auch, mit welcher unendlichen Dankbarkeit —“

„Unsinn, Grethe. Oder meinst Du gar, ich hätte nicht selber meine Lust daran gehabt, wie ihr alle Drei gut eingeschlagen seid? Oder ich sei blind dafür, daß aus euren Angesichtern ein ganzer Berg Zufriedenheit und Glückseligkeit hervorleuchtet?“

„Nur der arme Markolf —“

„Ja, der arme Markolf,“ wiederholte Martin einfallend, und die rechte Hand hinter der Schürze hervorziehend, reckte er das Spitzbärtchen nachdenklich aus, „hm, der arme Junge mit seinem Herzeleid ist mir doppelt an's Herz gewachsen. Aber glaube mir, die Zeit hilft ihm auch über sein Herzeleid hinweg. Ich kenne das nämlich — der Herr Doktor hat freilich keinen Begriff von Liebesangelegenheiten — denn auch ich war einmal dicht vor dem Heirathen, und als es nichts wurde, ließ ich mir deshalb kein einziges graues Haar wachsen, das sagte ich dem Herrn Doktor wohl tausendmal. Und ein Anderer ist Markolf bereits geworden, das läßt sich nicht leugnen. Was die Tischlerei und das Malen anbahnten, das vollendet die Geschäftsführung, die ihn sowohl wie Deinen guten Mann nicht viel zu Athem kommen läßt. Ich seh's noch kommen, daß er sich über kurz oder lang ebenfalls nach einer rechtschaffenen Hausehre umthut.“

Margaretha sinnt nach. Plötzlich erhellen ihre Züge sich zu einem schalkhaften Lächeln, worauf sie lebhaft fragte: „Weshalb nahmen Sie nicht einen zweiten Anlauf zum Heirathen, wenn es mit dem ersten nichts wurde?“

Martin bleibt stehen. Listig blinzelnd sieht er in Margaretha's lachende Augen, indem er anhebt: „Leicht gesagt. Was hätte aber da aus euch werden sollen? Und dann der Herr Doktor Krehle? Bless you! Der mit seinen Verdrehtheiten und dem gänzlich unpraktischen Sinn

wäre trotz seiner Großartigkeit verhungert und verkommen. Keinen Zweiten hätte er gefunden, der mit ihm fertig geworden wäre." Abermals späht er scheu um sich, fährt aber in demselben Athem fort: „Und ferner, Grethe, nachdem ich einmal ein ordentliches Eigenthum erworben hatte, widerstrebte es mir, mich von Jemand beherrschen zu lassen, weder von einer Frau, noch von irgend einem anderen Menschen. Nicht einmal von dem Herrn Doktor oder gar von Dir. Höchstens von der Kleopatra, wenn's sich um ein Sonntagsgericht handelt. Hier bin ich Herr und will's auch bleiben."

Margaretha blickt zur Seite, um ein Lächeln des Muthwillens zu verheimlichen. Weiß doch Keiner besser als sie, unter wessen Joch allein nicht nur der ehrliche Onkel Bless you, sondern auch Krehle, Kleopatra, Fegefeuer und endlich Hobel sich willenlos beugen.

Langsam zwischen den verschiedenen Baulichkeiten einherschreitend, sind sie in den neuen Garten eingetreten. Ringsum ertönt Klopfen, Hämmern, Fauchen, Schnarren, Knirschen und Schrammen. Vor ihnen blühen Rosen, Levkoyen, Lilien und Balsaminen. Wie in den Fabrikräumen regt es sich auch hier in der kleinen Werkstatt der Natur. Bienen im grauen Arbeitskleidchen, pelzverbrämte Hummeln, funkelnde Goldkäfer und schillernde Falter, Alle leisten ihr Bestes. Der Tag ist ja noch so lang und so warm. Hoch steht die Sonne, der Himmel ist blau; in schwarzen Wolken entsteigt der Rauch dem aus dem Maschinenhäuschen emporragenden eisernen Schornstein. —

Vielleicht an demselben Tage, wohl gar zu derselben Stunde besichtigten Maurus und Lydia ebenfalls ihre aus Schutt und Trümmern neuerstandene Besitzung. Auch hier herrschte geräuschvolles Leben und Treiben, nur anderer Art, indem der Dampfkraft ein größeres Recht eingeräumt

worden war. Zu dem Poltern und Stöhnen der Maschinen gesellte sich auf der einen Seite das lustige Klappern und Schnurren des Mühlenwerkes, während auf der anderen große Kreissägen sich ihren Weg schnarchend durch schwere Baumstämme bahnten. Dazwischen lag freundlich einladend das nach dem Plan des niedergebrannten neu erbaute Wohnhaus mit seinen luftigen Räumen und den an der Vorderwand emporstrebenden Ranken der Kletterrose. Bevor Maurus und Lydia die zur Hausthür hinaufführenden Stufen erstiegen, sahen sie noch einmal zurück. Ihre Blicke fielen auf das verwitterte, rauchgeschwärzte Schild, welches noch immer den Namen Rutherfield trug.

„Es steht nicht im Einklang mit den anderen Einrichtungen und verdiente, erneuert zu werden,“ meinte Lydia nachdenklich.

„Zum Herbst,“ antwortete Maurus heiter zustimmend, „bis dahin haben Onkel Martin und Krehle ihren Besuch zugesagt. Ich glaube, die beiden alten Sonderlinge schliefen nicht ruhig in ihren Gräbern, wäre es dem Onkel Martin nicht vergönnt gewesen, eigenhändig ein neues Schild anzufertigen, dem Doktor, nicht die Inschrift nach seinem eigenen Geschmack auszuführen.“

Auf Lydia's schönem Antlitz gelangte ein herziges Lächeln zum Durchbruch, ein Lächeln, in welchem heiliger Seelenfriede und ungetrübtes reines Glück sich spiegelten.

Es ist Mittagszeit. Leute gehen auf der Straße vorüber. Die freundlich vertraulichen Grüße, welche sie herübersenden, beweisen, daß, wie einst Rutherfield, jetzt Maurus und seine anmuthige junge Frau als treue Freunde und Berather in dem neu aufblühenden Städtchen geehrt, geachtet und geliebt werden.

Jahr auf Jahr geht dahin, und auch der Tag naht, an welchem ich zum letzten Male das Wort „Ende“ unter

eine mühevolle und daher doppelt liebgewonnene Arbeit schreibe, die Feder der müden Hand entsinkt. Jahr auf Jahr, und mit jedem neuen wächst das Heer der verschiedenartigsten Gestalten, die sich während des regen geistigen Verkehrs mit ihnen vor meinen Blicken gleichsam verkörperten. Viele, sehr viele schauen befriedigt beglückt darein. Andere senden mir freundliche Grüße zu. Wieder andere wenden sich feindselig ab; sie können nicht verzeihen, daß ich in dem von mir beherrschten kleinen Reich dichterischen Schaffens Gerechtigkeit walten ließ. Diese versinken vor dem rückwärts spähenden Auge in Schatten. Ich habe nichts mehr mit ihnen zu thun. Jenen dagegen — mögen sie mir nur traumhaft vorschweben — schenke ich gern immer wieder meine herzliche Theilnahme. Indem wir uns auf diesem Felde von einander trennen, rufe ich bedauernd jeder einzelnen ein letztes Lebewohl zu. Keine möchte ich übersehen oder vergessen; keine, die noch des Tageslichtes sich erfreut, keine, die von einem unerbittlichen Geschick verfrüht in die Erde gebettet wurde. —

Oliva, diese wunderbare Doppelgestalt! Als ich ihr vor beinah vier Dezennien begegnete, auf den westlichen texanischen Grasfluren war es, da umkreiste sie, sprühend vor Jugendlust, als ebenso gewandtes, wie verwegenes tolles Bürschchen auf ihrem flinken Steppenpferde eine große Rinderheerde. Ich erstaunte über die Geschicklichkeit, mit welcher sie den schweren Dienst eines Vaquero's versah, über die Klugheit und das Selbstvertrauen ihres Auftretens im Kreise verwilderter Kameraden.

Damals ahnte Niemand, sie selbst am wenigsten, was ihr bevorstand, welche furchtbare Erfahrungen sie noch über sich ergehen lassen sollte. Doch wenn das Geschick es sich über Jahre hinaus zur Aufgabe gemacht zu haben schien, sie grausam zu verfolgen, so brachen endlich die Zeiten

an, in welchen sich Alles vereinigte, in reichem Maße zu sühnen, was schon im zartesten Kindesalter an ihr verbrochen wurde.

Sie war noch nicht lange als Herrin in Nicodemo's Haus eingezogen, als dieser, fortgesetzt ängstlich auf ihren Seelenfrieden bedacht, eine günstige Gelegenheit zum Verkauf seines todten und lebenden Eigenthums benutzte. Er erfüllte ihr damit einen heimlich gehegten großen Wunsch. Von dort zogen sie nach Neu-Mexiko an den Rio Grande, wo es Nicodemo gelang, die Besitzung des Vaters Oliva's, wenn auch nicht im ganzen Umfange, käuflich zu erwerben. Wohl athmete Oliva auf den Stätten ihrer frühesten Kindheit freier, wohl gewährte es ihr innige Befriedigung, die dort noch lebenden traurigen Erinnerungen an ihre todten Eltern mit freundlichen Lichtern zu durchweben: ein Anflug von Schwermuth wollte indessen nicht ganz aus ihrem Wesen weichen. Zu sehr war sie geneigt, die Tage ihres abenteuerlichen Feldlebens und die auf dieselben entfallenden grauenhaften Ereignisse, ob wachend, ob träumend, sich immer wieder zu vergegenwärtigen. Und doch begriff sie, wie Nicodemo ihr bei jeder Gelegenheit liebevoll erklärte und betheuerte, daß, ohne die gleichsam krankhafte Sucht nach Vergeltung befriedigt zu haben, eine ihr ganzes irdisches Dasein vergiftende Leere in ihrem Inneren zurückgeblieben sein würde. Erst als ein junges Leben sich unter ihren Augen kräftig entwickelte, mütterliches Glück, mütterliche Pflichten und Sorgen ihr ganzes Sein erfüllten, wich der letzte Schatten von ihrem Gemüth. Es rief den Eindruck hervor, als ob jene Tage und Ereignisse in die fernste Vergangenheit zurückgetreten wären. So kostete es sie schließlich keine Ueberwindung mehr, in der Unterhaltung mit Anderen ihrer und Nicodemo's den Unionstruppen geleisteten Dienste freimüthig zu gedenken. Von dem Spion Kampbell sprach sie wie von einer dritten

Person. Die heiße Dankbarkeit, mit welcher sie Nicodemo ergeben war, der mit seiner unerschütterlichen Treue nie von ihrer Seite wich, stets seine Hand schirmend über ihr hielt, sie zum Schluß vor einer Handlung bewahrte, die in ihren Folgen eine verhängnißvolle Wirkung auf ihr Gemüthsleben hätte ausüben müssen, diese nie erkaltende Dankbarkeit offenbarte sich in dem unermüdlichen Bestreben, seine Wege, wie sie es einst gelobte, mit Blüthen zu bestreuen, ihr beiderseitiges Glück mit den lichtesten Farben zu schmücken.

Daisy, Daisy! Und nunmehr zu Dir, Du holde bräunliche Wiesenblume der Council-Bluffs!

Weshalb zögert meine Hand, während ich an dieser Stelle Deiner noch einmal gedenke? Weshalb trübt sich mein Blick, indem ich Deine schlanke Gestalt mir noch einmal vergegenwärtige?

Daisy, Daisy! Du liebliches Naturräthsel!

Als ich Dich kennen lernte, befandest Du Dich noch nicht lange in der treuen Obhut des Missionars und seiner edelgesinnten Gattin. Dreizehn Jahre mochtest Du erst zählen, und dennoch gelang es der vorauseilenden regsamen Phantasie leicht, sich ein Bild Deiner jungfräulichen Blüthe zu schaffen. Es war damals Winter; der Missouri trieb mit Eis. In Gesellschaft verwitterter Jäger und Fallensteller hauste ich auf der Pelztauscher-Station. Vielfach führte der Weg mich nach der Mission hinauf, um in dem freundlichen Familienkreise Mac Kinney's ein Stündchen zu verbringen. So oft ich kam, fielst Du mir auf mit Deiner natürlichen kindlichen Anmuth, der zarten Hautfarbe und den großen zaghaften Gazellenaugen. Ich konnte Dich nicht ansehen, ohne einer jungen Antilope zu gedenken, der ich grausam die Mutter raubte. Auch sie blickte so bange und schüchtern zu mir auf, folgte aber

Demjenigen, der ihr das denkbar größte Leid zufügte, zutraulich auf Schritt und Tritt, um indessen sehr bald ohne einen Laut der Klage zu sterben.

Daisy, Daisy! Dir war es nicht beschieden, weit über die Grenze eben erwachter Jungfräulichkeit hinauszuschauen. Und doch könntest Du heute noch leben zu Deinem Glück und zu dem Anderer, aber es sollte nicht sein. Deine unergründliche, keine Schranken kennende Liebe führte Dich in den Tod.

Daisy, Daisy!

Fern schläfst Du auf einsamer Stätte. Wie oft entkeimte seitdem frühlingsgrüner Rasen Deiner Decke! Wie oft tobte der wilde Prairiebrand über Dich hinweg! Wie oft fegten erstarrende Winterstürme den Schnee oberhalb Deiner Asche in Bänke zusammen!

Daisy, Daisy!

Du sahst es nicht, Du hörtest es nicht. Die Deinen Grabhügel umfriedigenden Palissaden sind längst verwittert und verbrannt, dem Erdboden gleich geworden ist der kleine Hügel selbst. Aber der Stein, welchen Markolf und sein Freund Andrieux dorthin schafften und Dir zu Häupten aufstellten, gibt fernerhin Kunde von Dir. „Daisy" steht eingemeißelt auf der geglätteten Seite des rauhen Granitblocks. Ein ähnlich hergestellter Tomahawk, sich kreuzend mit einer Sternblume oberhalb des Namens, verräth Deine Abstammung und warnt die Eingeborenen, die Ruhe einer Todten zu stören. Möchten auch die Hickorybäume von der Art der westlich vordringenden Ansiedler pietätvoll verschont geblieben sein, auf daß sie im Sommer Dein letztes Heim freundlich beschatten, aus ihrem Gezweig die befiederten Sänger alljährlich ihre süßesten Lieder zu Dir in die Erde hinabsenden und in Deine seligen Träume verflechten.

Daisy, Daisy!

Sanft und ungestört schläfst Du der Ewigkeit entgegen. Ist es aber den Sterblichen vergönnt, auch nach ihrem Tode noch in Beziehung mit Allem zu bleiben, was ihnen auf Erden lieb und theuer gewesen, dann umschwebt Deine reine Seele gewiß oft die Stätte, auf welcher ein gebeugter Mann sein Herz zu Dir in die Erde bettete.

E n d e.

Zwei Schwestern.

Roman
von
Georg Hartwig.

(Nachdruck verboten.)

1.

Im Hause des Herrn v. Reinbold herrschte an diesem Februarabend ein reges Leben, denn die Herrschaften wollten den letzten Ressourcenball besuchen, und die Frauen waren eifrig bei der Toilette.

Der Salon war hell erleuchtet. Er hatte zwei Stehspiegel. Vor je einem derselben stand eine Tochter des Hauses, fertig gekleidet bis auf die schmale, goldene Schnur um den Hals und die Pfirsichblüthen auf der linken Schulter.

Käthe und Grethe v. Reinbold sahen in den gleichen Ballkleidern einander sprechend ähnlich. Sie hatten gleiche Größe, gleiche blonde Haare, gleiche blaue Augen, nur daß Käthe einen herrischen Zug im Antlitz besaß und Grethe einen lieblich bescheidenen.

Man hätte lange nach hübscheren Mädchen suchen können. Das wußte Käthe auch sehr genau und konnte deshalb mit ihrem Spiegelbilde gar nicht fertig werden.

„Heute wirst Du Dich verloben," flüsterte Grethe und ward dabei roth wie ein Haideröslein.

„Ich denke gar nicht daran," erwiederte Käthe von oben herab.

„Doch! Die Gelegenheit ist so schön. Paß auf, es kommt so! Bei Stadelburgs wich er kaum von Deiner Seite. Weißt Du es nicht?"

„Du achtest mehr darauf, wie es scheint, als ich," lächelte Käthe spöttisch. „Sieh diese eigensinnige Schleife! Steht sie nicht in die Höhe wie ein Eselsohr? Wenn ich jetzt ärgerlich werde, reiße ich sie ganz herunter."

„Nicht doch! Nicht doch! Gib her! So, da ist's gethan!"

Es klingelte draußen.

Das Stubenmädchen trat ein, zwei in Seidenpapier gehüllte Gegenstände in der Hand. „Empfehlung von Herrn Lieutenant v. Gleiberg an die gnädigen Fräulein!"

„Gib her!" rief Käthe und riß ihr die Sträuße aus der Hand. „Da, Grethe! Wir lassen uns bedanken. Hier, gib dem Burschen das Geldstück! — Nun, was stehst Du denn wie angewachsen?" wandte sie sich an ihre jüngere Schwester, die dem Vorgang unter einem neuen Farbenwechsel zugeschaut. „Nimm mir das Ding doch endlich ab. Bitte, sei so gut! Ich will meine Handschuhe anziehen."

Grethe v. Reinbold streckte langsam die Rechte aus, ließ sie aber wieder sinken. „Ich mag die Blumen nicht haben."

„Mach' Dich nicht lächerlich! Er konnte mir doch nicht allein ein Bouquet schicken. Du mußt schon mit herhalten. So ein bischen Elephant spielen ist ja doch ganz amüsant! So, endlich kann ich meinen Strauß besehen. Ah, Rosen und Flieder und — Deiner ist hübscher, gib mir Deinen!"

Grethe hielt den ihren plötzlich sehr fest. „Nein, mir gefällt dieser sehr gut. Ich will die Veilchen behalten."

„Ich will ihn aber haben," brauste Käthe auf, wobei sie mit ihrem Fuße ziemlich heftig auf den Boden stampfte.

„Mir gehören alle beide. Richard v. Gleiberg will mir eine Aufmerksamkeit erweisen, nicht Dir. Ob Du Dich darüber freust, ist ihm ganz gleich."

„Den Strauß behalte ich jetzt," erwiederte Grethe ruhig, wenngleich mit verrätherischem Zucken der Lippen. „Du hast ihn mir ja aufgedrungen."

„Grethe, ich sage Dir —"

„Was für ein Lärm!" Frau v. Reinbold war in die Thür getreten und schüttelte erstaunt ihre weißen Spitzenbarben an dem nagelneuen Kopfputz. „Wozu streitet ihr denn hier? Seid ihr fertig? Der Vater will euch sprechen."

„Jetzt?"

„Ja, ehe wir fahren. Es ist sehr wichtig, was er euch zu sagen hat, Kinder. Also laßt das Zanken. — Käthe, mein Liebchen, Du siehst wundernett aus. Grethe, Dir könnte etwas mehr Farbe nicht schaden. Nehmt jetzt die Blumen und kommt herüber!"

Sie ging ihren Töchtern voran über den Gang, wo die Lampe tief heruntergeschraubt brannte, in das Zimmer des Hausherrn.

Dieser lag angekleidet auf der Chaiselongue, von welcher er sich beim Eintritt der drei Damen halb erhob.

Benno v. Reinbold war einst der schönste Mann des ganzen Kreises gewesen, dem er angehörte, eine Erscheinung, die von vornherein alle Herzen bestach und für sich einnahm. Auch jetzt noch, ein Fünfziger, besaß er bedeutende Reste dieser äußeren Vorzüge, die leider durch einen schlaffen Zug im Gesicht stark beeinträchtigt wurden. Herr v. Reinbold rühmte sich, das Leben erschöpfend genossen zu haben, bis auf die Hefe zuweilen, und war darüber zum armen Mann geworden. Mit dem Gelde seiner Frau kam er allerdings wieder schnell in eine glänzende Lage. Und da Frau Jutta v. Reinbold ihrem schönen Gatten streng auf die Finger sah und keinerlei

Seitensprünge duldete, so brach er mit dieser Neigung ein- für allemal, warf sich aber dafür auf eine neue Leidenschaft: er begann zu spielen. Dieses Vergnügen war noch kostspieliger. Frau v. Reinbold fand sich aber eher darein. Sie erfuhr nur davon, wenn ihre Unterschrift nöthig ward. Dann gab es wohl Thränen und Vorwürfe, aber die berückende Liebenswürdigkeit ihres Gemahls konnte nicht anders als versöhnend auf die schwache Frau wirken. Und so lebten sie wirklich trotz zunehmender Armuth in bester Ehe auf ihrem einst schuldenfreien Rittergut Blaubuch, immer noch die vermögenden Besitzer spielend, immer noch gleich hochmüthig auf Alle herabsehend, die es ihnen an Luxus nicht gleich thun konnten, oder wollten.

„Benno,“ sagte Frau Jutta eintretend, „ich bringe Dir die Mädchen!“

Herr v. Reinbold that noch einen tiefen Zug aus seiner Cigarette, warf sie dann in den Aschenbecher, wischte seine Hände an dem weißseidenen Taschentuche ab und winkte seinen Töchtern alsdann, näher zu treten.

Sie gehorchten, Jede ihren Blumenstrauß fest in der Hand haltend.

„Von wem sind die Dinger?“ fragte Herr v. Reinbold etwas verächtlich. Natürlich, er hatte seiner Zeit gerade in Blumenspenden Hervorragendes geleistet.

Frau Jutta erwiederte schnell. „Du fragst? Lieutenant v. Gleiberg —“

„Ah so! Na ja! Hört 'mal, ich — ihr wißt, ich mache nicht gern viele Worte, tadle ungern, spiele überhaupt niemals den Verdrießlichen, aber ihr lebt dahin, wie zwei hübsche weiße Lämmer, die man blos zu ihrem Vergnügen auf die Weide schickt. Was denkt ihr euch eigentlich, was mich dieser Winter kostet, den wir nur euretwegen in der Stadt verleben, damit ihr anständige Parthien macht? Es ist also ein Kapital, das ich für eure

Zukunft anlege, meine schönen Sprößlinge, ebensowohl aus angeborener Galanterie, als aus väterlicher Fürsorge. Aber ich sehe nicht, daß ihr Zinsen daraus schlagt, meine Vielliebchen."

„Verehrer doch genug, Benno!" schaltete Frau Jutta ein, ihre hübschen Töchter betrachtend.

„Pah, Verehrer! Ja wohl, ein halbes Dutzend auf einmal. Ich will aber endlich die geehrten Nehmer kennen lernen. Wo sind Sie? Ich kann euch —" Herr v. Reinbold hatte erst gestern wieder 800 Mark im Macao verloren, daher diese väterliche Anwandlung — „im nächsten Winter nicht wieder hierher bringen. Das merke Dir, Käthe, kleiner Cupido! Was habt ihr während der vier Monate hier erreicht? Gleiberg beißt noch immer nicht an, und unser blondes Grethelein hat eigentlich gar nichts aufzuweisen. — Genug, ihr versteht euern Vortheil also nicht, meine Lieben. Ich danke aber dafür, mein ganzes Leben später mit zwei sauertöpfischen, nörgeligen alten Jungfern zuzubringen. Hübsche, junge, reiche Frauen — à la bonheur! Reizend! Hut ab! Einen solchen Schwiegervater wie mich müßte man weit suchen dürfen. Also, denkt daran — Du, Grethe, besonders! Du könntest aus Dir viel mehr machen, Schätzchen. Seid ja alle Beide allerliebste Seidenschwänzchen! Gebt mir jetzt einen Kuß und ärgert mich nicht!"

Frau Jutta war von dem Schluß dieser Rede ihres Eheherrn ganz entzückt, die Töchter weniger. Sie schämten sich, daß sie nicht längst an den Mann gekommen waren. Im Grunde hatte ihr Vater Recht.

Käthe glühte zuletzt vor Verdruß und flüsterte ihrer Schwester zu, als sie die Schwelle des Ballsaales betraten: „Wenn er heute nicht spricht, so sollst Du mich morgen auslachen dürfen."

Im nächsten Augenblick ergoß sich blendende Helle über

sie. Es schwirrte und wogte wie ein Meer ringsum. Ein feiner Duft von Blumen und zarten Wohlgerüchen erfüllte den Raum. Das glatte Parquet beherrschten noch die Schleppe und das kurze Tanzkleid gemeinsam. Dazwischen bewegten sich schimmernde Uniformen und schwarze Fracks in stetem Wechsel. Einzelne hervorragende Ballerscheinungen waren geradezu belagert. Die Bleistifte konnten kaum so schnell unleserliche Buchstaben neben die verschiedenen Tänze kritzeln, als Hände sich ausstreckten, die Karte an sich zu nehmen. Endlich ein stolzes Lächeln der schönen Besitzerin — sie hatte Alles vergeben, sogar die einzuschiebenden Tänze, und in diesen eingeschobenen Tänzen wieder die einzuschiebenden Extratouren. Höchstens konnte sie noch ein Dutzend Kotillongaben in Empfang nehmen, sonst war keine Auszeichnung mehr möglich,

Zu diesen Bevorzugten gehörte Käthe v. Reinbold. Nie sah sie entzückender aus als eben jetzt, wo sie das Kärtchen triumphirend an ihren seidenen Gürtel hing.

Der Assessor Fellerding flüsterte seinem Nachbar begeistert in's Ohr: „Wenn's nur mit dem Alten nicht so verdammt unsicher stände!"

„Weißt Du das so genau? Ja, sie ist himmlisch! Ich habe leider nur mein Gehalt und eine knappe Zulage."

„Ich will mich nicht für die ganze Familie ruiniren, selbst für den Preis nicht," erwiederte der Assessor hastig. „Nachher hat man die ganze Gesellschaft auf dem Halse. Ewig Schade! Diese Augen, dieser Wuchs! Na, der gute Gleiberg sitzt fest — da sieh!"

In diesem Moment gab die Musik das Zeichen zum Beginn des Balles. Der Festordner bewegte sich inmitten der nicht Tanzenden mit der Bitte, die Mitte des Saales zu räumen. Der Vortänzer aber, Premierlieutenant Richard v. Gleiberg, verbeugte sich strahlenden Blickes vor Käthe Reinbold.

Ein flüchtiges Nicken, ein Lächeln — und sie lag in seinem Arm, und unter den wiegenden Klängen des Walzers flogen sie als erstes und schönstes Paar dahin.

Frau Jutta hatte vorläufig genug gesehen. Sie begann sich zu unterhalten.

„Zeigen Sie einmal Ihre Tanzkarte!“ sagte Käthe schelmisch, als sie auf ihren Platz zurückkehrten. „Himmel! Ich glaube fast, Sie haben unsere Namen hier in Permanenz erklärt. Käthe, Grethe — Käthe, Grethe v. Reinbold! — O Sie!“

„Ich nehme wirklich nur an diesen Namen noch Interesse,“ erwiederte er, sich über ihren Stuhl neigend. „Ein reizendes Schwesternpaar — die Rose und das Veilchen!“ Er sah ihr dabei tief in die Augen und holte noch tiefer Athem, als beklemme ihm eine süße Last das Herz. „Ich erhielt heute einen Brief meines Onkels aus Genf.“

„Sie haben dort einen Onkel? Das weiß ich ja gar nicht!“

„Nein, denn ich sprach bis jetzt nicht davon. Er ist reich, Junggesell, und ich bin sein einziger Verwandter.“

„Ah!“ Käthe schaute hastig auf. Assessor Fellerding stand vor ihr und bat um eine Extratour.

Gerade jetzt — wie fatal! Der Störenfried hätte wohl einige Minuten warten können! Aber was half's? Sie stand auf. Gleiberg verbeugte sich und ging gleichfalls, sich eine Tänzerin zu suchen. Heute Abend, wo er fest entschlossen war, seiner Liebe Ausdruck zu geben, wollte er mit keiner Dame tanzen außer mit dem Geschwisterpaar.

Er ging also zu Grethe, welche ihn freudig näherkommen sah. Weshalb freudig? Sie wußte es nicht. Als er aber dicht vor ihr stand, hätte sie beinahe geweint. Warum das? Sie wußte es auch nicht.

Sie fand ihn so schön, so ritterlich. Kein Anderer

kam ihm darin gleich. Seine hohe, geschmeidige Gestalt, das kühn geschnittene, leicht gebräunte Gesicht mit den dunklen gewellten Haaren, das gehörte Alles so trefflich zusammen, wie der feste Zug um seine Mundwinkel, der von großer Thatkraft zeugte.

Gleiberg, welcher Grethe v. Reinbold gewissermaßen schon als Verwandte betrachtete und sie demgemäß vertraulich ansprach, fand die Erregung, welche das junge Mädchen nicht zu verbergen vermochte, äußerst begreiflich. Er sollte ja ihre einzige Schwester für ein ganzes Leben glücklich machen. „Fräulein Margarethe — Grethe," sagte er scherzend.

Sie nickte. Ihr war unaussprechlich weh zu Muth. Sie hätte jetzt nicht tanzen mögen. „Herr v. Gleiberg, bitte, schenken Sie diese Extratour unserer kleinen Abdy — ja? Ich glaube, sie ist nicht zu allen Tänzen engagirt."

„Ah, Abdy Krämer!" sagte er lächelnd. „Weshalb treiben Sie mich dorthin? Was geht mich heute Abend Abdy Krämer an? Nun, wenn Sie es wünschen — wo sitzt sie denn? Dort? Ja, ja, ich gehe schon!"

Er ging quer durch den Saal fast bis zum Ende desselben. Dort stand neben einem Herrn vorgerückten Alters, der ein Freund ihres Vaters war, Geheimrath Krämer's Tochter, und plauderte eifrig in ihn hinein.

Sobald sie den Husarenoffizier auf sich zutreten sah, riß sie den Faden ihres Gespräches kurz ab.

„Was haben Sie denn so Hitziges vor?" fragte er mit mitleidiger Freundlichkeit, welche ihm sehr geläufig war.

Die kleine, wilde Abdy mit den schwarzen Augen und den braunen Locken, welche so schwer zu zähmen waren, sprang ihm halb entgegen. „Pst — pst! Von wem kann bei mir anders die Rede sein als von unserer Hausplage, unserem Furchtgespenst!"

„Aber, Fräulein Abby!" mahnte ihr Tänzer väterlich, ohne jedoch ein Lachen unterdrücken zu können.

„Es ist doch wahr, ich bitte Sie! Ihre Hand ruht wie ein Fuder Steine schwer auf unserer ganzen Familie."

„Sprechen Sie von Fräulein Josepha Plüddemann?" fragte Gleiberg belustigt.

„Nun ja, natürlich! Von unserer alten Erbtante spreche ich. O, sie macht uns das Leben zur Hölle! Ueberall muß sie dabei sein, in Alles ihre spitze Nase stecken — was ich heute anzog, was es gekostet hat, wie lange ich morgen früh im Bett liegen werde. Ach, Himmel! Ich wollte, es gäbe keine Erbtanten in der Welt, und die es werden wollten, müßten gleich eingesperrt werden!"

Beide Herren lachten jetzt laut auf. Abby lachte mit.

„Was meinen Sie, welchen Possen sie mir heute Abend wieder gespielt hat? Ich war gerade angezogen zum Ball, Mama fand Alles hübsch in Ordnung — da kommt sie herein wie ein Gespenst. ‚Ich bringe unserer Kleinen noch ein Schmuckstück, ein Andenken aus meiner Jugendzeit. Das soll sie heute Abend mir zu Ehren tragen.' — Und was zieht sie aus ihrem abscheulichen Pompadour hervor?" Abby griff in ihre Kleidertasche und zog eine grasgrüne Schleife heraus, auf der ein flammend rothes Herz und zwei segnende Hände gemalt waren. „Dieses Ding sollte ich an die Schulter stecken! Ich war wüthend, aber Mama flüsterte mir immer in's Ohr: ‚Denke doch an die hunderttausend Thaler!' Und zuletzt kam auch noch Papa und sagte unterthänig: ‚So etwas muß Glück bringen!'"

„Verzeihen Sie —" unterbrach Gleiberg die fließende Erzählung, „ich bin nämlich engagirt. Sonst würde ich Ihnen sehr gern länger zuhören. Dieses Kapitel von Ihrer Erbtante scheint unerschöpflich zu sein."

Abby nickte beistimmend. „Ich wünschte sie Ihnen 'mal auf acht Tage, Herr v. Gleiberg."

„Danke ergebenst!“ sagte er lachend. Dann tanzten sie.

Käthe hatte ihn ungeduldig erwartet. Aber eine Fortsetzung des Gespräches war durchaus unmöglich; so oft auch Herr v. Gleiberg den Versuch hierzu machte, jedesmal kam eine neue Störung dazwischen, und über den Brief des Genfer Onkels, worin derselbe sich sehr einverstanden erklärte mit einer etwaigen Verlobung seines Neffen, kam Richard v. Gleiberg nicht heraus. Käthe erfuhr nur immer bruchstückweise, daß dieser Oheim Besitzer einer reizend gelegenen Villa sei und nebenbei über ein Jahreseinkommen von zwanzigtausend Mark verfüge, dessen vierten Theil er sich erboten, dem Neffen beim Abschluß einer standesgemäßen Heirath zu überlassen, was um so höher zu schätzen sei, als gerade dieser Oheim von Jugend auf als ein abgesagter Frauenfeind bekannt gewesen, der keinem weiblichen Wesen bisher erlaubt habe, sich ihm bis auf fünf Schritte zu nähern. Das verschwieg Herr v. Gleiberg aber weislich, daß eben dieser großmüthige Oheim am Schluß des Briefes die feste Hoffnung ausgesprochen, mit der persönlichen Bekanntschaft jener Dame unbehelligt zu bleiben.

Käthe fand demgemäß diesen Onkel verehrungswürdig, und Richard v. Gleiberg stimmte ihr bei.

„Er hat für meine Erziehung Sorge getragen und es mir ermöglicht, als Kavallerieoffizier so zu leben, wie ich es thue. Ich glaubte aber nie, daß er seine Einwilligung geben würde, mich an der Seite eines geliebten —“

Herr v. Gleiberg war in der letzten Tour des Kotillons bis zu dieser Wendung vorgedrungen, er hätte das schöne Mädchen in seine Arme ziehen mögen, an seine Brust drücken, damit Niemand mehr wagte, ihr seine Huldigungen darzubringen.

„Grande chaine!“

Sie sprangen auf.

Frau v. Reinbold trat von der einen, ihr Gemahl von der anderen Seite in den Kreis der auseinander flatternden Paare.

Grethe erhielt vorwurfsvolle Blicke. Sie sah bleich aus, hatte sich ersichtlich nicht unterhalten und keinen Mann entzückt. Wozu hatte Herr v. Reinbold denn so beherzigenswerth gesprochen?

Abby Krämer sprang wie ein Gummiball auf das Schwesternpaar zu. „Wollt ihr schon gehen? Laßt uns doch zusammen Kaffee trinken!"

Auch die Geheimräthin Krämer trat jetzt am Arm ihres Gemahls näher. Sie war eine zarte, kurzsichtige Frau, die ohne Kneifer nicht denkbar war. Sicher trug dieser Umstand dazu bei, ihr etwas Unsicheres, Unselbstständiges zu verleihen. Ihr Gatte, eine hagere, steife Beamtenfigur, vermischte in seinem Aeußeren den unvermeidlichen Geheimrathsdünkel mit einer gewissen geselligen Unbehaglichkeit.

Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, die sich im geschlossenen Kreise noch einmal niederließ, deren belebender Mittelpunkt zu sein Herr v. Reinbold sich mit guter Laune angelegen sein ließ. Er besaß die Gabe, Alles lächerlich zu machen, und hatte dabei natürlich die Lacher immer auf seiner Seite. Selbst der steife Geheimrath mußte seine Tasse bei Seite setzen, um einmal frei herauslachen zu können. Die seidenen Kleider seiner Gemahlin standen natürlich unter Kontrole der Erbtante, und wehe, wenn sie vorzeitig befleckt waren.

Käthe v. Reinbold saß neben einem jungen Kameraden Gleiberg's, dieser selbst neben Grethe, während die schwarze Abby den vorsichtigen Assessor Fellerding zum Nachbar hatte. Diesem schienen die hunderttausend Thaler des Fräulein Plüddemann ein sehr annehmbarer Zuwachs zu seinem eigenen Vermögen.

„Ich möchte nur wissen, was die Herren Offiziere den ganzen Tag machen, wenn sie keinen Dienst haben?" rief Abby, ihre runden Hände erwartungsvoll ineinander legend.

„Die Cour!" sagte Herr v. Reinbold.

Lieutenant v. Richtenberg, Käthen's Nachbar, klirrte mit seinen Sporen. „Welche himmelschreiende Frage! Wir arbeiten! — Hier, dieser hier, ist ein wahrer Büchermensch, ein Bücherwurm."

„So schlimm ist's nicht," sagte Gleiberg ablehnend.

„Nicht? Na, wenn das nicht büffeln heißt — verzeihen Sie den Ausdruck, meine Damen! — nach jeder Reitübung zur Erholung zwei Stunden Völkerrecht zu studiren, von den alten Römern angefangen, die ihren Sklaven die Nasen abschneiden ließen, bis zu unsern heutigen Richtern, die jedem Raufbold gestatten, unfläthige Redensarten zu machen —"

„Du verwechselst Völkerrecht und Rechtspflege," warf Gleiberg lächelnd ein.

„Na ja, es kommt schließlich auf Eins heraus! Ich mache nicht so feine Unterschiede. Wenn sich einer meiner Untergebenen etwas hat zu Schulden kommen lassen, dann weiß ich ganz genau, wie ich den Kerl zu fassen habe. Und der gute Gleiberg weiß es trotz seiner Volksbeglückungstheorien vielleicht noch besser!"

„Ist es wahr?" fragte Grethe, ihre blauen Augen ungläubig zu Gleiberg aufschlagend. „Sind Sie ein solcher Barbar?"

„Barbar? Nein! Aber ich dulde keine Pflichtversäumniß, weder an mir, noch an Anderen. Darüber kann ich allerdings in Hitze gerathen, sonst wahrhaftig nicht." Er warf dabei unwillkürlich einen betheuernden Seitenblick auf Käthe v. Reinbold, als er ihrer Schwester noch einmal nachdrücklich versicherte: „Sonst wahrhaftig nicht!"

„Nein, auf Ehre," rief Richtenberg lächelnd, „sonst ist er ein herzensguter Kerl, wenn man seine Eigenheiten gewissenhaft respektirt!"

„Und welches sind diese Eigenheiten?" fragte Abdy, obwohl ihr Vater diese eingehende Frage sichtlich mißbilligte und sich gewohnheitsgemäß umsah, ob nicht irgendwie, irgendwo, irgendwann die Gestalt seines Hausgeistes auftauche.

„Doch nicht etwa Bilderverehrung?" fragte Herr v. Reinbold scherzend, indem er an seine Vorliebe für die Karten dachte.

„Mein Ehrenwort," sagte Gleiberg ernst, „ich spiele lediglich einen mäßigen Skat und schlechten Whist."

„Also Pferdeliebhaberei?" warf Assessor Fellerding ein. Er wußte, daß Herr v. Gleiberg vortrefflich zu Pferde saß und vorzüglich beritten war.

„Fehlgeschlagen!" lachte Lieutenant v. Richtenberg. „Alles falsch!"

„Will er die Prügelstrafe wieder eingeführt wissen?" fragte der Geheimrath in der Meinung, witzig und gegen die Jugend herablassend zu sein.

„Auch das nicht! Er behauptet auch nicht, ein brillanter Prinzessinnentänzer am Hofe zu D. gewesen zu sein."

„Haben Sie wirklich mit Prinzessinnen getanzt?" rief Abdy Krämer, ihre Hände laut zusammenschlagend. „Mein Gott, wie muß das sein! Waren Sie nicht ängstlich?"

„Ein Husarenoffizier und ängstlich!" fiel Herr v. Reinbold verbindlich ein, seinem zukünftigen Schwiegersohn zunickend.

„Ich habe die Ehre sehr wohl zu schätzen gewußt," sagte Richard v. Gleiberg, „aber es hat Momente gegeben, wo ich mich während des Tanzes mit anderen Damen viel mehr gehoben fühlte."

Abby räusperte sich ziemlich ungenirt.

„Aber jetzt wissen wir Herrn v. Gleiberg's Eigenheiten noch immer nicht," sagte Grethe, mit ihrem Fächer angelegentlich spielend.

„Ja so, mein gnädiges Fräulein!" Lieutenant v. Richtenberg richtete sich auf.

„Na, was wird da herauskommen!" lachte Gleiberg. „Darauf bin ich wirklich selbst neugierig!"

„Wir Alle!" Käthe nahm seinen Strauß vom Nebentisch und drückte ihn an ihr Näschen. „Wir Alle sind gespannt," lächelte sie Richtenberg bezaubernd lieblich zu. Richtenberg wäre zweifellos die bessere Parthie gewesen, er genoß die Einkünfte eines mittelgroßen Rittergutes ganz selbstständig, behauptete aber leider, gerade deswegen eine reiche Frau heirathen zu müssen.

Auch er fand Käthe reizend, aber er gönnte sie großmüthig Gleiberg, dem „braven Kerl", der immer auf dem Sprunge stand, „loszuschießen".

„Also, meine Herrschaften, erstens behauptet Gleiberg, sich vor dem Satan selbst nicht zu fürchten, zweitens hält er Shakespeare für den einzigen dramatischen Dichter der Welt, und drittens kann er bei keinem armen Weibe vorübergehen, ohne seine Börse zu ziehen. Summa Summarum: wenn man ihm zugesteht, ein tapferes und dabei weiches Herz zu besitzen und nebenbei ein kritischer Kopf zu sein, so läßt sich ganz gut mit ihm leben — auf Ehre!"

„Ich danke Dir," sagte Gleiberg, ihm warm die Hand schüttelnd. „Du hast es gut mit mir gemeint."

„Recht muß Recht bleiben, alter Junge!"

Hier fand Geheimrath Krämer, daß sein Kaffee zu Ende, und Abby genügend abgekühlt sei. Er erhob sich demgemäß.

Auch Herr v. Reinbold zog die Uhr hervor. Beinahe

drei Uhr Morgens! Der Saal war ziemlich leer geworden. In dem Zimmer selbst waren sie noch die einzigen Gäste.

„Also, meine theure Jutta, Herzblatt," sagte Herr v. Reinbold, seiner Gemahlin die Hand küssend, „wie denkst Du über die Heimkehr aus der Fremde?"

„Gewiß, lieber Benno! — Mädchen, wir wollen uns fertig machen. Papa erwartet uns unten am Eingang. Nicht wahr, lieber Benno?"

„Stets, wie Du befiehlst!" Herr v. Reinbold war wirklich das Muster eines ritterlichen Ehemannes.

„Wir dürfen uns gestatten, die Herrschaften nach Hause zu geleiten?" fragte Richtenberg zuvorkommend in Gleiberg's Interesse. Er ersah aus dem Stande der Dinge, daß die Sache zwischen dem Paare noch nicht entschieden war. Richard drückte ihm abermals dankend die Hand für die schöne Gelegenheit.

„Ih, warum denn nicht, alter Junge?" flüsterte Richtenberg, seinen Säbel umschnallend, welchem Beispiel Gleiberg hastig nachkam. „Ich gehe mit Fräulein Grethe voran. Der Alte führt seine Frau. Du folgst als Letzter mit der schönen Käthe."

Unterdessen hatten die Damen in der Garderobe ihre Mäntel und Kopftücher umgenommen.

„Bitte, recht fest vor die Stirnen," sagte die aufwartende Frau, als sie die Gummischuhe herbeibrachte. „Es fängt an zu schneien, und der Wind weht ziemlich stark."

„Grethe, Käthe — fest!" rief Frau v. Reinbold ängstlich. „Hört ihr? Und die Schleier um das ganze Gesicht! Nein, ganz zu — zugezogen! So! Ihr werdet euch sonst sicher erkälten."

„Es ist eine Freude, liebe Frau v. Reinbold," sagte die Geheimräthin Krämer, die beiden schlanken Mädchen-

gestalten in ihren gleichen Mänteln und weißen Kopftüchern betrachtend, „wie ähnlich das Schwesternpaar oft aussieht, man könnte sie verwechseln. — Ah, da kommt mein Mann! Addy, Addychen, bist Du denn noch nicht fertig?“

„Nein! Und das kommt davon, Mama,“ rief die Kleine ärgerlich aus der Ecke heraus, „daß ich immer die ungeschickten Gamaschen tragen muß, die Tante Josepha mir zu Weihnachten gestrickt hat, diese scheußlichen Ungethüme! Kein Knopfloch paßt zum Knopf! — Na, jetzt endlich! Nächstens reiße ich sie einmal kurz und klein!“

Frau Krämer seufzte leise und schritt den Reinboldschen Damen voran die Treppe hinab. Auf dem Hausflur trafen Alle noch einmal zusammen.

„Brrr!“ rief Herr v. Reinbold, als die Thür aufgemacht wurde.

Ein heftiger Zugwind, mit Schneeflocken vermischt, schlug ihnen entgegen.

„Etwas schnell jetzt!“ sagte der Geheimrath, seine Damen vordrängend. „Wir haben morgen Sitzung und ich darf mich nicht erkälten. Gute Nacht! Gute Nacht!“

Als die Gesellschaft auf der Straße stand, war nicht mehr die Hand vor Augen zu sehen.

„Kinder, um Gottes willen fallt nicht!“ rief Frau v. Reinbold, den dargereichten Arm ihres Gatten dankbar annehmend. „Ach, meine Herren —“

„Gnädige Frau dürfen unbesorgt sein!“ Damit näherte sich Richtenberg Grethe v. Reinbold und bot ihr seinen Arm.

„Aber nicht sprechen, Kinder!“ rief Frau v. Reinbold noch einmal zurück.

Richard v. Gleiberg reichte der neben ihm Stehenden schüchtern und doch voll stolzer Seligkeit seinen Arm.

„Der Wind verweht zwar die Worte, aber vielleicht doch nicht alle,“ flüsterte er, zu ihrem Schleier hinabgeneigt.

Sie zuckte heftig zusammen.

„Süßes, inniggeliebtes, einziges Mädchen —" er wußte nicht, was er that, als er ihre Schulter umschlang. Er glaubte, seinen Namen verstanden zu haben, aber der Sturm riß das Wort zu hastig mit sich fort. „Was sagst Du? Ach, liebst Du mich denn so, wie ich Dich liebe? Wüßtest Du doch, was ich für Dich fühle!"

„Für mich?" flüsterte sie. „Es ist ja nicht möglich!"

„Nicht möglich? Wenn ich so lange zögerte, verzeih', Geliebte, ich hatte noch keine Sicherheit, einen Hausstand begründen zu können. Jetzt — warum zitterst Du? Hast Du mich nicht lieb?" Er wehrte mit seinem Arm eine Schneewehe von ihrem Antlitz ab. „Doch lieb? Ja? Ich verstehe Dich nicht. Drücke meine Hand, dann weiß ich es."

Sie drückte ihre beiden Hände zitternd um seine Rechte.

„Meine süße Braut! Meine —" Er breitete seine Arme aus und zog die Gestalt der Geliebten plötzlich fest an sein Herz und küßte sie durch den Schleier mit heißer Inbrunst und Leidenschaft.

Es klopfte ihm Jemand auf die Schulter. „Aber, lieber Gleiberg, das könnt ihr wirklich im warmen Zimmer bequemer abmachen. Das Kind wird vor Liebe den Schnupfen bekommen."

Beim Schein einer Laterne stand Herr v. Reinbold mit seiner Gattin vor ihnen. Etwas weiter zurück Richtenberg, Gleiberg's böser Geist wider Willen. Sein Gesichtsausdruck war momentan schwer zu enträthseln.

Aber hinter diesem, den Schleier vom glühenden Antlitz gerissen, starrte Käthe v. Reinbold mit blitzenden Augen auf das Paar. Ihre Lippen zitterten, ihre ganze Gestalt bebte vor Zorn und Leidenschaft. Der Verräther hatte sie am Narrenseil herumgeführt, um sie unauslöschlich bloßzustellen, und die, um derentwillen er das Spiel getrieben, war — ihre Schwester. Ein lodernder Haß stieg in Käthens Brust gegen die Bevorzugte auf.

Inwieweit eine richtige Ahnung dieser unseligen Verwechselung Herrn v. Reinbold auch durch die Seele gehen mochte, die Thatsache blieb unanfechtbar, daß eine seiner Töchter eine gute Parthie machte. Im Grunde überschätzte er Gleiberg's pekuniäre Verhältnisse bedeutend. Für seine stolze Käthe würde sich viel schneller ein Ersatz finden lassen, als für die sentimentale Grethe: diese Gewißheit entzückte ihn. Mit vollendeter Liebenswürdig'eit und Wärme nahm er seinen Schwiegersohn bei den Händen und hieß ihn herzlich willkommen in seiner Familie.

Frau v. Reinbold schüttelte zwar erstaunt den Kopf, aber sie glaubte zuletzt, daß Gleiberg eine leichte Courmacherei vorgeschoben habe, um desto sicherer im Stillen um Grethe zu werben, und schloß ihn deshalb trotz der kalten Schneeflocken auf seinem Mantel mütterlich in die Arme.

Zuletzt kam Herr v. Richtenberg. Er faßte nach Gleiberg's Rechten. Sie lag schwer, wie leblos in seiner Hand.

„Ich danke Dir," sagte er endlich.

Richtenberg trat zurück. Es war ihm, als habe er einen schneidenden Vorwurf aus diesen Worten herausgehört.

Nur Eine blickte unter dem zurückgeschlagenen Schleier mit innigster Freude und Glückseligkeit in die Runde und immer wieder zurück zu ihrem Verlobten — Grethe. Vor ihr lag keine Winternacht mehr mit Sturm und Schneegestöber, sondern ein lachender Maientag, über dem eine strahlende Sonne leuchtete, in die sie nicht hineinblicken konnte, ohne in Entzücken auszubrechen.

Jetzt gehörte er ihr, und sie ihm. Für das ganze Leben sollten sie einander gehören. Sie konnte es so schnell nicht ausdenken. Auch nicht eine entfernte Ahnung der Wahrheit stieg in diesem Glückesrausch in Grethens Seele auf. Sie konnte nichts weiter fühlen, nichts weiter denken, als daß er ihr Liebe geschworen, daß er sie geküßt und

mit aller Kraft an sein Herz gedrückt habe. So waren ihre stillen, bangen Träume doch in Erfüllung gegangen! Sie wußte jetzt, daß sie ihn immer geliebt hatte und hatte lieben müssen trotz seiner scheinbaren Neigung für ihre Schwester.

„Nun, ich denke," sagte Herr v. Reinbold, obwohl der ganze Vorgang kaum eine Minute gewährt hatte, „wir gehen jetzt zunächst nach Hause. Morgen ist auch noch ein Tag. Mein lieber Gleiberg, ich erwarte Sie gegen Mittag. Sag' Deinem Bräutigam gute Nacht, mein kleines Täubchen."

„Richard," flüsterte sie leise mit zaghafter Innigkeit.

Er haßte sie, die Zerstörerin seines Glückes. So tief er sich unglücklich, beschämt, entehrt fühlte, so tief war seine Abneigung gegen das nichtsahnende Mädchen.

Nur mit äußerster Gewalt zwang er sich, ihre Hand an seine Lippen zu führen. Dann verbeugte er sich vor den Eltern — auf Käthe wagte er keinen Blick zu werfen — und wandte sich ab.

2.

Lieutenant v. Richtenberg hatte sich gleichfalls verabschiedet und folgte seinem Freunde auf dem Fuße. Er war selbst so bestürzt, so kopflos vor Ueberraschung, daß er nicht wußte, ob Gleiberg die Sache ernst oder scherzhaft aufzufassen habe.

„Gleiberg!" rief er, weit ausschreitend, da der Vorangehende seiner nicht achtete. „Gleiberg, in Teufels Namen, so warte doch!"

Gleiberg blieb plötzlich stehen, so daß Richtenberg fast gegen ihn anprallte.

„Ich bitte Dich!" sagte Richtenberg. „Dein Verdruß ist ja sehr begreiflich, aber was kann ich dafür! Ich

wahrhaftig gar nichts. Im Gegentheil, ich glaubte Dir gefällig zu sein. So sprich doch! Was kann ich denn dafür!"

Gleiberg antwortete nicht. Es war, als versage ihm die Luft. Er lehnte sich gegen den nächsten Laternenpfosten.

„Lieber Junge, es ist ja eine fatale Sache, indessen —"

„Die Du ganz allein verschuldet hast!" knirschte Gleiberg zwischen den Zähnen. „Schweig' davon!"

„Ich? Aber hast Du Dich denn nicht selbst täuschen lassen? Wer denkt auch an so etwas! Ich war des Todes erschrocken, als ich bemerkte, wen ich eigentlich führte. Sofort wollte ich Dir abermals helfen, wollte Dir entweder meine Dame abtreten oder doch wenigstens Dir Käthens Nähe gönnen —"

„Und weiter?" sagte Gleiberg ingrimmig.

„Daher blieb ich etwas mehr hinter den Alten zurück, um Dich herankommen zu lassen, als plötzlich der Kukuk die Mutter plagt, sich dicht vor ihrer Wohnung nach ihren Töchtern umzusehen. Niemand da. Natürlich kehren sie nun Beide um, und wie sie erst auf uns gestoßen sind, stoßen wir alle Vier auf euch. — Keinen Groll, alter Junge, ich kann auf Ehre nichts dafür!"

„Nichts dafür," knirschte Gleiberg mühsam hervor, „nichts dafür, daß ich wie ein Narr, wie ein Meineidiger, wie ein — o, es läßt sich nicht aussprechen, als was ich vor Käthe v. Reinbold dastehe!" Plötzlich schlug er sich heftig vor die Stirn und brach ab.

„Willst Du noch ein Bierlokal aufsuchen? Hier ist sonst für gewöhnlich Dein Bau."

„Gib diesen Ton auf!" brauste Gleiberg auf. „Glaubst Du, daß ich Lust habe, zu scherzen? Ich möchte mir eine Kugel durch den Kopf jagen vor Schmerz und Scham!"

„Spaß bei Seite, sei kein Narr!" rief Richtenberg erschreckt. „Komm'! Ich bleibe noch bei Dir, Du darfst jetzt nicht allein sein."

„Ich will allein sein!“ rief Gleiberg, seinen Begleiter bei Seite schiebend.

„Und ich gehe mit Dir.“ Sie standen vor der Wohnung Gleiberg's. „Holla — Sie da! Auf Ehre, Dein Bursche schläft im Wachen wie ein Murmelthier weiter. Machen Sie Licht! Aber etwas schnellere Beine, wenn's sein kann.“

„Zu Befehl!“ murmelte der Husar halb träumend, indem er ein Streichholz in Brand setzte und eine Kerze anzündete.

Die beiden Herren, Richtenberg voran, damit ihm Gleiberg nicht die Thür vor der Nase zuschlagen konnte, betraten das sehr geschmackvoll eingerichtete Wohnzimmer. Nach der Kälte und dem rauhen Winde draußen war es hier traulich und warm.

Nur Richtenberg ließ sich vom Diener den Ueberzieher abnehmen, Gleiberg warf den seinen hastig auf den nächsten Stuhl, von welchem er zur Erde fiel.

„Geh' schlafen!“ befahl er dann rauh. „Ich werde Lieutenant v. Richtenberg selbst das Haus aufschließen.“

„Zu Befehl!“ gähnte der Bursche verstohlen und verschwand befriedigt.

„Nun, was willst Du noch hier? Was hast Du noch zu sagen? Womit willst Du Dich entschuldigen? Womit mich? Nein, es geht nicht — es ist Alles verloren!“

Es fiel ihm erst jetzt ein, daß Grethe mit allen Zeichen innigster Liebe sein Geständniß empfangen und erwiedert hatte. Das war das Schlimmste! Das raubte seiner letzten schwachen Hoffnung jede Stütze. Ob er sie auch haßte, sie liebte ihn. In diesen flüchtigen Minuten verstand er plötzlich, was er bis dahin übersehen hatte, begriff er richtig als Zuneigung, was er bis jetzt für schwesterliche Theilnahme gehalten hatte. Seine eigene Vertraulichkeit hatte dem Irrthum den Weg geebnet, die

Möglichkeit einer solchen irrigen Annahme angebahnt. Grethe liebte ihn! Was noch gut zu machen war, diese Thatsache warf Alles nieder.

„Ich bitte Dich, Hasso, geh'!" bat er mit bebender, hohler Stimme. „Ich muß allein sein!"

„Nein, das mußt Du gerade nicht. Wir wollen einmal den Ehrenpunkt dieses Mißverständnisses ruhig beleuchten."

„Ehrenpunkt? Sehr gut!"

„Jawohl, Ehrenpunkt!" wiederholte Richtenberg, Gleiberg's Hand ergreifend und ihn zu sich auf das Sopha ziehend. „Höre doch nur einmal verständig zu. An der ganzen Sache ist nichts Tragisches, sobald Du morgen den beiden Alten die Verwechselung eingestehst. Ich sage Dir, lieber Junge, der Alte ist ein so gerissener Praktikus, daß es ihm auf die Personen seiner Töchter gar nicht ankommt. Er gibt Dir ebenso gern die Aelteste, wie die Jüngste. Seine Frau ist eine Null. Und was Fräulein Käthe anbelangt —" Er brach ab, nahm seine Handschuhe vom Tisch und begann damit zu spielen.

„Nun, was ist's mit Käthe? Was? Was willst Du damit sagen?" brauste Gleiberg jählings auf, als habe ihm Jemand einen Stich versetzt. Er nahm ihm die Handschuhe ab und warf sie auf den Tisch zurück.

„Ach, nichts! Du bist in aufgeregter Stimmung," erwiederte Richtenberg ausweichend.

„O, keine Ausflüchte!" rief Gleiberg, dunkelroth vor Erregung. „Was hast Du gegen das Mädchen zu sagen, welches ich liebe und welches mich wieder liebt? Ich will Antwort haben, Hasso! Hörst Du? Sofort! Ich frage Dich, wie wagst Du es, Käthe Reinbold herabzusetzen?"

„Ich setze sie nicht herab," erwiederte Richtenberg verdrießlich. „Fällt mir gar nicht ein. Was ich Dir andeuten wollte, kam aus gutem Herzen. Ich wollte

Dich trösten, das heißt ermuthigen, Deine Werbung bei ihr morgen noch einmal mit bestem Erfolg zu wiederholen."

Gleiberg sprang auf und ließ seine Hand schwer auf die Tischplatte niederfallen. „Diese Art, diese Betonung — glaubst Du mich zu trösten, wenn Du mein Liebstes auf Erden hämisch herabsetzest?"

„Ich verbitte mir solche Auslegung durchaus!" rief Herr v. Richtenberg, sich nun auch seinerseits erhitzend. „Von hämisch kann hier niemals die Rede sein, sondern von einer Meinung, die sehr wohl begründet ist."

„Und die ich hören werde, Herr v. Richtenberg!" sagte Gleiberg, dessen innere Unruhe und Seelenqual ihn unbewußt nach einer Katastrophe drängte.

Richtenberg, der die Sachlage jetzt übersah und das Ende dieser Unterredung im Voraus erkannte, ließ schwer gereizt seine schonende Zurückhaltung langsam fallen. Er erhob sich gleichfalls und trat den flammenden Zornesblicken seines Kameraden gemessen gegenüber.

„Sehr gern, obgleich ich aus Zartgefühl für das Mädchen und aus Theilnahme für Dich lieber geschwiegen hätte. Käthe v. Reinbold ist mit ihrem Herzen noch nicht recht im Klaren, wem von uns Beiden sie den Vorzug gibt."

„Nichtswürdige Verleumdung!" flüsterte Gleiberg gepreßt, die Hände ballend. „Ich sehe schon, worauf es abgesehen ist: an mir, der ich so tief in meinen eigenen Augen gesunken bin, sein Müthchen feige zu kühlen."

„Feige? Herr v. Gleiberg!" Die etwas gedrungene Gestalt des jungen Offiziers bog sich zusammen, als wolle er auf seinen Gegner losstürzen.

„Was beliebt noch?" rief Gleiberg hochfahrend, aschfahl im Antlitz vor Zorn und Weh.

Richtenberg, gleichfalls bis zur Leidenschaft erregt,

trat dicht auf ihn zu. „Und ich behaupte noch einmal, die Art, wie Käthe v. Reinbold mir heute Abend wiederholt begegnete, die Art, wie sie meinen Arm annahm, und die Kokketterie ihrer Unterhaltung — sie hat kein Herz, sie ist eine Kokette, sie sucht nach dem Meistbietenden. Nun hörten Sie klar, was ich vorhin andeuten wollte. Morgen werden Sie weiter von mir hören."

Er raffte seinen Ueberrock vom Sessel, warf ihn um die Schultern, griff nach seiner Pelzmütze, drückte sie auf die Stirn, legte flüchtig grüßend die Finger daran und ging säbelklirrend aus dem Gemach.

Richard v. Gleiberg schaute ihm eine Weile sprachlos nach. „Lüge! Lüge!" murmelte er endlich vor sich hin. „Selbstgefälliger Thor! Eitler Narr! Schwätzer! Verleumder! Sie ihm — o, ich könnte den Gedanken nicht ertragen! Er soll mir Rechenschaft geben!"

Diese Vorstellung erleichterte die Last auf seinem Herzen. So ward ihm Hoffnung gegeben, seine Bürde abzuwerfen. Was lag an einem verfehlten Leben! An einem Leben ohne Glück, ohne Liebe, ohne — Ach, wenn nur die Liebe des anderen Mädchens nicht dazwischen stände! Gleiberg preßte seine Hände gegen die Stirn.

Zu ihr gehen und ihr sagen: es war ein alberner Irrthum, eine Verwechselung, Kuß sowohl als Schwur? Und dann? Ihr Herz hatte ja offen, ganz offen vor ihm gelegen. Mußte sie nicht vor Scham in die Erde sinken? Konnte sie je wieder den Blick zu ihm, dem Gatten ihrer Schwester, frei erheben?

Gleiberg's angeborenes Zartgefühl, seine Ritterlichkeit widersetzten sich dieser Möglichkeit durchaus. Unbewußt dachte er sich ganz richtig in Grethens Empfindungen hinein, wie Richtenberg ganz richtig Käthens berechnende Gefühlsarmuth erkannt hatte.

Zuletzt sehnte er den Augenblick krankhaft ungeduldig

herbei, der ihn vor des einstigen Freundes Pistolenmündung stellen sollte.

— — — — — — — — — — — —

Der Morgen tagte spät. Ein dichter Nebel hinderte die Sonne, durchzubrechen. Gleiberg, die Spuren der durchwachten Nacht in seinen Zügen, öffnete trotz der feuchten Luft das Fenster weit und schaute in die kämpfenden Dünste hinaus.

Der Bursche brachte das Frühstück und ordnete es gewohnheitsgemäß auf dem Tische.

Gleiberg bemerkte es nicht. Er wartete.

Endlich befahl er, seine Kleidungsstücke zurecht zu legen, da er sich umziehen wolle.

Sein Entschluß war gefaßt. Daran konnte nichts mehr geändert werden.

Heute war Sonntag. Er hatte also keinen Dienst und konnte sich somit völlig der Erledigung seiner Angelegenheiten widmen.

Gegen zehn Uhr klingelte es draußen. Der Bursche erschien und meldete den Premierlieutenant v. Hessingen an.

„Bitte ihn, einzutreten!"

Gleiberg ging ihm hastig und mit sichtlicher Befriedigung entgegen.

Herr v. Hessingen drückte ihm die Hand. „Sie wissen, weshalb ich komme?"

„Ja. Und Alles, was Herr v. Richtenberg zur Herstellung seiner von mir verletzten Ehre für nothwendig hält, wird mir eben genügen können. Sagen Sie ihm das."

Herr v. Hessingen sah ihm forschend in's Gesicht, dessen Blässe von tiefer Ergriffenheit zeugte, und sagte begütigend: „Wenn Sie nicht Willens sind, eine Milderung Ihrer schroffen Ausdrucksweise —"

„Niemals!" Gleiberg schloß die Augen. Sein Herz pochte zum Zerspringen, als er an Käthens geliebtes Bild

dachte, welches er ungestraft sollte verunglimpfen hören. „Ich kann nicht, bei meiner Ehre! Ich kann nicht. Richtenberg trägt allein die Schuld."

Er stand so ruhig und entschlossen da, daß Herr v. Hessingen kein Wort weiter verlor.

„Ich werde Gernsheim bitten —" sagte Gleiberg gleich darauf kurz.

„Ich erwarte ihn. Leben Sie wohl!"

Sie drückten sich die Hände. Dann wandte sich Herr v. Hessingen ab und verließ das Gemach.

Gleiberg setzte sich an seinen Schreibtisch und warf ein paar Zeilen auf's Papier, in welchen er seinen Kameraden v. Gernsheim bat, ihm in einer Ehrensache zu sekundiren. Die Beleidigung von Seiten seines Gegners sei eine derartige, daß nur die schärfste Forderung derselben entsprechen könne. Außerdem fügte er hinzu, daß er sich freuen werde, die Angelegenheit so bald als thunlich aus der Welt geschafft zu sehen.

Nachdem er das Billet gesiegelt und adressirt hatte, begann er, sich zum Ausgehen anzukleiden. Er wollte jetzt den Gang nach dem Reinbold'schen Hause antreten.

Als er aus der Thür trat, empfing ihn Sonnenschein. Die Nebeldünste waren davongeflattert, und der blaue Himmel schaute freundlich auf die Straßen herab.

In der Familie des Herrn v. Reinbold war es in dieser verhängnißvollen Nacht auch zu heftigen Worten zwischen Käthe und ihrer Mutter gekommen, nachdem Herr v. Reinbold fürsorglich angeordnet hatte, daß seine theure Jutta an Grethens Statt Käthens Schlafzimmer theilen sollte, damit sein sanftes Täubchen ungestört in einem weiter gelegenen Zimmer ihren Liebesträumen nachhängen könne.

Diese Fürsorge erwies sich als sehr zweckdienlich. Sie trennte Käthe von dem Gegenstande ihres ungezügelten

neidischen Hasses. Dafür überhäufte sie die schwache Mutter mit Vorwürfen, Thränen und Drohungen, bis die Natur endlich ihr Recht forderte, und Käthe mit noch weinenden Augen, eine letzte Verwünschung auf den Lippen, in den gesunden Schlaf der Jugend fiel.

Herr v. Reinbold, der sich auf diese diplomatische Weise eine durchaus angenehme, selbst durch keine Klagen seiner Gattin gestörte Nachtruhe verschafft hatte, fühlte sich am anderen Morgen vollkommen Herr der Lage. Er befahl, Käthe um keinen Preis zu stören, sagte seiner Jutta eine Schmeichelei nach der anderen und scherzte mit Grethe über ihre heißen Wangen. Infolge dessen war die Stimmung dieser drei Familienglieder eine natürlich angenehme und steigerte Grethens sehnsüchtige Ungeduld nach dem Geliebten bis zur Leidenschaft.

Als sein Tritt endlich auf den Treppenstufen hörbar ward, hielt es sie nicht länger auf ihrem Lauscherplatz neben der Thür. Sie riß dieselbe zurück, stürzte auf den Flur hinaus und warf sich mit schamhaftem, heißem Erröthen in Gleiberg's Arme.

In seine Arme, die er unwillkürlich erschreckt ausbreitete, um einen Sturz von der obersten Treppenstufe herab zu verhüten. Er fühlte ihr lockiges Haar an seiner Wange ruhen, ihr erregtes Herz an dem seinen pochen, ihre zitternden Hände um seinen Hals geschlungen, und es ward ihm zu Muthe, als müsse die Erde unter ihm sich spalten und ihn herabreißen. Zu der Abneigung, die er naturgemäß gegen die Zerstörerin seines Lebensglückes empfand, gesellte sich jetzt ein tiefes Mitgefühl. Sie litten ja Beide gemeinsam, und es war zweifelhaft, zu entscheiden, wer nach Enthüllung der Wahrheit unglücklicher war — er oder Grethe v. Reinbold.

Es dünkte ihm plötzlich unmöglich, ihre Gefühle unvermittelt zu beschämen, sie der bitteren Scham ohne Er-

barmen preiszugeben, sie von dem Gipfel einer irrthümlichen Seligkeit in die Tiefe der richtigen Erkenntniß jählings hinabzustürzen.

Sein Tod, den er suchte und finden mußte, sollte der Vermittler sein, Käthens Anspruch an ihn gerecht zu werden, ohne ihre schuldlose Schwester der Verzweiflung zu überliefern.

Wäre Grethe nicht selbst so äußerst erregt und verwirrt gewesen, so würde die kühle Art, wie Herr v. Gleiberg ihre Liebesbeweise zu mindern suchte, ihrem Zartgefühl peinlich aufgefallen sein. So aber, im Rausch der nichtsahnenden Liebe, glaubte sie nur Ungeduld darin zu erkennen, sich erst ihren Eltern in aller Form als Freier vorgestellt zu haben, und lächelnd wies sie Gleiberg die Thüre zu ihres Vaters Wohngemach.

Herr v. Reinbold empfing den Eintretenden äußerst jovial. Er hatte ja vortrefflich geschlafen und soeben sein zweites Frühstück mit großem Appetit eingenommen.

Sogleich bot er Gleiberg ein Glas Sherry und eine Cigarre an.

Dieser lehnte ab.

„Aber weshalb nicht, mein Bester? So etwas erledigt sich auf diese Weise am angenehmsten. Nehmen Sie Platz. Soll ich meine Frau rufen?“

„Ich möchte vorläufig —“

„Nun, wie Sie wollen, mein liebster Herr v. Gleiberg, wie Sie wollen!“

Er trank sein Glas vollends aus und setzte sich neben Gleiberg in seinen Lehnsessel, wobei er dem jungen Offizier väterlich auf den Arm klopfte.

„Grethe ist ganz närrisch vor Liebe zu Ihnen, lieber Gleiberg. Das haben Sie recht gemacht. Die Kleine hat nun Zeit gehabt, sich zu besinnen. Jetzt wissen Sie Beide, was Sie wissen müssen. Passen Sie 'mal auf, wie

mein weißes Mäuschen sich noch entwickeln wird! Ich bin Kenner. Wird eine famose Erscheinung werden. Eine Figur — passen Sie 'mal auf! Und dann dieser sanfte Charakter. Wie für's Eheglück geschaffen. Ein liebes Ding, die Grethe! Immer zufrieden und bescheiden, obwohl" — hier blickte Herr v. Reinbold sehr nachdrücklich in Gleiberg's Antlitz — „Ihre Verhältnisse diese letztere Eigenschaft entbehren können. Nicht wahr, mein lieber, junger Freund?"

„Herr v. Reinbold," sagte Gleiberg fest, „ich kam, Ihnen eine Erklärung zu geben, wenn Sie dieselbe nicht schon wissen sollten," setzte er, von der Art und Weise dieser Komödienspielerei angewidert, schroffer hinzu.

„Ah, Erklärung? Nicht doch! Erklären Sie mir Ihre Verhältnisse, und ich habe meine Pflicht als Vater gethan. Sie lieben meine Tochter —"

„Das thue ich nicht," fiel Gleiberg mit mühsam verhaltenem Widerwillen ein. „Ich liebe Ihre zweite Tochter nicht."

Herr v. Reinbold wurde hier aus seiner wohleinstudirten Rolle gewaltsam herausgezogen. Er wußte so schnell nicht, was er darauf zu antworten habe.

„Ich warb um die Hand Ihrer ältesten Tochter Käthe, das wissen Sie so gut, als ich, als Ihre Frau Gemahlin, als die ganze Welt," fuhr Richard v. Gleiberg entschlossen fort. „Und ich wiegte mich in dem seligen Bewußtsein, meine Liebe erwiedert zu sehen."

„Nun? Und?" fragte Herr v. Reinbold sehr ungewiß und gedehnt und nebenbei sehr scharf.

„Was gestern geschah, ist ein Irrthum gewesen, den drei Menschen mit ihrem Lebensglück bezahlen müssen," sagte Gleiberg mit schmerzlicher Betonung.

„Drei? Weshalb drei?" forschte Herr v. Reinbold sichtsich überrascht. „Ich dächte, einer oder eine wäre genug!"

Gleiberg unterdrückte eine heftige Erwiederung. „Ich darf nicht daran denken, noch länger um Käthe zu werben, so wie die Sachen jetzt liegen; meine Begriffe von Ehre und Liebe verbieten es mir. Ein solcher Anfang kann kein gutes Ende verheißen. Ihre Väterlichkeit muß das einsehen. Die Erinnerung daran wäre nicht auszulöschen in mir. Und Ihre Tochter Grethe liebe ich nicht. Ich bin aufrichtig, Herr v. Reinbold, ich muß es sein."

Gleiberg sprang auf.

„Aber meine Tochter Grethe liebt Sie!" sagte Herr v. Reinbold äußerst ruhig, doch mit merklicher Hindeutung darauf, daß er seine beiden Töchter nicht von einem Manne so hintergangen sehen wolle.

„Ja, und das ist der Grund, welchen ich bei meiner Auseinandersetzung mehrfach, wiewohl vergeblich andeutete, der die Angelegenheit unheilbar macht," sagte Gleiberg und seine Hand zitterte, als er sich auf die Lehne des Stuhles stützte. „Ohne diese traurige, mich ganz unwissentlich und unverdient treffende Neigung stände ich jetzt vor Ihrer Tochter Käthe und bäte ihr den Irrthum von ganzem Herzen und ganzer Seele ab — und sie würde ihn verzeihen und vergessen können, ohne unserer Ehre etwas zu vergeben. Und Ihre Tochter Grethe könnte von uns allen Dreien am herzlichsten darüber lachen. Aber so, wie die Sache eben liegt, ist das leider unmöglich."

„Ich verstehe Sie in der That nicht ganz, Herr v. Gleiberg," sagte Herr v. Reinbold gemessen, da er den vermeintlich sehr reichen Schwiegersohn nicht so ohne Weiteres fahren lassen wollte. „Wie ist eigentlich Ihre Meinung, wenn Sie Käthe nicht lieben wollen und Grethe nicht lieben können?"

„Den schuldigen Theil aus der Welt zu schaffen," erwiederte er langsam.

Herr v. Reinbold sprang überrascht auf. „Ich glaube

gar — machen Sie doch keine Thorheit! Ein Mann, wie Sie, kann ganz wohl zwei Mädchen den Kopf verdrehen, ohne deshalb an's Sterben zu denken. Wem glauben Sie mit dieser Genugthuung zu dienen? Mir etwa? Wahrhaftig nicht!"

Der Gedanke, dieses blühende Leben dem Tode verfallen zu sehen, hatte für Herrn v. Reinbold, der selbst so übermäßig am Dasein hing und das Sterben als eine ganz verwünschte Einrichtung verabscheute, etwas Erschütterndes. Er änderte seinen schroffen, beleidigten Ton. Der junge Mann that ihm leid.

„Damit kommen Sie mir nicht! Sterben! Pfui! Selbst wenn es sich hier um fremder Leute Töchter handelte, würde ich Ihnen sagen, nehmen Sie besseren Rath an. Natürlich lieben Sie Käthe mehr. Das heißt, ich weiß es jetzt, nachdem Sie mir ehrenhafter Weise reinen Wein eingeschenkt haben. Aber so trinken Sie doch ein Glas Sherry, Sie sehen wirklich miserabel aus. Es ist mir aber sehr zweifelhaft, ob meine Grethe nicht eigentlich die gefühlvollere Natur besitzt. Sie werden das Mäuschen lieben lernen. Ich als Vater muß es wissen."

„Nie!" sagte Gleiberg fest.

„Ach, papperlapapp! Mein Seidenschwänzchen wird Ihnen schon an's Herz wachsen. Sie ist wie meine Frau. Ganz Liebe und Gehorsam, mit einer entschiedenen Neigung, ihren Gatten anzubeten" — hier blickte Herr v. Reinbold mit bezeichnendem Blick und sehr wohlgefällig in den Spiegel — „so einen gewissen Kultus mit ihm zu treiben. Das sind die bequemsten Frauen — weich wie Wachs, die heilige Genofeva in Person."

„Und Ihre Tochter Käthe?" fragte Richard v. Gleiberg, vor Ungeduld bebend, dazwischen. Ihm brannte der Boden von Sekunde zu Sekunde mehr unter den Füßen.

„Die schicken wir zunächst auf Reisen, bis sich die

Sache verblutet hat. Luftveränderung ist immer ein probates Mittel in solchen Fällen, lieber Gleiberg. Und kommt sie zurück — kleine Versetzung, wenn Sie wollen. Hänge zwar sehr väterlich an meinem Mäuschen, aber Selbstsucht ist mir fremd. Wie wär's? Rheinischer Dragoner? Einem Menschen wie Ihnen steht jede Uniform!"

Gleiberg nagte an der Unterlippe vor gewaltsam unterdrücktem Groll. Diesem schreienden Egoismus, dieser nackten Herzensarmuth gegenüber fehlte ihm die gleiche Waffe. Er konnte höchstens hoffen, ausgelacht zu werden. Ein Weib, das man nicht lieben kann, sein eigen nennen zu müssen für's ganze Leben — der Gedanke erschien ihm als der hassenswertheste.

„Ein reicher Mann wie Sie," schmeichelte Herr v. Reinbold überredend, „ist überall an seinem Platze."

„Ich bin nicht reich," fiel er hastig ein. „Ich selbst bin eher arm. Mein Onkel ist reich. Es erhält mich in meiner Carrière, er würde auch meinen Hausstand großherzig gegründet haben."

„Ah — eh! So? Also Ihr Herr Onkel? Aber Sie sind der Erbe?"

„Voraussichtlich ja," sagte Gleiberg finster.

„Aber wissen Sie auch, mein bester Herr v. Gleiberg, daß man sich in solchen Voraussetzungen häßlich täuschen kann?"

„Ich nicht mehr — Sie wissen den Grund. Und nun noch eine Bitte!"

Herr v. Reinbold, welcher ersichtlich etwas ganz Anderes zu hören erwartet hatte, mäßigte seinen Eifer plötzlich sehr merklich. Ein armer Schwiegersohn konnte ihm wenig nützen.

„Sprechen Sie, lieber Herr v. Gleiberg. Wenn Sie vielleicht beabsichtigen sollten, mich in meiner Eigenschaft als Vater zum Dolmetscher zu wählen —"

„Ja, das wollte ich!" rief Gleiberg. „Sagen Sie Ihrer Tochter Käthe mit aller Rücksicht im Geheimen, auf welche Weise ich treulos ward."

„Sehr gern! Meine Tochter besitzt meinen Charakter. Sie wird begreifen und vergeben. Und was soll ich meiner Tochter Grethe sagen?" fügte er mit etwas spöttischem Anklang hinzu.

„Nichts!" erwiederte Gleiberg fest.

„Wie? Gar nichts?" fragte Herr v. Reinbold verwundert. „Das heißt —"

„Das heißt, daß ich es dem Schicksal überlasse, unsere Sache zu klären."

„Ganz gut!" Herr v. Reinbold, immer noch ungewiß, ging ihm einige Schritte nach. „Manchmal treffen Kugeln nicht ganz sicher. Was dann?"

„Sie sind eminent praktisch!" rief der junge Mann, sich heftig auf die Lippe beißend. „Ich danke Ihnen für Ihre Sorglichkeit in Bezug auf mein Leben. Was später kommt, ist abzuwarten. Leben Sie wohl!"

Er grüßte und riß die Thür auf, als ersticke ihn die parfümirte Luft in dem Gemach.

Eine Minute später hatte er das Haus für immer verlassen, just in dem Augenblick, wo Grethe seligklopfenden Herzens den Ruf in ihres Vaters Zimmer erwartete.

Er sollte nie ertönen.

— — — — — — — — — — — —

Vierundzwanzig Stunden später rollten zwei Wagen einem kleinen Wäldchen außerhalb der Stadt zu. Die Sonne stand strahlend am Himmel und tauchte die nackten Baumzweige in ihr verschönerndes Licht. Der letzte Schnee lag noch in lockeren Streifen zwischen den einzelnen Stämmen. Jedes Sternchen flimmerte wie ein Juwel. Dazwischen schaute das braune Wintermoos trübselig hervor. Von allen Aesten tropfte es langsam nieder. Dieser

gleichmäßige Schall wirkte wie eine einförmige Melodie. Nur das Zwitschern der Vögel unterbrach sie. Finken und Spatzen spielten im Sonnenschein. Sie haschten sich wie die Kinder. Unter den dürren Blättern am Boden raschelte es auch lebendig. Kleine gelbbäuchige Eidechsen wollten die Mittagswärme genießen. Sie wanden sich und dehnten sich im Sonnenglanz und huschten zurück in ihr dunkles Winterheim.

Jetzt wurden Schritte laut.

Richard v. Gleiberg erschien mit seinem Begleiter zuerst auf dem Kampfplatz. Er war auffallend bleich, aber eine mannhafte Freudigkeit lag auf seinen Zügen und das stolze Bewußtsein, für die Ehre der Geliebten in den Tod zu gehen. Er fühlte sich ganz eins mit ihr. In diesem letzten Augenblicke gehörte sie ihm.

Herr v. Richtenberg hatte gleichfalls seinen Wagen am Rande des Gehölzes verlassen und schritt jetzt hastig näher.

Sobald er seinem bisherigen besten Freunde entgegentrat, schoß eine dunkle Blutwelle über sein Gesicht. So entrüstet er auch war und so durchdrungen von der Nothwendigkeit dieses blutigen Austrages, die Umstände, welche den Kampf herbeigeführt hatten, und unter denen Gleiberg so unbeschreiblich litt, traten ihm allzudeutlich in Erinnerung, als daß er ein warmes Gefühl für seinen Gegner hätte unterdrücken können.

„Wer, zum Teufel, hätte auch gedacht, daß dieser an sich drollige Irrthum so schwere Folgen nach sich ziehen könnte!" murmelte Richtenberg bei sich. „Und wer kann das Ende absehen? Ich hätte ihm wahrhaftig aus Freundschaft den Beweis geben wollen, daß Fräulein Käthe mich höher taxirt, als ihn. Aber nein, das wäre zuviel verlangt, auf Ehre! Hole der Henker solche Aehnlichkeit!"

Beim Schluß dieser Betrachtungen waren auch die nothwendigen Förmlichkeiten und Vorbereitungen beendet.

Dreimaliger Kugelwechsel und Avanciren bis auf fünf Schritt war ausgemacht.

Gleiberg reichte seinem Sekundanten dankend die Hand, Richtenberg desgleichen.

Einige Sekunden blieb es regungslos still rings umher. Selbst das Spielen und Zwitschern der Vögel war ängstlich verstummt. Nur die Tropfen von den Bäumen sanken mit regelmäßigem Geräusch nieder in das feuchte Moos.

Jetzt ein schnelles Aufblitzen der Waffen im Sonnenschein. Fast in demselben Moment ein weithin dröhnender Knall. Beide Schüsse waren zusammen gefallen. Blauer, düsterer Rauch umgab den Kampfplatz.

Richtenberg stand, Gleiberg lag am Boden.

Aus Richtenberg's rothem Aermel sickerten Blutstropfen langsam hervor. Aus Gleiberg's Attila ergoß sich ein breiter, heißer Blutstrom über das Erdreich.

Ohne an seine eigene Wunde zu denken, stürzte Richtenberg in angstvoller Verzweiflung auf seinen Freund zu, kniete neben ihm nieder und versuchte es, ihn aufzurichten.

„Gleiberg," flüsterte er heiser vor Erregung, und jetzt, wo der Ehre Genüge geschehen war, auch in bitterer Reue, „Gleiberg, mein guter, lieber, alter Junge! Was habe ich gethan!"

Er drückte seine Hand, aber da fühlte er, daß sein Arm ihm den Dienst versagte. Ein stechender Schmerz darin ließ ihn zusammenzucken.

„Kommen Sie, Herr v. Richtenberg, lassen Sie mich einmal nachsehen!"

Er sah den Arzt eine Weile starr an, dann wies er heftig auf Gleiberg. „Helfen Sie dem und mir ist geholfen."

„Mein Kollege thut bereits seine Pflicht."

„Doktor," rief Richtenberg aufspringend und sich mit

dem gesunden Arm vor den Kopf schlagend, „wissen Sie, was ich in diesem Augenblick verwünsche?"

„Nein," erwiederte der Stabsarzt ziemlich verwundert.

„Daß in der Nacht alle Katzen grau sind!"

„Wie? Phantasiren Sie jetzt schon? Kommen Sie! Es ist keine Zeit, zu scherzen!"

„Scherzen?" rief Richtenberg, indem er sich auf's Neue zu dem leblos liegenden Freunde hinwandte, und ein ununterdrückbares Tropfenpaar stieg in seinen Augen auf. „Wenn hier von Scherz die Rede war, können Sie mir meinetwegen diesen anderen Flügel auch noch lahm schießen, auf Ehre!"

Gleiberg war in den Wagen geschafft worden. Richtenberg saß bei ihm. Er hielt seinen Kopf auf dem Schoß.

„Doktor," sagte er heftig, „und Sie, Doktor, wenn Sie mir diesen nicht am Leben erhalten, bleiben Sie mir ferner mit Ihrer ganzen Kunst vom Leibe! So wahr ich hier sitze, ich wollte, es wäre umgekehrt! Dieser hätte meine verwünschte Bohne im Arm, und ich seine in der Brust." —

Richtenberg's Kameraden standen nicht an, den großmüthigen Schmerz des Beleidigten und Siegers gebührend anzuerkennen.

Die genaue Untersuchung Gleiberg's ergab, daß die Kugel den oberen Theil der Lunge verletzt habe, mithin der Zustand des Verwundeten ein höchst gefährlicher und bedenklicher war und für lange Zeit bleiben mußte.

Als Richtenberg dies erfuhr, gerieth er außer sich und vergaß ganz, daß er selbst eine tiefe Fleischwunde und eine Verletzung der Knochenhaut davongetragen, welche ihm viele Schmerzen verursachte. Die Wunde zwang ihn für die nächsten Wochen, das Zimmer zu hüten und gab ihm immer von Neuem Muße, über die herbe Tragik des Schicksales nachzudenken. Etliche Male war er d'rauf und

d'ran, bei Grethe oder Käthe v. Reinbold seine Werbung anzubringen, wenn er nur gewußt hätte, durch welche Wahl er das verletzte Gefühl seines Freundes am wohlthuendsten berührte: wenn er Käthe als spekulativ darstellte oder wenn er ihm Grethe abnähme.

Ueber diesen Zwiespalt kam er aber niemals hinaus, und so unterblieb sein opferfreudiges Vorhaben.

3.

Gleiberg hatte kaum Herrn v. Reinbold verlassen, als Grethe, welche des glücklichen Ausganges bebend harrte, sich plötzlich ihrer Schwester Käthe gegenüber befand.

Das leidenschaftliche Mädchen, in allen Hoffnungen betrogen, beschuldigte Grethe der allerniedrigsten Verführungskünste, der abgefeimtesten Heuchelei. Nach echter Frauenart übertrug sie diesen Haß weniger auf den treulosen Mann, als auf dessen Auserwählte.

„Mir in's Gesicht soll er seine Liebe zu Dir behaupten!" rief sie endlich, das schöne, heiße Antlitz trotzig erhebend. „Und wenn er es dann noch wagt — der Elende —" Sie brach ab und warf sich auf einen Sessel neben der Thür. „Hier bleibe ich sitzen, bis er kommt, oder bis Du zu ihm gehst. Dann wollen wir weiter sehen. Hier bleibe ich sitzen bis an den jüngsten Tag."

Grethe rief ihre Mutter zu Hilfe.

„Ihr Alle, Du auch, Mama, seid im Bunde gegen mich," fuhr Käthe heftig fort. „Hast Du Dich, hat Papa sich nicht noch gestern Abend, als Gleiberg die Blumensträuße schickte, gewundert, weshalb er so lange mit seiner Werbung zögerte? Habt ihr? Antworte, Mama!"

„Käthe, weißt Du denn nicht, daß junge Leute ihre wahre Neigung häufig hinter einer nichtssagenden Courmacherei verstecken?" fragte Frau v. Reinbold schüchtern.

„Hast Du dasselbe nicht noch gestern Abend spöttisch zu mir gesagt?“ fragte Grethe mit einem Aufbäumen allerliebsten Mädchenstolzes.

Käthe fiel es plötzlich schwer auf's Herz, daß Gleiberg's Tanzkarte gestern allerdings ebenso oft den Namen Grethe, wie den Namen Käthe v. Reinbold aufgewiesen. Sie ballte drohend die Hand.

Grethe ging zu ihr. „Wenn ich wüßte, daß Du ihn mehr liebst als ich —“

„Lieben? Ihn? Jetzt noch?“ brach sie höhnisch aus.

„Nun, was eiferst Du dann so gewaltig?“ fragte Frau v. Reinbold verwundert.

Sie lachte auf. „Du bist wirklich naiv, Mama! Ich möchte ihn vor mir sehen, hier, so — und ihm dann sagen —“ Ein Thränenstrom machte die letzten Worte unverständlich.

Die Thür ging auf. Grethe zuckte zusammen. Herr v. Reinbold erschien allein auf der Schwelle.

„Wo ist — wo hast Du —?“ fragte seine Gattin zaghaft und ungewiß.

„Kleine Differenz, kleine Spannung!“ warf Herr v. Reinbold nachlässig hin, seine beiden Töchter betrachtend.

Käthe fuhr auf.

„Er wird sich besinnen,“ lächelte Herr v. Reinbold, Grethe zunickend.

„Besinnen, Papa? Auf was? Ich bitte Dich, Papa, was gibt es in dieser Sache für ein Besinnen?“ flüsterte Grethe todtenblaß und unter dem spöttischen Blick ihrer Schwester muthlos die Hände faltend.

„Hm — Geldangelegenheiten!“ sagte Herr v. Reinbold. „Dinge, die bei jeder Heirath — nicht wahr, meine theure Jutta? — zunächst erläutert werden müssen.“

Frau Jutta nickte. Wann hätte sie nicht zu einer Aeußerung ihres Gatten bejahend genickt? Deshalb machte

diese Berufung auch keinen besonderen Eindruck auf ihre beiden Töchter.

„Und dann?" flüsterte Grethe athemlos. „Wird er wiederkommen, Papa?"

„Aber natürlich, kleines Närrchen — das heißt, wir wollen 'mal vierundzwanzig Stunden warten, da wird sich die Sache schon geklärt haben. — Geliebte Jutta, meine Nerven sind angegriffen, laß eine Flasche Rauenthaler mehr auf den Tisch stellen. Natürlich, wenn es Dir keine Umstände macht, sonst — es ist wahrlich nicht leicht, Vater zu sein in unserem Jahrhundert."

Frau Jutta war überzeugt von Allem, bestellte den Wein und bat ihren Gatten dringend, bis zum Mittagessen der Ruhe zu pflegen.

Am Spätnachmittag durchlief das Gerücht die Stadt, es habe zwischen den Herren v. Gleiberg und Richtenberg ein Pistolenduell stattgefunden, bei welchem Ersterer durch die Brust geschossen sei und im Sterben liege.

Diese Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl in den Reinbold'schen Familienkreis ein. Zu solcher Entwickelung fehlte auch Herrn v. Reinbold jeder Schlüssel. Er saß wie versteinert auf dem Sopha, während seine Gattin sich mit ihrer bewußtlos hingesunkenen jüngsten Tochter zu schaffen machte.

Käthe allein ahnte entfernt das Richtige, indem sie diesem Kampfe ein Eifersuchtsmotiv unterschob. Aber das wie und warum blieb auch ihr bei aller Phantasie unbegreiflich.

Nach überstandenem ersten Schrecken erhob sich Herr v. Reinbold würdevoll vom Divan und ging in sein Zimmer und dort mit sich zu Rathe.

Da an eine Versorgung seiner Töchter in der Stadt bei der vorgerückten Jahreszeit schwerlich noch zu denken war, und der Aufenthalt ihm bereits eine übermäßig

große Summe gekostet hatte — wovon er freilich einen ganz erklecklichen Theil allein verbraucht — so gab es keinen Grund, sich hier noch länger aufzuhalten. Gleiberg's Rücktritt war ihm nach Schilderung der Vermögensverhältnisse wenig schmerzlich, und von der Verwechselung wußte glücklicherweise außer ihm Niemand.

Es war also ein außerordentlich praktisches Verfahren, wenn er, um beide Töchter mit einem Schlage von ihrem Wunsche zu heilen, Frau v. Gleiberg zu heißen, im engsten Familienkreise den wahren Sachverhalt nunmehr aufdeckte, ohne weitere Rücksichtnahme auf Enttäuschungen, Thränen und Ohnmachten. Darnach konnten alsdann mit Wahrung aller äußeren Formen die Koffer gepackt werden, und man somit gerade zur Schnepfenjagd wieder häuslich in Blaubuch eingerichtet sein.

Nachdem dieser Entschluß in ihm befestigt war, betrat Herr v. Reinbold mit vollendeter Liebenswürdigkeit das Familiengemach von Neuem.

Grethe stand am Fenster und starrte thränenlos in die sinkende Nacht hinaus. Zuweilen bewegten sich ihre Lippen leise und flüsterten: „Todt! Sterben! Und ich kann nicht bei ihm sein!"

Auf dem Sopha saßen Frau Jutta und Käthe. Sie sprachen leise miteinander. Grethens Haltung hatte etwas von jener Majestät des Schmerzes an sich, welcher Achtung heischt.

Sobald Herr v. Reinbold eingetreten war, rief er nach Licht. Als die Lampe gebracht wurde, rief er nach Grethe. Als diese langsam, bleich wie eine Sterbende herbeikam, bot er ihr galant den Arm und geleitete sie zu einem Sessel neben seiner „Herzensseite".

Nach dieser vorbereitenden Einleitung rückte er ohne Weiteres mit dem wirklichen Thatbestand vor.

Aber kaum war das Wort „Verwechselung" über seine

Lippen gedrungen, als Käthe triumphirend aufsprang und Miene machte, in ein lautes Spottlachen auszubrechen. Ein Blick in Grethens Antlitz hinderte sie jedoch daran.

Das junge Mädchen, so tief beschämt und vor sich selbst herabgesetzt, hatte ein Gefühl, als rinne zwischen ihrem warmen Blute plötzlich ein eisiger Strom, der alles Leben in ihr nach und nach ertödtete. Der bis zur Fieberunruhe erregte Herzschlag verminderte sich in demselben Maße. Ein unsägliches wehes Angstgefühl schnürte ihr die Brust zu, daß auch nicht ein Seufzer über die Lippen dringen konnte.

„Grethe, meine gute Grethe," sagte Frau v. Reinbold mitfühlend und versuchte, ihre Hand zu nehmen, „Du nimmst die Sache viel zu schwer."

Grethe dachte daran, wie sie heute im Drange ihrer hingebenden Liebe dem fremden Manne in die Arme gesunken war, und wie er ihre Zärtlichkeit scheu von sich wies — und ein heftiger Schauer durchrüttelte sie wie ein Fieberfrost.

„Höre auf Deine Mutter," sagte Herr v. Reinbold halb scherzend, „mein Täubchen. Du wirst den Betreffenden nicht wiedersehen. Ach, da kommen noch ganz andere Geschichten vor, als so ein kleiner Irrthum! Und Du, Käthe, laß Dich's nicht verdrießen. Es war eine herzlich mäßige Parthie. Diese gütigen Onkel pflegen zuweilen selbst noch unter den Pantoffel zu gehen. Dann adieu Zulage! Solche Freier findet ihr immer und überall. Und außerdem stirbt Gleiberg, wenn er nicht schon todt sein sollte. Meine theure Jutta, ich wünschte, daß Du vor den Leuten erklärtest, Deine Nerven seien angegriffen und Du sehntest Dich nach der Stille unserer ländlichen Besitzung zurück."

„Jawohl, wir können Abschiedsbesuche machen, wenn Du willst. Lege Dich zur Ruhe, Grethe!" Sie küßte

ihre Tochter. Aber ein Marmorbild hätte ebenso viel Gefühl verrathen, als dieses steinerne Mädchenantlitz.

Grethe stand auf. Zuerst war es ihr, als schwanke das ganze Gemach um sie her, daß sie angstvoll in die Runde schaute. Aber der Schwindel ging vorüber. Sie konnte allein und ungestützt aus der Thür gehen. Käthe blickte ihr mißächtlich nach.

„Welche Närrin sie ist! Einen Mann zu lieben, der sich gar nichts aus ihr macht!"

Weitere Bedenken kamen ihr nicht. Gleiberg's Schicksal dauerte sie wenig, nun sie erfahren hatte, daß er auf keinen Fall seine Werbung um ihre Hand erneuern werde. Sie für ihre Person wäre indeß mit Gleiberg's pekuniären Verhältnissen ganz zufrieden gewesen, und wenn sie daran dachte, daß sie ohne diese verhängnißvolle Aehnlichkeit heute ganz sicher Braut gewesen wäre, so stieg immer von Neuem ein gehässiger Zorn gegen ihre unglückliche Schwester in ihr auf.

Diese, ein Raub der allerbittersten, sich ewig widersprechenden Empfindungen, fand weder Tag noch Nacht Ruhe vor und in sich selbst. Bald wünschte sie die Nachricht von Gleiberg's Tod sehnsüchtig herbei, wie eine Erlösung aus dem unerträglichen Drucke, welcher auf ihr lastete, bald zitterte sie in angstvoller Verzweiflung, wenn sie seines Hinscheidens gedachte. Bald verwünschte sie seine Werbung, die schmeichelnden Töne seiner Liebe, bald rief sie sich dieselben qualvoll deutlich in's Ohr zurück. Bald glaubte sie in der Erinnerung seines Kusses zu sterben, bald fühlte sie beseligt den warmen Hauch abermals auf Wange und Lippe glühen. Die harmlose Frohnatur ging bei diesem Ringen in ihr verloren. Sie fand kein Verständniß bei den Eltern, bei der Schwester Abneigung, in sich selbst auch keinen Trost. Der Gedanke, fortan einsam auf dem Gute zu hausen unter dem steten

Spottlächeln Käthens und der demüthigenden Gleichgiltigkeit ihres Vaters dünkte ihr ganz unerträglich.

Und doch, nur fort aus der Stadt! —

So verging ein Tag nach dem anderen.

Da hieß es, Herr v. Gleiberg werde genesen.

Sofort begann ein neuer Gefühlssturm in ihrer Brust zu toben.

Was nun? Nur die Ihrigen nicht um Rath fragen! Eher wäre sie gestorben.

Sie ging wie eine Träumende umher. Hätte sie ahnen können, daß ihr fürsorglicher Vater, dem die veränderte Haltung seiner Tochter bereits sehr unbehaglich zu werden begann, im Stillen hoffte, Gleiberg werde es jetzt doch für eine Ehrensache halten, sich als verlobt zu betrachten!

Unterdessen waren allmälig die Vorbereitungen zur Abreise getroffen worden. Jeder fand es ganz natürlich, daß die Landherrschaften des Stadtaufenthaltes müde waren. Man munkelte zwar allerlei von der nicht zu Stande gekommenen Verbindung Käthens mit dem Lieutenant v. Gleiberg und wollte auch das Duell hiermit in Zusammenhang bringen. Aber da Niemand das Richtige ahnte und weder Richtenberg's harmlose Huldigung in diese Gerüchte hineinpaßte, noch Käthens heitere Laune, so grübelte man dem Allen nicht weiter nach.

Auf Grethe fiel jedenfalls kein Schatten eines Verdachtes. Sie hatte, wie Jeder wußte, keinen ausgesprochenen Verehrer gehabt.

Der Tag der Abreise war herangekommen, ein warmer Märztag, der die ersten Veilchen aus ihrem Blätterdach hervornöthigte. Zwei Wagen standen unten vor der Thür, mit Möbeln bereits halb vollgepackt. Frau Jutta leitete den Umzug, während ihr Gatte, fürsorglich wie immer, einem Abschiedsessen den Vorzug gab. Käthe half, so gut es anging, der Mutter.

Allein in ihrem Zimmer vor dem Schreibtisch saß Grethe, endlich zum festen Entschluß durchgedrungen, und schrieb mit ganz fester Hand:

„An den Lieutenant Richard v. Gleiberg!

Ich habe durch meinen Vater erfahren, welchem Irrthum mein ganzes Lebensglück verfallen ist. Wenn Ihr Zartgefühl Ihnen verbietet, Ihre Werbung um meine Schwester zu erneuern, so werden Sie auch ermessen können, was ich an Schmerz und Scham und Bitterkeit empfinde, wenn ich der Aeußerungen einer tief zu beklagenden Neigung gedenke. Dieselbe hinwegzuleugnen oder auch nur zu vermindern, würde mich noch tiefer in Ihren Augen herabsetzen. Ich muß sie also aufrecht erhalten um meinetwillen. Thun Sie Käthe gegenüber, was Sie für gut halten. Wir werden einander nie wiedersehen. Der Zweck meines Schreibens ist, Ihnen mitzutheilen, daß es mein heißester Wunsch ist, Sie zu vergessen, und daß ich jedes Band löse, welches etwa meinen Namen mit dem Ihrigen noch verbinden sollte. Ein erläuterndes Wort von Ihnen zu rechter Zeit wäre eine Wohlthat für mich gewesen, Ihre Schonung war Beleidigung.

Margarethe v. Reinbold."

Nachdem sie diesen Brief vollendet hatte, brachte sie ihn selbst zur Post — eingeschrieben, also dem Empfänger persönlich abzuliefern; und wenige Stunden später fuhr die ganze Familie auf das im Frühlingsabendschein ruhende Gut Blaubuch zurück.

— — — — — — — — — — — —

Richard v. Gleiberg empfing Grethens Schreiben zu einer Zeit, wo der Arzt jede geistige Beschäftigung durchaus untersagte. Es blieb also unerbrochen in der Lade seines Nachttisches liegen.

Gleiberg litt schwer. Er selbst hoffte von Tag zu Tag auf den Abschluß seines Lebens. Je mehr aber die

gesunkenen Kräfte sich zu heben begannen, desto mehr ward er gezwungen, sich mit einer Fortsetzung desselben vertraut zu machen. Er wußte, daß Reinbolds die Stadt verlassen hatten, und daß Richtenberg seinen Arm voraussichtlich etliche Monate nicht würde gebrauchen können. Er wußte auch, daß sein einstiger Freund das dringende Bedürfniß fühlte, sich mit ihm zu versöhnen, aber davon wollte Gleiberg nichts wissen. Die leiseste Erinnerung an das Geschehene konnte ihn zur Verzweiflung bringen, wenn er daran dachte, wie anders es um ihn stehen könnte ohne diesen lächerlichen Irrthum. Und weil Richtenberg's Namen eng mit der Sache verknüpft war, weil er den Konflikt durch Käthens Herabsetzung noch grausam verschärft hatte, konnte Gleiberg ihn nicht ohne Widerwillen, ja, ohne Scheu erwähnen hören.

Was nun? Jetzt war Käthe auf seinen eigenen Wunsch von dem Geschehenen unterrichtet. Aber Grethe! Grethe nicht. Die sollte ja abwarten. Was?

Gleiberg fühlte bei dieser Vorstellung seine Wunde immer von Neuem brennen. Zuletzt überkam ihn ein verächtliches Zürnen.

„Diese unglückselige Neigung zu mir! Wer hieß sie, ihr Herz gerade an mich ketten, mir die ganze Sturmfluth ihrer Gefühle zu schenken mit einer Zuversicht, mit einer Glaubensseligkeit —"

Sein besseres Gefühl siegte. Er wollte solchen Regungen nicht länger Raum geben. Sie hatte ja doch makellos wie eine frische Blume an seinem Halse gehangen.

„Armes Mädchen!" flüsterte er dann. „Ich kann Dir aber die Wahrheit nicht ersparen. Wenn Du dann doch noch den Muth hast, mich zu halten, dann — ja, was dann?"

Darüber hinaus kam er nie. Aber Herr v. Reinbold hatte wirklich so Unrecht nicht, wenn er glaubte, Gleiberg

werde sein Verhältniß zu Grethe schließlich doch als Ehrensache betrachten.

Richtenberg hatte sich bereits gesund gemeldet, als Gleiberg den eingeschriebenen Brief in die Hände bekam. Erstaunt betrachtete er das Siegel. Die Handschrift war ihm fremd. „An den Lieutenant Richard v. Gleiberg." Seltsame Ueberschrift!

Dann las er, und tiefe Röthe und tiefe Blässe überzogen wechselnd sein Antlitz.

Jetzt war der Knoten gelöst. Wie weit zu seinem Ruhme, das stand dahin.

Ihm war sterbenselend zu Muthe. Grethe verachtete ihn wie Käthe, und er konnte nichts, gar nichts zu seiner Rechtfertigung vorbringen, als daß er sich von dem Possenspiel eines Zufalls hatte unterjochen lassen wie ein dummer Junge.

„Ja, das bin ich!" rief Gleiberg bitter lachend aus und preßte die Hand gegen seine heiße Stirn. „Das bin ich! Ein guter, dummer Junge! Ein Anderer wäre so nicht davon geschlichen! Ein Wort, ein einziges gescheidtes Lachen, so war die Sache gewendet!"

Und Grethens eingestandene Liebe?

Es blieb eben Alles immer auf dem alten Punkte stehen, sobald das empfangene Zuneigungsgeständniß nicht rückgängig gemacht werden konnte. Und dieser Brief, den Gleiberg endlich zusammenballte und in's Zimmer warf, gab Zeugniß, daß Grethe v. Reinbold nicht daran denken konnte noch wollte, ihre offenbarte Liebe zu leugnen. Nicht einmal mildern wollte sie dieselbe.

Gerade in dieser qualvollen Stimmung ließ sich Richtenberg bei seinem Freunde melden.

Gleiberg fuhr wie ein Trunkener auf. „Sagen Sie —" herrschte er den Lazarethgehilfen an, welcher zu seiner Pflege anwesend war. Dann besann er sich und ließ sich

mit fieberhaftem Eifer Tinte und eine Visitenkarte reichen. Auf diese schrieb er mit heftig zitternder Hand ein einziges Wort: „Niemals!“, faltete das Blatt zusammen und ließ es durch den Gehilfen dem Lieutenant v. Richtenberg überreichen.

Dieser las es, wechselte die Farbe, runzelte schwer beleidigt die Stirn, erwiederte kein Wort, zerriß die Karte, streute die Stücke auf den Boden und entfernte sich klirrenden Schrittes.

So blieben die Sachen auch dann noch, als Kameraden sowohl wie Vorgesetzte sich Mühe gaben, eine Versöhnung Beider herbeizuführen. Gleiberg brauchte nur an Käthe zu denken, um in die feindseligste Abneigung zu gerathen und jede Annäherung in schroffster Weise abzulehnen, bis zuletzt auch der gutmüthige Richtenberg sich nothgedrungen jede Vermittelung verbat.

Inzwischen war auch allerhöchsten Ortes über das stattgefundene Duell entschieden worden. Beide erhielten sechs Monate Festung, Richtenberg in einer südlichen, Gleiberg in einer nördlichen Garnison. Der Erstere nahm seine Strafe mit komischem Verdruß entgegen, der Letztere mit aufathmender Befriedigung. Er fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, aus den alten drückenden Verhältnissen herausgehoben, um möglicherweise wieder mit sich einig zu werden. Eine gewisse Menschenscheu begann sich in ihm zu entwickeln.

Richtenberg, welcher keine Genesung abzuwarten hatte, rüstete sich sofort zur Abreise. Der Fall machte seine Person interessant. Das war der einzige Nutzen, den er daraus zog, wie er lachend behauptete.

Es drängte ihn, da er eine begreifliche Scheu trug, sich von der Familie Reinbold persönlich in Blaubuch zu verabschieden, wenigstens etwas Genaues über ihre Haltung zu erfahren.

Es gab nur ein Wesen, bei dem er sich Auskunft erbitten konnte, ohne fürchten zu müssen, Verdacht zu erwecken: Abdy Krämer. Ihre harmlose Natur kannte weder Mißtrauen noch ein Ding, das Diplomatie hieß. Sie schwatzte und lachte Alles vom Herzen herunter, Ernstes und Heiteres, ohne dem Hörer mehr zuzumuthen als Geduld.

Sehr zufrieden, sein Interesse hier befriedigen zu können, machte sich Richtenberg eines Sonntag-Nachmittags auf den Weg zur Wohnung des Geheimraths Krämer. Er klingelte, und die Erste, welche erschien, ihr Stumpfnäschen am Thürfenster plattdrückte und dann hastig die Thür öffnete, war Abdy selbst.

„Gott sei Dank!“ rief sie, ihre Hände ineinander schlagend. „Sie ist es nicht!“

Er wußte nicht, was er zu diesem Empfang sagen sollte, und verbeugte sich lächelnd.

„Ich bin nämlich heute das Stubenmädchen,“ sagte sie. „Unsere Doña hat ihren Ausgehtag. Wissen Sie, was das ist?“

„Ziemlich. Jedenfalls bin ich sehr glücklich —“

„Ach, ich noch mehr! Alle Sonntag Nachmittag kommt nämlich unsere Erbtante — Sie wissen ja! — so ungefähr um diese Zeit. Und da muß ich wie ein Schießvogel aufpassen, damit es aussieht, als hätten wir uns schon die Hälse nach ihr ausgereckt. Papa und Mama schlafen aber noch.“

„Und da —“ fiel Richtenberg ein.

„Da sitzt sie dann oben fest wie angeleimt. Nicht loszueisen! Wenn's zehn Uhr geworden ist, muß der arme Papa sie bei Wind und Wetter nach Hause befördern.“

„Sehr bedauerlich!“ sagte Herr v. Richtenberg.

„Und nun sah ich statt in Tante Josepha's mausegraues Antlitz in das Ihre. Welche Freude! Kommen

Sie doch herein! Ich wecke schnell die Eltern. Und bleiben Sie ja recht lange und machen Sie unserer Familiengöttin den Hof, ja? Bitte, nehmen Sie's dem armen Papa ein bischen ab. Wollen Sie? Ich sage Ihnen, man könnte sich todtlachen, wenn's nicht so fatal wäre!"

Sie standen jetzt im Salon. Abby sprach unaufhörlich, horchte dabei aber immer auf das gefürchtete Klingeln an der Flurthür.

„Ich werde mein Möglichstes thun," versicherte er gutmüthig. „Wenn aber die gestrenge Dame —"

„O, sie ist sehr süß, passen Sie 'mal auf! Aber sehr mißtrauisch, besonders gegen junge Männer, die sich in unserem Hause sehen lassen. Ueber die geht's allemal arg her."

„Weshalb denn?"

„Weil sie immer glaubt, es könnte mich Jemand heirathen wollen!" rief Abby, zwischen Lachen und Aerger schwankend. „Nun denken Sie nur! Das will sie uns auch vorschreiben!"

Hier lachte Richtenberg so laut auf, daß Abby erschrocken ihre Hand auf seinen Arm lehnte.

„Still doch! Klingelte es nicht soeben?"

„Nein! Aber das ist ja köstlich!"

„Von Ihnen wird Sie's jedenfalls auch gleich denken. Passen Sie 'mal auf! Dann rückt sie Ihnen mit allerlei Fragen näher. Ein ganz sicheres Merkzeichen. Ich werde Ihnen zublinzeln, wenn's so weit ist."

Und jetzt lachte Abby selber ausgelassen wie ein Kind. Richtenberg amüsirte sich vortrefflich. „Eigentlich komme ich, Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Sind Sie versetzt?" fragte sie schnell.

„Nun — ja, wie man's nimmt! Man könnte auch sagen, eingesetzt, festgesetzt oder dergleichen in der Festung Glatz."

„Ja so! Ja, ich hörte schon! Das thut mir aufrichtig leid. Aber dann kommen Sie wieder?“

„Sicher. Im nächsten Winter tanzen wir wieder zusammen,“ erwiederte er, jetzt auf sein Ziel losgehend.

Sie rannte davon, ihre Eltern zu wecken, und kehrte dann zurück. Beide setzten sich. Abdy faltete ihre runden Hände erwartungsvoll auf dem Schoße. In ihrer Vorstellung war Festungshaft und eine finstere unterirdische Zelle so ziemlich dasselbe.

„Bekommen Sie denn auch zuweilen warmes Essen?“ fragte sie theilnehmend.

Er schüttelte sich vor Lachen. „Ich denke wohl, Sonntags wenigstens.“ Dann wurde er ernst. „Es ist mir leid, daß ich mich nicht bei allen Familien gewissermaßen in Erinnerung bringen kann. Sie wissen, ich war lange krank. Können Sie mir vielleicht sagen, wie es in Blaubuch geht?“

Er hätte sich auch diese kurze Einleitung sparen können.

Abdy erwiederte sehr lebhaft: „Natürlich! Ich war erst vorige Woche einen Tag draußen. Käthe ärgert sich über Grethe, weil sie so still ist. Frau v. Reinbold sagt, Grethe sei krank, bleichsüchtig, nervös und sonst noch etwas. Herr v. Reinbold ist viel auf anderen Gütern. Das ist doch ein liebenswürdiger Mann, nicht wahr?“

„O ja! Sagte Fräulein Käthe nicht, daß sie Sehnsucht nach der Stadt habe?“

„Ei bewahre! Sie fragt nach Keinem. Einmal dachte man doch, für Herrn v. Gleiberg hätte sie etwas übrig. Kein Gedanke! Ich weiß nicht, wie es gerade kam, daß Jemand von ihm sprach, aber da sagte sie, für eine so botmäßige Abhängigkeit, in welcher Herr v. Gleiberg lebte, müßte sie danken.“

„Und Fräulein Grethe?“ fragte er weiter, um den Faden nicht abreißen zu lassen.

„Die sieht aus! Die sieht aus!“ rief Abby, ihre Hände zusammenschlagend. „Wie ein armes Nönnchen. Sie hat's wirklich nicht gut zu Hause, lieber Herr v. Richtenberg. Da soll immer Alles vergnügt sein, will Herr v. Reinbold. Und wer's nicht ist, den sieht er lieber gar nicht.“

„Was fehlt ihr denn?“ Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Grethe sich jene Verwechselung, die seines Wissens nach sie persönlich gar nichts anging, so hätte zu Gemüthe ziehen können.

„Ja, was fehlt ihr? Sie ist wohl unglücklich zu Hause. Ein so schöner Vater und eine so hübsche Mutter — aber sie haben Käthe immer lieber gehabt.“

„Merkwürdig, auf Ehre!“ sagte Richtenberg nachdenklich. Also Käthe war nicht untröstlich, liebte Gleiberg nicht mehr und amüsirte sich weiter. Das hatte er wissen wollen. Grethens Person war ihm höchst gleichgiltig.

„Um Käthe macht sich einer sehr niedlich,“ flüsterte Abby geheimnißvoll. Dann sprang sie wie ein Gummiball in die Höhe. „Es klingelt! Na, das ist eine schöne Geschichte, und mir ist der dumme Fuß gerade eingeschlafen! Lassen Sie! Es hilft nichts. Ich muß selbst aufmachen. O du Himmel, die hunderttausend Thaler!“ Damit hinkte sie lachend aus der Thür, während von der anderen Seite jetzt das geheimräthliche Paar erschien, seinen Gast zu begrüßen.

Richtenberg war in der That sehr gespannt, die übelberufene Erbtante kennen zu lernen, und versprach sich eine äußerst vergnügte Stunde an der Seite der ausgelassenen Tochter des Hauses.

Draußen ward die Flurthür mit einer Hast aufgerissen, als habe die gesammte Familie eine Stunde bereits auf der Lauer gelegen, das ersehnte Läuten zu vernehmen, gleich darauf hörte man eine scharfe und dünne Stimme Abby's lauten Zuruf beantworten.

„Verzeihen Sie, Herr v. Richtenberg,“ sagte der Geheimrath hastig und stürzte aus der Thür. „Ich muß der guten Tante doch etwas behilflich sein. Marie, der Kaffee ist doch fertig?“

„Gewiß!“ Die Geheimräthin schob schnell noch einen Sessel nach vorn, gleichsam um anzudeuten, daß man in Ermangelung der Person wenigstens dem muthmaßlichen Platze derselben alle Aufmerksamkeit gewidmet.

Dann ging die Thür auf. Am Arm des Geheimrathes trat Fräulein Josepha Plüddemann ein.

„Meine liebe Tante,“ sagte der Geheimrath mit äußerster Verbindlichkeit, „gestatte, daß ich Dir den Lieutenant v. Richtenberg vorstelle! — Unsere hochverehrte Tante, Fräulein Plüddemann!“

Hasso v. Richtenberg warf, während er sich verneigte, einen prüfenden Blick auf die glückliche Besitzerin von dreimalhunderttausend Mark.

Fräulein Josepha war eine ziemlich große, sehr hagere Dame, mit einem farblosen Gesicht, dessen Züge nicht unangenehm gewesen wären, wenn nicht ein harter Eigennutz sein Siegel darauf gedrückt hätte. So aber sprach aus jeder Runzel die unzweideutigste Selbstsucht und daneben eine noch unzweideutigere Selbstzufriedenheit. Fräulein Josepha wußte sich — die Verwandten gaben ihr ja stündlich sehr demüthig den Beweis davon — unfehlbar in allen Anschauungen, unantastbar in allen Behauptungen, unentbehrlich und angebetet.

Für gewöhnlich bezog sie alle Artigkeiten auf ihre Persönlichkeit, nur in Fällen, wo sie nach ihrer Meinung beleidigt worden war, gab sie boshaft zu verstehen, daß man ja doch nur ihre hunderttausend Thaler an ihr schätze; was natürlich jedesmal einen Sturm sittlicher Entrüstung und die wehmüthigsten Gegenversicherungen zur Folge hatte. Nebenbei war sie mit einem hervor-

ragenden Hang zur Sparsamkeit ausgestattet, der den einstigen Erben einestheils erfreulich, andererseits aber überaus lästig war, denn bei Lebzeiten zog Fräulein Josepha aus der Unterwürfigkeit ihrer Angehörigen ganz erkleckliche Vortheile. Das süße Wort: „Ich bin bei meinen lieben Kindern wie zu Hause!" kostete dem Geheimrath ungezählte Mahlzeiten und verdorbene Abende, Geschenke aller Art, Spazierfahrten, Billets und dergleichen mehr, während Fräulein Josepha's Gegenleistungen sich auf ein Minimum beschränkten. An Geburtstagen oder Weihnachten pflegte sie sich mit dem schönen Satze einzuführen: „Ich komme zwar mit leeren Händen, aber mit desto vollerem Herzen!"

Trotzdem konnten die grauen Augen sehr freundlich lächeln, und das thaten sie wirklich, als sie die respektvolle Verbeugung des von Addy so gut vorbereiteten jungen Husarenoffiziers empfing. „Da bin ich, lieben Kinder," sagte Fräulein Plüddemann, das Taschentuch ihrem Pompadour entnehmend. „Ich wurde leider etwas aufgehalten."

„Doch kein Unfall?" riefen die Gatten wie aus einem Munde.

„Nein! Ich habe Dir heute etwas mitgebracht, lieber Gustav —" ihre Finger krabbelten von Neuem in dem Pompadour herum.

Eine wohlbegründete Scheu vor Tante Josepha's Gaben lag auf allen drei Gesichtern, so daß Richtenberg Mühe hatte, ernst zu bleiben.

„Hier!" sagte Fräulein Josepha gewissermaßen triumphirend, indem sie drei Stück Cigarren aus dem Beutel zog. „Die koste einmal, lieber Neffe. Ich will einmal Dein Urtheil hören!"

Der Geheimrath empfing die verdächtigen schwärzlichen Dinger mit offenbarem Mißtrauen, aber seine Stimme

klang freudig, als er sich bedankte, um sogleich seinem jungen Gast ein Exemplar anzubieten.

„Beim Kaffee, nicht wahr? Abbychen, sieh nach, ob im Eßzimmer kein Zugwind ist. Und, Abbychen, daß ich ja mein Fußbänkchen finde. Und, Abbychen, ein Glas Sodawasser!"

Es zog nicht, und so konnte Herr Krämer seine Tante höflich an den hübsch gedeckten Kaffeetisch führen, wo sie unermüdlich in ihrem Lieblingsgebäck zu wirken begann.

Herr v. Richtenberg saß neben Abby. Er sah, wie sie mit dem Lachen kämpfte. Es war eine drollige Situation für ihn.

„Nun, wie ist die Cigarre, lieber Gustav?" fragte Fräulein Josepha mit einem Tone, der dem mühsam glimmenden Stengel die idealsten Eigenschaften einer Cigarre zuerkannte.

Der Geheimrath hatte seine Havanna schon dreimal in Brand gesetzt und sog jetzt mit heldenmüthiger Energie weiter daran. Er nickte nichtsdestoweniger bedeutungsvoll. „Hm! Nicht übel! Wahrhaftig nicht übel, liebe Tante! Was meinen Sie, Herr v. Richtenberg?"

Der flotte Husarenoffizier glaubte nie ein abscheulicheres Kraut zwischen den Lippen gehabt zu haben. „Etwas schwer zu rauchen," sagte er, gutmüthig lächelnd. „Das heißt, ich meine, etwas schwere Sorte, Herr Geheimrath."

„Aber sie schmeckt, nicht wahr?" fragte Tante Josepha sehr liebenswürdig. „Sie schmeckt Dir gut, lieber Gustav?"

„Vortrefflich!" sagte der Geheimrath. „Nicht wahr, Marie, Du riechst es auch?"

Die Geheimräthin roch es selbstverständlich, und Abby flüsterte ihrem Nachbar zu: „Der Rauch erinnert an den Geruch verbrannter Haare."

„Nun denn," sagte Fräulein Josepha ohne Zögern,

ihrem Neffen zunickend, „ich habe drei Kisten davon zu Hause stehen. Du kannst sie mir abkaufen, wenn sie Dir so gut schmecken. Morgen schicke ich sie Dir zu."

Fräulein Josepha hatte sie heute, ehe sie kam, von einem zahlungsunfähigen Miether mit als Miethe übernehmen müssen, und brachte sie auf diese Weise vortheilhaft an den Mann.

Die Ueberraschung war eine so vollkommene, und der Eindruck dieser verwandtschaftlichen Herzensgüte ein so zwingender, daß selbst der Geheimrath einen Seufzer des Entsetzens nicht völlig unterdrücken konnte.

„Was meinst Du, Mariechen?" fragte er endlich mühsam scherzend seine gleichfalls erstarrte Gattin. „Soll ich, darf ich so unsolide sein? Sind drei Kisten nicht zu viel auf einmal?"

Die Geheimräthin wagte nicht „Ja" zu sagen, denn sie fühlte die Augen der Erbtante scharf auf sich ruhen. „Versuche es, lieber Gustav," versetzte sie schüchtern.

„Ich schicke sie euch sehr gern zu," fiel Tante Josepha freundlich ein. „Jawohl, Kinder! Ich weiß, ihr braucht euer Mädchen nöthiger. Dein Mann wird über den Preis erstaunen."

Darin sprach sie die Wahrheit, denn als der Geheimrath etliche Tage später bei Fräulein Plüddemann vorsprach, seine Schuld mit großem Aufwand von Höflichkeit zu berichtigen, versetzte ihn die geforderte Summe von dreißig Mark in eine so staunende Wuth, daß er um ein Haar den Handel rückgängig und somit die Erbschaft zweifelhaft gemacht hätte.

Vorderhand war davon keine Rede. Fräulein Plüddemann, welche mit ihren scharfen Augen schon längst den jungen Offizier gemustert und demgemäß ein gewisses Einverständniß zwischen ihm und ihrer Großnichte gewittert hatte, wandte sich jetzt mit außerordentlicher Entschiedenheit Richtenberg zu.

Sie hielt dabei jedesmal ein sehr einfaches Verfahren fest, indem sie plötzlich behauptete, eine staunenswerthe Aehnlichkeit an dem Betreffenden entdeckt zu haben mit einer diesem unbekannten Persönlichkeit.

Herr v. Richtenberg war so harmlos, diese Praxis nicht zu durchschauen.

„Mein Gott, Sie wären wirklich nicht mit dieser vortrefflichen Familie verwandt?“ fragte Tante Josepha beinahe erschüttert durch die Trüglichkeit solcher Naturspiele.

„Nicht im Geringsten!“ sagte Richtenberg eifrig.

„Die Familie stammte aus Sachsen. Sie nicht?“ forschte Fräulein Plüddemann sehr interessirt.

„Wir stammen vom Rhein. Das heißt, jetzt sind wir dort nicht mehr ansässig. Mein Vater besaß ein Gut in Schlesien.“

„Ah, Schlesien! Jawohl, dort war ich auch einmal in meiner Jugend,“ fiel Tante Josepha mit rückerinnernder Sanftmuth ein. „In Oberschlesien, nicht wahr?“

„Nein, in Niederschlesien, in der Gegend von Wohlau,“ versicherte Richtenberg, an dem Brande seiner Cigarre endlich völlig verzweifelnd.

„Wohlau? Da hatte ich einen lieben Bekannten!“ rief Fräulein Josepha heiteren Tones. „Herrliche Gegend! Mein Freund behauptete damals, keines der umliegenden Güter sei unter zweimalhunderttausend Thaler werth. Sie müssen ja wissen, ob er übertrieben hat. Es war ein Schelm, sage ich.“

„Kerzenstein, ich wollte sagen, mein Gut —“ lächelte Richtenberg.

„Ihr Gut?“ rief Fräulein Plüddemann erstaunt. „Ihr lieber Herr Vater ist doch nicht todt?“

„Leider, ja! Kerzenstein also ist etwas über die Hälfte werth,“ schloß er mit ehrlichster Miene.

Hier räusperte sich Abdy, die nicht im Stande war,

Herrn v. Richtenberg ihrem Versprechen gemäß anzublinzeln, so energisch, daß der junge Offizier leicht zusammenfuhr, einen Lachanfall über seine eigene Blindheit aber nur mit Hilfe der Kaffeetasse glücklich erstickte.

„Gott," fuhr Tante Josepha ahnungslos in ihrem Examen fort, „Sie, lieber Herr v. Richtenberg, haben ja nicht viel von dieser gewiß sehr schönen Besitzung, aber Ihre Geschwister doch wohl —"

„Ich habe keine Geschwister," erwiederte er, jetzt das sichere Taschentuch zu Hilfe nehmend, denn Abby räusperte sich von Neuem.

„Nicht? O! Nun, angenehm für Sie —"

Hier hob die Geheimräthin, welche schon längst wie auf Kohlen gesessen hatte, die Sitzung auf, und der Geheimrath, welcher mit Entzücken die Gelegenheit wahrnahm, den feuchten, brenzlich glimmenden Tabakstengel fortzulegen, drückte denselben schleunigst hinter die Kaffeetassen, rieth Richtenberg mit einem Seitenblick an, das Gleiche zu thun, und bot sodann seiner Verwandten ritterlich den Arm, sie in den Salon zurückzuführen.

Die Geheimräthin eilte schnell voraus, zu sehen, ob Fenster und Thüren auch luftdicht verschlossen seien. So blieb Richtenberg mit Abby allein zurück.

Kaum war Tante Josepha's weiße Spitzenhaube verschwunden, als der junge Offizier, seiner Fassung völlig beraubt, sich gegen die Wand lehnte, sein Tuch gegen die Lippen preßte und lachte, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen. Abby stand ihm getreulich bei. Sie hatte sich auf die Stuhllehne gestützt, ihre Rechte wie ein Kind vor den Mund gedrückt und glühte vor übermüthiger Freude.

Sobald sie Miene machte, zu sprechen, begann das Lachduett von Neuem, bis Richtenberg erschöpft seine Wimpern trocknete.

So ausgelassen heiter war er seit seiner Kindheit nicht mehr gewesen. Der kleinen, wilden Abby verdankte er es.

Im Grunde genommen hätte sie vor Tante Josepha's berechnender Fürsorge verlegen erröthen müssen. Aber sie zog es vor, sich solche Gedanken vom Herzen zu lachen, indem sie das System dieser Fragenfolge harmlos verrieth.

Als Herr v. Richtenberg Abschied von ihr nahm, sagte er, ohne daß er es eigentlich wollte: „Vergessen Sie mich nicht ganz!“

Worauf Abby ohne Grund die Augen senkte.

„Und empfehlen Sie mich der Familie Reinbold, wenn ich bitten darf!“

Sie nickte.

Dann ging er. Zwei Tage darauf trat er seinen Festungsarrest an.

4.

Ein herrlicher Maitag ging zu Ende. Fast zu heiß hatte die Sonne über Blaubuch geschienen. Das jung belaubte Grün der Bäume bot noch keinen genügenden Schutz gegen ihre sengenden Strahlen. Dafür hauchte es jenen wunderbaren Frühlingsduft aus, welcher kranke Herzen an sich lockt und erstarrtes Leid zum Leben bringt.

Obgleich die Sonne schon tief genug im Westen stand, um das weite Land in purpurrothen Glanz zu hüllen, lag noch dunstige Wärme genug in der Luft, die Mückenschwärme forttanzen zu lassen. In dichten Schwärmen schwebten sie am Rande des Parkes. Ein leiser Luftzug von Süden her bewegte die weißen Maiglöckchen, als ob sie die Abendstille einläuteten.

Da erklang plötzlich im Parke der erste Ton einer Nachtigall. Wo zwischen grünem Unterholz der Bach gemächlich der Wiese zufließt, auf dem äußersten Gipfel einer Buche saß sie im Abendsonnengold und sang.

Unter dieser Buche stand eine Bank. Grethe v. Reinhold saß darauf, das blonde Haupt wie schlafend gegen den Stamm gelehnt. Auch über ihr Antlitz glitten jene rothen Strahlen und zeigten die liebreizende Schönheit desselben.

Die Blätter säuselten, die Sträucher flüsterten im Wind, der Bach rauschte einförmig dahin und über ihrem Haupt klang das süße Vogellied, das Liebeslied des Frühlings. Bis hierher war sie mit ihrem Herzeleid geflohen, aus einer heiteren Gesellschaft fort, welche das stille, bleiche Mädchen nicht vermißte.

Grethe rang hart mit ihrem Schicksal, welches sie mit einem Schlage aus glücklicher Unbefangenheit in diesen unüberwindlichen Zwiespalt riß. Bis in den Traum hinein verfolgte sie dieser ohnmächtige Kampf. Sie wünschte sich den Tod — zu tief fühlte sie sich beschämt, gedemüthigt, getäuscht.

Wenn Richard v. Gleiberg je ehrlos genug sein könnte, ihrer in den Armen einer Anderen zu spotten!

Das war der Gedanke, an dem sie krankte, der sie elend machte, geistig und körperlich. Gab es denn kein Mittel, ein paar Augenblicke ungeschehen zu machen? Nein, unsere Thaten sind ein Unvergänglicheres, als Erz und Stein. Kein Gott vermag sie auszulöschen, ihre Folgen müssen ertragen werden.

Wäre nur der unerträgliche häusliche Zwang nicht gewesen. Sie sollte lachen und konnte es doch nicht. Jetzt hatte sie die ganze Größe der herzlosen Selbstvergötterung ihres Vaters kennen gelernt, die Charakterschwäche ihrer Mutter und Käthens genußsüchtige Herzensarmuth.

Was fiel da ab für ihr geheimes Weh?

Es fröstelte sie plötzlich. Die Sonne war untergegangen. Ueber den Park sank die Dämmerung schneller und schneller herab. Der Nebel von den angrenzenden Wiesen drang bis tief in den Wald hinein.

Grethe wandte sich nur langsam zum Heimgang. Sie wünschte sich ja den Tod — weshalb hätte sie einer Krankheit entfliehen sollen?

Das Herrenhaus war hell erleuchtet. Die Thür des Gartensaales nach dem Balkon weit geöffnet. Lautes Sprechen und Lachen ertönte in den stillen Abend hinaus, dazwischen die heiteren Klänge einer flott gespielten Polka. Ihr Eintritt ward denn auch nicht sonderlich beachtet. Käthe saß neben einem nicht mehr ganz jungen Manne vor dem Flügel, demselben, welcher die Strauß'sche Champagnerpolka so elegant zu Gehör brachte.

Sie sah bezaubernd aus, als sie ihn anlächelte, gerade so, wie damals auf dem Ball, als sie Richard v. Gleiberg's Liebe ermunterte.

Ihr Nachbar war ersichtlich entzückt. Sein etwas verlebtes Antlitz mit dem stark sinnlichen Zug um die Lippen und der vorzeitig hochgewordenen Stirn bekundete es auf lebhafte Weise. Er hatte die ganze Gesellschaft über dieser Einen vergessen.

„Haben Sie die Melodie jetzt im Ohr, gnädiges Fräulein?“ fragte er, mit einem rauschenden Akkorde schließend.

„Ziemlich. Wollen Sie es mich einmal versuchen lassen?“

Er stand sofort auf, und Käthe nahm seinen Platz ein. Sie war musikalisch veranlagt, deshalb gab sie die Melodie richtig wieder.

Der Beifall war allgemein, und Herr v. Reinbold entzückt. Er drückte dem Baron väterlich warm die Hand und sagte mit vollendeter Liebenswürdigkeit: „Sie haben meine Kleine elektrisirt!“

„Umgekehrt, umgekehrt, lieber Herr v. Reinbold, wenn hier von Elektrizität die Rede ist,“ wehrte der Baron nicht minder verbindlich ab. „Fräulein Käthe ist wie der

Frühling, der selbst aus schon etwas grau schimmernden Weiden noch frische Triebe lockt. Ich habe seit Monaten kein Klavier angerührt."

„Aber, lieber Baron, lieber Freund!" schalt Herr v. Reinbold neckisch. „Graue Weiden! Was stelle ich denn da vor? Eine abgestorbene Kiefer. Aber lassen Sie das ja nicht meine Frau hören," setzte er selbstgefällig lächelnd hinzu. „Sie kann es noch immer nicht vergessen, daß sie den sogenannten ‚schönen Reinbold' zum Gatten nahm."

„Zum Gatten hat, wollen Sie sagen!" fiel der Baron verbindlich ein, da er wußte, daß kein Weib eitler auf sein Aeußeres sein konnte, als dieser Mann es war.

„Schäker! Wenn Sie meiner Tochter ebenso schmeicheln, dann kann ich mir freilich erklären, weshalb sie immer Ihre Partei nimmt, sobald die Rede darauf kommt, daß Sie ein ganz gefährlicher Mensch seien, lieber Baron," schloß Herr v. Reinbold vielsagend.

„Ah! Zu viel Ehre! Wahrhaftig!"

Herr v. Reinbold schob seinen Arm in den seines Gastes und trat mit ihm in den Kreis der Gesellschaft zurück. Seine Gattin lehnte bequem in ihrem angestammten Sessel. Man sah ihr an, daß sie von den Anstrengungen des Winters in der Stadt noch immerfort ausruhte. Ihr hübsches Antlitz drohte dabei unschön in die Breite zu gehen, und die einst schlanke Figur übermäßige Fülle anzunehmen. Die Damen der Umgegend hatten sie Alle gern, weil sie nie widersprach und für Jeden zu jeder Zeit ein freundliches Wort in Bereitschaft hielt. Die Reinbold'sche Gastfreiheit war bekannt, und obwohl die ungünstigen Vermögensverhältnisse des Gutsherrn ebenso bekannt waren, fiel es doch keinem Menschen ein, nicht so lange mitzujubeln und mitzuzehren, als die Familie selbst noch etwas zu verjubeln und zu verzehren hatte.

Frau v. Reinbold winkte ihren Gatten mit zärtlichem Lächeln zu sich.

„Was befiehlst Du, meine theure Jutta?“

„Ich kann mit unserer eigensinnigen Grethe wieder nichts anfangen,“ scherzte sie, was aber in vollem Ernst gemeint war. „Die Damen möchten so gern ein Lied hören. Wenn Käthe nur Stimme hätte. Die brauchte man nicht zu nöthigen. Aber Grethe — Du weißt ja — ist unser kränkliches und daher eigensinniges Nesthäkchen. Fordere Du sie einmal auf!“ Es war aus dem Ton deutlich herauszuhören, daß Frau Jutta es für unmöglich hielt, ihrem Gatten etwas abgeschlagen zu sehen.

„Ach ja, lieber Herr v. Reinbold!“ riefen die Damen im Chor. „Fräulein Grethe hat eine so reizende Stimme. Wir haben Alle gedacht, daß sie in der Stadt Unterricht genommen hätte, so vollkommen ist ihr Vortrag.“

„Ich werde sofort dem Wunsche nachkommen, meine Damen, wenn Sie mir dafür Ihre Gatten morgen zur Fuchsjagd leihen wollen. Wir müssen unter der Familie Reineke etwas aufräumen.“

„Wird es Ihrer Gemahlin nicht zu viel werden, wenn der ganze Schwarm morgen wieder einfällt?“ scherzte die Gräfin Haunstein, Herrn v. Reinbold mit dem Finger drohend.

„Gestatten Sie, Gräfin, daß ich mich für diese kränkende Frage sogleich räche,“ sagte er, die ausgestreckte Hand der Gräfin ergreifend und küssend. „Da haben Sie Ihre Strafe!“

„Reizender Mann!“ lispelten mehrere Stimmen laut genug, um gehört zu werden. Nur der Baron Benda hörte nichts davon, und Käthe auch nicht. Sie unterhielten sich von der neuen Rappstute, die Herr v. Reinbold für seine älteste Tochter gekauft hatte, und auf welcher Käthe morgen als einzige Dame die Fuchshetze mitzumachen gedachte.

„Ein herrliches Thier, nicht wahr? Ohne jedes Abzeichen!“ rief Käthe begeistert. „So feine Fesseln und Muskeln wie Stahl. Es fliegt wie ein Vogel.“

„Wenn eine so entzückende Meisterin darauf sitzt,“ fiel der Baron ein, den das schöne Mädchen trotz vielseitiger Erfahrung immer heftiger reizte. „Im Uebrigen ist es wirklich ein famoses Thier. Ihr Herr Vater hat es mit achthundert Thalern nicht zu theuer bezahlt.“

Inzwischen war Herr v. Reinbold in die Fensternische des Saales zu seiner jüngsten Tochter getreten, welche mit zwei Gespielinnen ein halblautes Gespräch unterhielt.

„Gib Acht, Grethe, Du sollst singen!“ sagte eine der beiden Mädchen, als sie den Hausherrn kommen sah.

„Bittet mich nicht darum, ich kann nicht,“ flüsterte sie erbebend. „Ihr wißt nicht, wie schwer es mir fällt.“

„Nun, was stecken denn die drei Täubchen ihre Köpfe so zusammen?“ scherzte Herr v. Reinbold. „Was gibt's da zu schnäbeln? Und wie ich sehe, wird hier unsere Bowle ganz verschmäht. Das geht nicht! Dieses Triumvirat muß gesprengt werden. Liebe Grethe, reiche mir Deinen Arm. Jetzt heißt es, Täubchen, girren! Wir wollen ein Liedchen hören.“

„Ich bitte Dich, Vater,“ sagte sie leise mit niedergeschlagenen Augen.

„Um einen Kuß? Du kleiner Schäker! Da sieht man, meine jungen Gönnerinnen, wie anspruchsvoll die Töchter sind. Erst singe, dann stehe ich völlig zu Diensten!“

„Welch' reizender Vater!“ flüsterte das zurückgebliebene Schwesternpaar neidisch. Der ihrige war allerdings ein Landmann von altem Schrot und Korn, dem es auf ein derbes Wort nicht ankam, welcher aber dafür das Seinige der Kinder halber streng zusammenhielt und niemals auf Kosten eines derselben seinem Wohlleben gefröhnt haben würde.

Grethe zitterte wie Espenlaub. Das Lied der Nachtigall klang ihr noch im Ohr wieder, und indem sie ihrer Seelenangst unter der Buche gedachte, fühlte sie die ganze Schwere ihres Grames.

„Habe Mitleid," flüsterte sie. „Nur jetzt nicht singen! Mir ist die Brust wie zugeschnürt."

„Das kommt von euren zu schlanken Taillen, um nicht ungalant Korsetts zu sagen," fiel Herr v. Reinbold abermals mit ungerührtem Scherze ein. „Bist allerdings unser kleiner Lilienstengel! Meine Damen," rief er laut über die Achsel gewendet, „ihr Wunsch ist erfüllt! Hier bringe ich die bezähmte Widerspenstige."

Er rückte seiner Tochter ritterlich den Stuhl zurecht, fragte, ob er noch irgendwie von Nutzen sein könne, und entfernte sich, als Grethe, machtlos mit ihrer Abneigung ringend, verneinend das blonde Haupt schüttelte, mit bezaubernder Haltung.

Das Gespräch ruhte sofort, nur Käthe zuckte noch einmal spöttisch die Achsel und flüsterte ihrem Nachbar zu: „Wir können froh sein, wenn wir ohne Sterbelied davon kommen."

Grethe hatte ihre Hände auf den Tasten gefaltet und blickte vor sich nieder. Ihr weiches Gemüth, ihre bewegte Phantasie halfen ihr auch diesmal über den harten Zwang der Gegenwart hinweg. Zur offenen Thür drang das Zirpen der Grillen herein. Sie feierten die Mainacht.

Und wie das Wort Mainacht in ihr laut ward, da glitten die Finger des jungen Mädchens auch schon langsam auseinander. Leise, träumerische Töne leiteten die unvergleichliche „Mainacht" von Brahms ein.

So vollkommen, wie die begleitenden Töne sich mit dem Text des Hölty'schen Liedes mischten, so vollkommen deckten sich Musik und Worte mit Grethens eigenem Empfinden. Sie sang nichts Fremdes, sie brachte ihr tiefempfundenes Weh zum Ausdruck.

„Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt,
Und sein schlummerndes Licht über den Rasen streut,
Und die Nachtigall flötet,
Wandl' ich traurig von Busch zu Busch.
Ueberhüllet vom Laub girret ein Taubenpaar
Sein Entzücken mir zu. Aber ich wende mich,
Suche dunklere Schatten.
Und die einsame Thräne rinnt.
Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden dich?
Und die einsame Thräne
Bebt mir heißer die Wang' herab."

Unwillkürlich war eine ernstere Stimmung über die Lauschenden gekommen, welche Herr v. Reinbold absichtlich mit den Worten unterbrach: „Ich denke, das Bild, welches uns jetzt wie Morgenroth durch die Seele strahlen wird, steht fertig angerichtet im Speisesaal. Meine theure Jutta, Friedrich der Barmherzige hat mir soeben geheimnißvoll anvertraut, daß unser Abendessen aufgetragen sei. Ihren Arm, Frau Gräfin!"

„Immerhin, der Sprung mag gelten!" scherzte Frau v. Haunstein, bereitwillig den Federfächer zuschlagend und an ihren Arm hängend. „Man sagt ja wohl, die Kunst erwecke einen gesunden Appetit."

„Man sagt Alles, wenn man behauptet, Sie seien die liebenswürdigste Frau von der Welt," erwiederte er schnell, indem er mit seiner Dame den Vortritt nahm.

Käthe stand längst harrend an des Barons Seite, als ein junger Mann schüchtern auf Grethe zuschritt. Es war der Neffe der Gräfin Haunstein, welcher die Landwirthschaft auf dem Gute seines Oheims jetzt praktisch erlernen sollte, nachdem er seine theoretischen Studien auf der landwirthschaftlichen Schule zu Eldena vollendet hatte.

Sie sah ihn gleichgiltig kommen. Seine sichtliche Befangenheit that ihr aber leid.

„Wollen wir zusammen zu Tisch gehen?“ fragte sie freundlich.

Er war verwirrt, verlegen. „Sie sind zu gütig! Jawohl, ich bitte darum. Aber ich hatte außer dieser Bitte noch etwas Anderes vorzubringen. Ich danke Ihnen!“

„Wofür denn?“ fragte sie erstaunt.

„Für Ihr Lied, gnädiges Fräulein,“ stammelte er, unter dem ernsten und fragenden Blick des jungen Mädchens erröthend. „Ja, für Ihr schönes, schönes Lied danke ich Ihnen von ganzem Herzen!“

„Hat es Ihnen gefallen, Herr Graf?“ lächelte sie sanft.

„O! Verzeihen Sie, ich bin nämlich schwärmerisch veranlagt. Wenigstens lacht man mich deshalb vielfach aus. Bitte, thun Sie es nicht auch, gnädiges Fräulein. Jetzt wenigstens nicht. Das ist ein herrliches Lied!“

„Sie haben Recht,“ sagte Grethe, gerührt von dieser naiven Offenheit. „Es ist eigentlich kein Lied, sondern eine Sehnsuchtsklage der ganzen höher gearteten Menschheit, meine ich.“

„Ich dachte, Sie würden noch fortfahren,“ sagte er halb verlegen, da er Grethe unablässig betrachtet hatte. „Das heißt, ich hoffte es.“

„Ein anderes Mal gern. Aber sehen Sie, Herr Graf, wir sind die Letzten. Wollen Sie mir nicht jetzt Ihren Arm reichen?“

„Mit unbeschreiblichem Vergnügen!“ Er bot ihr seinen Arm hastig dar. Sie nahm ihn ruhig an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Emri vom Zillerthal.

Eine Geschichte aus Tirol.

Von

M. Giese.

1.

Die Bauernhäuser von Dorf Achenkirch in Tirol haben fast alle eine vereinzelte Lage. Zu beiden Seiten des dem See entströmenden Baches auf den Wiesenteppich hinausgestreut, erstrecken sie sich bis in den Schatten des Achenwaldes, den die Grenze zwischen Tirol und Oberbayern durchzieht. Die Entfernung vom Anfangspunkt bis zum Ende der Häuser beträgt eine starke halbe Meile. Auf der Hälfte des Weges ragt die schöne große Kirche empor, und in ihrer nächsten Nähe findet man auch das beste Gasthaus der Ortschaft, die „Post".

Infolge ihrer günstigen Lage und gutgeführten Wirthschaft erfreut sich die „Post" zu jeder Zeit, besonders aber an Sonn- und Festtagen, eines lebhaften Zuspruchs. Dies gilt besonders von dem Johannesfeste, da mit ihm ein Krammarkt verbunden ist, den jeder Achenthaler besucht, der gesunde Beine hat und Herr über ein paar Gulden ist.

Das heutige Johannesfest zeichnete sich vor manchem seiner Vorgänger durch schönes Wetter aus, weshalb unter den Krämern, die in der Morgenfrühe zahlreich aus dem Unterinnthal heraufgekommen waren, wie auch unter den Marktgästen die beste Stimmung herrschte. Diese aber

wurde noch bedeutend gehoben durch die Aussicht auf einen musikalischen Kunstgenuß, zu dem ein feuerrother, an die Mauer der „Post“ angeklebter Zettel einlud: „Gesang und Vorstellung der Gesellschaft Schanz aus Zell im Zillerthal.“

Gegen vier Uhr Nachmittags strömte denn auch Alles in die „Post“, wo die große und saubere Gaststube Raum für Viele bot.

Um den runden Tisch in der behaglichsten Ecke des Zimmers versammelte sich eine Gesellschaft, aus der die verwittwete Bachbäuerin durch Stattlichkeit und kostbare Tracht hervorleuchtete. Ihr Busentuch von weißer, mit Goldblumen durchbrochener Seide, die wasserblaue Atlaßschürze, der Hut, dessen breite Krämpe ein prächtiges, silbergesticktes Futter zeigte, das Kleid von feinstem dunklem Tuch waren sicherlich mehr als hundert Gulden werth, und die Innsbrucker „Bürgerkette“ aus zwölf kleinen Goldkettchen, die ein breites, mit farbigen Edelsteinen besetztes Schloß zusammenhielt, unter Brüdern ebenso viel.

Ihre zehnjährige Pflegetochter Regine, ein rosiges, blauäugiges Kind, that sich in ihrer Weise ebenso sehr durch den Reichthum ihrer Kleidung hervor.

Daß Sepp, der Dorfschmied, wie gleichberechtigt neben der Bachbäuerin saß, erklärte sich nur durch seine Verwandtschaft mit ihrem verstorbenen Manne. Von seinem blassen, fettglänzenden Gesicht war ein schwärzlicher Anflug unzertrennlich, und seine etwas stieren, kohlschwarzen Augen nahmen auch nicht für ihn ein, allein es gab im ganzen Dorf keinen kreuzbraveren Mann, als gerade ihn. Sein lediger Stand hatte ihn nicht engherzig gemacht, was von den Hagestolzen im Allgemeinen nicht behauptet werden kann.

Der robuste und rothwangige Bursch zu seiner Linken unterschied sich durch Ueberlegenheit in Mienen und Hal-

tung sehr von den übrigen Bauern, deren Tracht er mit einer gewissen Absichtlichkeit zur Schau trug. Es war Aloys Prenner, der sich als Mitglied einer berühmten reisenden Tiroler Sängergesellschaft, leider ohne Vortheil für seinen ursprünglich guten Charakter, schon viel in der Welt umhergetrieben hatte. Er bildete sich auf sein zweifelhaftes Hochdeutsch fast noch mehr ein, als auf seinen klangvollen Bariton, und hörte es nicht ungern, wenn die Achenthaler Sommerfrischler ihn den Salontiroler nannten.

Er richtete das Wort mit Vorliebe an seinen Nebenmann zur Rechten, einen jungen blonden Forstbeamten, der nicht zu stolz war, bei den Bauern zu sitzen, was diese nach Gebühr zu schätzen wußten, da er ein Professorssohn aus München war und schon früh das Amt eines Oberförsters im benachbarten bayrischen Isarwalde erlangt hatte.

Auf den Wandbänken saßen eng nebeneinander mit ihren Frauen und Töchtern die Bauern, die Jäger, die Holzer, die Köhler, die Flößer, die ländlichen Handwerker, die ganze charakteristische Gesellschaft, wie das leidenschaftliche Bedürfniß nach Vereinigung bei Musik und Tanz, bei Wein und Kartenspiel sie in den Gasthäusern Tirols eben zusammenführt.

Die Sänger waren drei Personen in der malerischen Tracht der Zillerthaler: ein Mann mit rothem, bartlosem Gesicht und Augen, die beständig blinzelten, als ob etwas sie blende, eine breitschulterige, hübsche Frau, die ihre Hände häufig in die Seite gestemmt hielt, und ein braunlockiger, etwa zwölfjähriger Knabe, an dem Alles Frische und Schönheit war.

Als die Kellnerin den Rufen nach Wein Genüge geleistet hatte, sprang der Kleine auf einen Schemel, schwenkte sein Hütchen und rief: „Wir Zillerthaler grüßen die Achenkirchner!“ worauf das Konzert begann. Der Mann, welchem zugleich die Begleitung auf der Zither oblag,

sang einen hohlen, harten und unglaublich tremolirenden Baß, die Frau einen dunkeln, etwas gequetschten Alt, der Knabe — Sohn des Bassisten — einen goldreinen Sopran, so daß sich ihm Aller Augen voller Ueberraschung zuwandten.

Kein Senn auf den thauigen Almen über dem See konnte sein Lied mit mehr Schwung in die Morgenluft hinausjubeln; sein Juchzer quoll über von Lebenslust, jeder Ton athmete natürliche Begeisterung. Die Hände in seinen buntgestickten Gurt gesteckt, stand er auf seinem Schemel wie auf einem Thron, und sah mit leuchtenden Blicken über die Zuhörer hinweg, als ahne er ihre Gegenwart nicht, und sänge nur zu seiner eigenen Lust, einem inneren Drange folgend.

Beim Schlußvers des Alpenkönigsmarsches, der ersten Nummer des Programms: „Dort möcht' ich Alpenkönig sein, ein König!“ deutete er mit einer stolzen Handbewegung in die Ferne, und blieb, anstatt von seinem Schemel zu springen, lächelnd darauf stehen, gleichsam um auf diesem erhöhten Standpunkt den Beifall des Publikums mit mehr Würde entgegenzunehmen, als auf dem gemeinen Fußboden.

Der Oberförster, welcher seine lebensvollen Augen nicht von dem Bübchen abgewendet hatte, sprang entzückt von seinem Sitze auf und rief, indem er ihm zwei Gulden in die Hand drückte: „Hör', Bubi, das war schön, das war echt! Sing' uns das Lied noch einmal!“

Der Knabe dankte durch Abziehen seines Hütchens, und die Sänger wiederholten den Marsch. Nun rief die ganze Versammlung Bravo. An den besten Gesang in Tirol gewöhnt, gestand doch Einer dem Anderen, noch nie ein Kind so singen gehört zu haben. Es gab Keinen, der nicht das „schöne Stimmerl“ und die „g'schickte Manier“ des kleinen Zillerthalers lobte.

„Einverstanden,“ sagte der Prenner im Tone eines

Kenners zum Oberförster. „Aber schad' um das prächtige Material. Es wird verdorben sein, eh' sich der Bub' völlig entwickelt hat."

„Das wäre traurig! Ist der Bassist sein Vater?"

„Leider! Ich hab' den Patron noch als tüchtigen Sänger gekannt, aber jetzt hat er seine Stimme gründlich vertrunken. Singen und trinken sind zwei Dinge, die halt nit zusammengeh'n. Eine Mutter hat der Kleine nicht mehr. Jetzt, schau'n Sie, nimmt ihm der Alte das Geld ab, das Sie ihm eben geschenkt haben!"

„Ein widerwärtiger Gesell! Was gibt's denn nun? Aha, das Bübl und die Dirn' singen das Duett von der Hirtin und dem Sänger! Himmel, wie seelenvoll das klingt! Das nenne ich ein Talent!"

Der Vater benutzte seine Freiheit, um sich Wein kommen zu lassen, dem er fleißig zusprach. Bei mehreren auf das Duett folgenden Liedern hielt sein Baß sich noch leidlich, als aber einige Schnadahüpfln größere Beweglichkeit des Tones erforderten, begleitete seine Stimme die beiden Anderen nur noch wie die Schläge einer zerborstenen Glocke von schlechtem Metall.

Als der kleine Sänger endlich mit tiefgerötheten Wangen von seinem Schemel sprang, wollten die Zuhörer ihn zu sich ziehen, um ihn zu loben, aber schnell fuhr der heisere Baß dazwischen:

„Schuhplattler, vom Emri*) Schanz!"

Der Knabe lief gehorsam in den Mittelpunkt des Zimmers und rief: „Hat eins von den schönen Madeln Lust, mit mir zu schuhplatteln?"

Aber es meldete sich keine. Auch bei der zweiten und dritten Frage blieb Alles stumm.

Verlegenheit in den Zügen, blickte er umher. „Schau,

*) Emerich.

das is lieb von Dir!" rief er erleichtert, als er sah, daß ein niedliches kleines Dirnlein von der Bank am runden Tische glitt und ihm ihr Händchen entgegenstreckte.

„Bravo!" rief es hier und dort im Zimmer.

„Sitzen bleibst!" murmelte ärgerlich die Bachbäuerin, indem sie das Kind auf die Bank zurückhob.

„Aber Mutter, zum Schuhplatteln müssen's halt zwei sein, und der arme Bub' schaut so traurig aus!" bat die Kleine.

„Wär' nit übel! So ein Schauspiel mit dem Zillerthaler Buben aufzuführ'n bist Du nit die Rechte. Gib Ruh', Regerl, oder ich schick' Dich heim!"

Emri kam näher und heftete einen fragenden Blick auf das Mädchen, als sie aber verschüchtert den Kopf schüttelte, wandte er sich rathlos ab.

Der Schmied klopfte ihm auf die Schulter und hielt ihm sein Glas hin. „Trink', Bubi! Hast's rechtschaffen verdient auch ohne den Tanz!"

„Nix da! Will der sakrische Bub' sich den Hals verkühl'n mit dem Wein? Tanz' den Schuhplattler alleinig, so gut's halt geht!" rief der Bassist mit dunkelglühendem Gesicht. Man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß ihm der rothe Trank in der weißen Flasche über sein Kind und alles Andere in der Welt ging.

Im Begriff, das Glas an die Lippen zu führen, ließ der Knabe es wieder fahren und unterzog sich der lächerlichen Aufgabe, den Tanz ohne Partnerin auszuführen. Allein seine gewandte Art erwarb ihm auch auf diesem Felde lauten Beifall, zugleich aber fielen hier und dort Worte des Tadels für seinen Vater, der sich von dem Kinde das Brod verdienen ließ, als ob er nicht wüßte, daß dabei ein Vagabund aus ihm würde.

Nun trat ein Taschenspieler auf den Schauplatz, ein verschmitzt aussehender älterer Mann, der einen schäbigen

Frack, eine rothe Krawatte und eine schwere, prahlerische Uhrkette trug. Er verbeugte sich wie ein Barbier, der einen Tanzkursus durchgemacht hat, und begrüßte die Versammlung mit einer hochtrabenden Rede, ehe er seine Zauberkünste begann.

Diesen Augenblick benutzte Emri, um aus dem Gastzimmer zu schlüpfen und sein Vergnügen draußen zu suchen. Vor der Hausthüre stieß er auf Regerl, die aus Leibeskräften in eine Mundharmonika blies, die sie eben an einem Kramstand gekauft hatte. Als sie ihn sah, beendete sie ihre Musik und lächelte ihn vertraulich an.

„Ich hab' mit Dir tanzen woll'n," begann sie, „aber —"

„Freilich, Du bist brav," unterbrach er sie, „aber Deine Mutter is a Zwiderwurzen."

„Ah na!" wandte sie verlegen ein.

„Wohl — wohl! Sie hat mir so an bösen Blick gemacht."

„Na, na! A bissel stolz mag sie 'leicht sein, weil sie gar so viel reich is."

Emri zuckte geringschätzig die Achseln. „Reich bin ich g'rad' nit, aber stolz bin ich auch."

„Auf was?" fragte sie schüchtern.

„Ich bin stolz auf meine Kunst — auf mein Singen."

„Singen kann ich auch."

„Du?" rief er spöttisch. „Das wird was Recht's sein!"

„O, ich weiß alle Lied'ln auswendig, die meine Göd' Resi in Buchenau singt. Welch's magst hören?"

„Ganz gleich, wenn's nur schön is!"

Nun richtete sie ihre kleine Person zurecht und sang mit einem angenehmen Stimmchen:

„Kloan bin i, kloan bleib' i,
Groß mag i nit wer'n,
Und an Bua'm muß i kriag'n
Wie an Haselnußkern."

„Nit übel!" murmelte ihr Zuhörer beifällig.

„An Haselnußkern is mir
No a wen'g z'viel,
I muß halt no' an hab'n
Wie an Kochlöffelstiel!"

Emri lachte hell und laut. „So Einer wär' just recht für Dich. Bist ja selber nur so lang wie an Kochlöffelstiel!"

„Aber wenn ich groß bin, heirath' ich den größten und reichsten Bua'm von Achenkirch," entgegnete sie eifrig; „es is ja blos ein Spaß mit dem Liedl."

Hierauf blies sie wieder lustig in ihre Mundharmonika.

Emri nahm ihr das Ding aus der Hand und begann den Mechanismus zu untersuchen, als sich auch schon ein Stift darin löste und das Mundstück zu Boden fiel.

Darob brach Regerl in lautes Weinen aus, und in derselben Minute war die Bachbäuerin da.

„Geh' weg, dummer Bub'!" herrschte sie Emri an. „Wer hat Dir erlaubt, mit dem Regerl zu zanken?"

Sie nahm die Kleine an der Hand und kaufte ihr zum Trost ein großes Lebkuchenherz.

Emri wollte beschämt davon schleichen, als seine Leute zum Fortgang gerüstet aus dem Hause traten.

„G'schwind, trag' mir's Kasterl!" rief der Bassist in übler Laune. „Steht der Lakel müßig und schaut zu, wie sein Vater sich plagen thut! Hab' mehr als g'nug an dem Ränzel zu schleppen!"

Er schob ihm mit einem Puff den Kasten mit der Zither unter den Arm, nahm seinen Hut von dem erhitzten Kopf, zündete seine Pfeife an und ging davon, ohne sich nach den Uebrigen umzusehen.

„Geht's schon zum See?" fragte Emri kleinlaut die Sängerin.

„Freilich, und schnell! Der Wirth am Seespitz hat sag'n lassen, das Haus sei voll Leut', und die woll'n einen

fröhlichen Abend hab'n. Sei gut, Bubi, und am Seespitz spendir' ich Dir ein Stück'l Braten! Der Vater hat heut' wieder schlechten Humor."

„Vorwärts ohn' Aufenthalt!" rief lustig der Taschenspieler. „Ich werd' schon schau'n, daß Du Dein Wein'l zum Nachtessen kriegst. Dorf Achenkirch hat besser gezahlt, als manch' eine Stadt!" —

Als sie schon ein Stück gegangen waren, hörten sie einen Ruf hinter sich. Es war Regerl, die sich von der Bachbäuerin losgemacht hatte, und, ihr Lebkuchenherz in der Hand, herbeitrabte.

„Nimm's, Emri!" bat sie den Knaben.

Aber mit einem Blick auf die Bachbäuerin, die sich eben in Bewegung setzte, um das Mädchen zurückzuholen, schüttelte er den Kopf.

„Nimm nur, ich mag's nit!" versicherte sie, und als er auch jetzt noch widerstand, steckte sie ihm das Herz in die Hand und lief schleunigst davon.

2.

Acht Jahre waren verflossen.

Die Achenthaler Wiesen hatten ihre höchste sommerliche Schönheit erreicht, so daß, wer vom Seegestade nach dem Achenwald wanderte, glauben mochte, in ein Blumenmeer verschlagen zu sein. Und wie im wirklichen Meere die Wogen ohne sichtbare Ursache da und dort höher gehen, so zeigten sich auch hier einzelne Punkte, an denen eine reichere Kraftentfaltung der Vegetation stattfand. Dies aber vermehrte nur noch den Reiz des lieblichen Bildes.

Zu solchen Punkten gehörten die Wiesen, welche den in westlicher Gegend des Dorfes gelegenen Bachhof umgaben. Auf der einen führten Margariten mit Blüthen-

köpfen wie die größten Astern die Herrschaft über die langhalmigen Gräser und duftigen Kräuter, auf der angrenzenden überspannten hochstielige, vielfarbige Stiefmütterchen die Wiese mit einem bunten Schleier, der am Ufer des Baches in einem blauen Saum von Vergißmeinnicht endigte; auf der dritten bildeten Glockenblumen, Lichtnelken, Ranunkeln und Amaranthen ein Gemisch, in dem das Grün des Untergrundes wenigstens etwas zur Geltung kam. Blumen und Gras, Gras und Blumen, darüber die warme, belebende Luft und der glanzvolle Sonnenschein des Sommers in den Alpen!

Hart am Bache neben den hügeligen Wiesen lag der stattliche Bachhof. Er trug überall den Stempel der Wohlhabenheit und Ordnung. Das große Haus war massiv gebaut und mit einer breiten Gallerie versehen, die eine Fülle weißer Hortensien und rother Geranien schmückte. Ueber der Hausthüre auf der weißen Wand prangte im rothen Mantel die Mutter Gottes mit dem Kinde, das eine goldene Krone auf dem Kopfe und eine blaue Weltkugel in der Hand trug. Musterhafte Sauberkeit bemerkte man in den Stallungen, die das ganze Erdgeschoß des Hauses einnahmen, und durch Thüren in der Hinterseite zugänglich waren.

Die alleinige Besitzerin dieses reichen Hofes war Stasi, die Wittwe des verstorbenen Bachbauern. „Sie hat unverschämt's Glück g'habt," sagte das Dorf von ihr, aber Wenige ahnten die Pein, durch welche sie hatte gehen müssen, ehe sie dazu gelangte.

Als der junge Bachbauer seiner Zeit den Hof von dem Vater erbte, galt er für den reichsten und bravsten Burschen in Achenkirch. Sein Nachbar war der invalide Sägemüller, der sich auf einem kleinen Anwesen, das ihn und die Seinen nothdürftig nährte, zur Ruhe gesetzt hatte. Den Dienst von Knecht und Magd versah seine Tochter.

Sie war eine schmucke, in voller Jugendkraft prangende Dirne, und bekannt als sittsam und fleißig. Bei einem kühlen Temperament und viel Stolz kostete es ihr keine sonderliche Mühe, die Annäherungsversuche der jungen Männer abzuwehren, aber daß sich kein Freier fand, erfüllte sie mit tiefer Bitterkeit. „I bin halt arm, darin liegt's!" dachte sie, denn ihrer persönlichen Vorzüge war Stasi sich sehr genau bewußt.

Ganz unverhofft warf der junge Bachbauer sein Auge auf sie. Während seiner Abwesenheit im Soldatendienst war sie herangewachsen, und als sie bei seiner Heimkehr mit ihrem festen Schritt und ihrer elastischen Gestalt zufällig an ihm vorüberging, blickte er ihr nach, bis sie in dem baufälligen und räucherigen Häuschen des alten Holzschneiders verschwunden war, und fragte sich, wie nur aus solchem elenden Boden diese Prachtblume hatte aufsprießen können. Es fügte sich, daß er gerade der Einzige war, für den sie etwas der Liebe Aehnliches empfand, und hinter dieser Empfindung stand lockend der schöne Besitz, der Bachhof! „Der hat nit nöthig, auf's Geld zu schau'n!" dachte sie mit heimlichem Jubel, ohne ihm einen Schritt weiter entgegen zu kommen, als sich mit ihrer Mädchenwürde vereinigte. Sie verlor auch nicht die Geduld, als er noch immer mit der Erklärung zurückhielt, nachdem er schon drei Wochen jeden Abend am Gartenzaun mit ihr geplaudert hatte.

Warum zögerte er? Vielleicht fühlte er ihren Mangel an Herzenswärme, obgleich er sehen mußte, daß ihr Wangenroth sich noch vertiefte, wenn sie bei seinem Ruf: „Grüß Di' Gott, Stasi! Hast nit ein paar Minuten Zeit?" an die Pforte trat.

Es war noch nichts entschieden, als er eines Tages in's Steinbachthal fuhr, um von der Wittwe eines dort verstorbenen Wirthes eine Summe zu fordern, die sein

Vater dem Letzteren vor Jahren geliehen hatte. Als er nach drei Tagen wiederkam, erwartete seine Nachbarin ihn umsonst am Gartenzaun. Von nun an nickte er ihr nur noch von ferne einen Gruß zu. Er hatte zwar zuweilen noch ein freundliches Wort für sie, doch nur im Vorübergehen.

Sie wartete mit Angst, sie wartete mit Zorn, aber er kam nicht wieder. Die Fahrten in's Steinbachthal wiederholten sich noch zwei oder drei Male, und eines Sonntags erfolgte in der Kirche das Aufgebot des jungen Bachbauern mit der Wittwe, seiner Schuldnerin.

„Verschmäht! Verschmäht!" murmelte Stasi fast von Sinnen über diesen Schlag. „Er hat meine Person nit gemocht, is mir untreu worden wegen der Wittfrau, die ihm keinen Kreuzer in's Haus bringt!"

Die stolze Stasi ließ ihre grausame Täuschung Niemand ahnen. Als der Bauer sein Weib heimbrachte, fanden sie in der Wohnstube einen schönen Blumenstrauß von der Nachbarstochter.

„Gottlob, sie hat's nit für Ernst g'nommen!" dachte er, denn sein Gewissen hatte ihn zuweilen in Betreff der Stasi ein wenig gestraft.

Die Eheleute lebten auch ferner in gutem Einvernehmen mit der Nachbarstochter, und dies war Stasi nicht schwer, denn die junge Frau mit den sanften Augen und dem herzigen Lächeln mußte man gern haben, das lag so in ihr, sagten die Leute. Gern hatte Stasi sie nun freilich nicht, aber dies war ihr Geheimniß. Sie litt alle Qualen der Eifersucht und des Neides, denn das Glück der beiden Ehegatten war so groß, daß man es ihnen auf den ersten Blick ansah. Eine kleine Tochter, welche die junge Wittwe ihm zugebracht hatte, war dem Bauern so lieb wie der eigenen Mutter. Sie führten ein Leben, über das sich wohl die Engel im Himmel freuen konnten, aber nicht die verschmähte Stasi.

Zwei Jahre — dann hatte es ein Ende, dann trug man die 'unge Bäuerin aus dem Bachhofe hinaus auf den Kirchhof, in ihrem Arme ein Kind, das seine Augen nicht hatte zum Leben öffnen wollen.

Das Dorf meinte, der Bauer werde sich ein Leid anthun, so abgewandt von allem gutgemeinten Zuspruch ging er einher, aber er hielt sich aufrecht durch einen Trost, den sein Weib ihm in dem fünfjährigen Töchterlein aus ihrer ersten Ehe gelassen hatte. Stasi sah es und versuchte ihr Heil, indem sie sich dem Mann durch kluge Theilnahme für das Kind näherte, und als er sie nach Jahresfrist nun wirklich zur Frau nahm, fand Jeder die Sache in der Ordnung. Sie that in jedem Punkte ihre Schuldigkeit und kam mit Mann und Gesinde gut aus.

Aber das Kind — das Kind! Es war seiner Mutter so ähnlich, daß der Bauer über diesem theuren Andenken alles Andere vergaß. Er handelte unklug, seine Zärtlichkeit so offenkundig zu zeigen; sie war Schuld, daß sich um Stasi's kühles Herz eine Eisrinde legte, die seinem Liebling in Zukunft schaden sollte.

Ueber dem Bachhofe waltete fortan ein trüber Stern. Im Herbst hatte der Bauer seine zweite, stille Hochzeit gehalten, im Frühling ward er unter aufrichtiger Trauer des ganzen Ortes begraben. Bei der Beaufsichtigung seiner Holzknechte erschlug ihn eine gefällte, nach der falschen Seite stürzende Tanne. Als man ihn seiner Frau halb entseelt in's Haus trug, und sie sich schreckensvoll über ihn warf, hörte sie ihn etwas murmeln.

„Gott wird Dir lohnen, was Du Gut's an dem Regerl thust! Gib ihr von dem Vermögen —“ Die Zahl brachte er nicht mehr heraus.

Sie war nun seine alleinige Erbin, und lebte sich klug in ihre Stellung als reiche Wittwe hinein. Ein Marmordenkmal, das sie dem Verstorbenen setzte, ein silbernes

Kruzifix, welches sie der Kirche weihte, zehntausend Gulden, die sie seiner kleinen Stieftochter gerichtlich verschrieb, durften wohl als etwas Außergewöhnliches gelten. Dann ließ sie etliche Beispiele von Freigebigkeit für allgemeine, gute Zwecke in der Gemeinde folgen, und hatte bei jeder passenden Gelegenheit eine offene Hand, was im Bauernstande jedes Landes eine seltene Sache ist.

Trotz alledem erwarb sich die Bachbäuerin keine Liebe unter den Dorfleuten. Es gab im Grunde nur ein Wesen, das ihr wirkliche Zuneigung bewies — das Regerl. Aber dieses Kind hatte auch ein Herz für jeden guten Menschen, und genoß die Liebe Aller, die ihm nahe traten. Wie hätte die hochmüthige Pflegemutter sich mit einem Antheil einer nach allen Seiten hin ausstrahlenden sonnigen Freundlichkeit begnügen können? War jenes Wesen doch noch dazu das verjüngte Bild Derjenigen, die sie einst um das Glück ihrer Jugend gebracht hatte!

— — — — — — — — — — — —

Die Bachbäuerin stand jetzt im zwölften Jahre ihrer Wittwenschaft, ohne einen von ihren zahlreichen Bewerbern erhört zu haben, und führte unentwegt ein wackeres Regiment in ihrem Reich. Das Regerl aber war ein frisch aufblühendes Jungfräulein geworden, welches die Blicke der männlichen Jugend auf sich zu ziehen begann. Und um auch in diesem Punkt ihren Obliegenheiten gerecht zu werden, beschloß die Pflegemutter, sie am diesjährigen Johannesfest in die Oeffentlichkeit einzuführen. Mit dem Schlußakt einer guten Verheirathung wollte sie sich ihrer Verpflichtungen gegen sie endgiltig entledigen.

Sie hatte zur Feier des Tages ihre neueste und schönste Achenthaler Tracht angelegt, und winkte, unter der Hausthüre stehend, dem jungen Mädchen, das eben von den Wiesen zurückkehrte, sich zu beeilen.

„Wir woll'n in die Post," sprach sie etwas ungeduldig.

„Dort gibt's Musik und muntere Gesellschaft. Haben uns die ganze Wochen in der Arbeit geplagt, da kann an klein's Plaisir nit schaden."

Regerl lächelte über das ganze unschuldige Gesicht. „Musik? Das laß ich mir nit zweimal sagen, und gar am Johannesfest darf sie nit fehlen. Sonst blieb ich lieber auf den Wiesen, die alleweil so schön sind, wie nimmer wieder im Jahr."

„Warum hast nit das goldene Ringerl mit dem blauen Stein angesteckt, das ich Dir zum letzten Namenstag g'schenkt hab'?" unterbrach sie die Bäuerin.

„Schau!" erwiederte Regerl, und zog einen an einer feinen Schnur hängenden Ring aus dem Busentuch. „Aus Angst, es zu verlier'n, hab' ich's um den Hals gethan."

In den kalten Blicken der Bäuerin zeigte sich eine leise Rührung, aber diese ungewohnte Regung verschwand in derselben Sekunde. Noch nie war ihr die Aehnlichkeit zwischen dem jungen Mädchen und ihrer früheren Nebenbuhlerin so deutlich entgegengetreten, wie eben jetzt. Von dem feingeformten Kopf mit dem welligen Goldhaar bis zu den kleinen Füßen war Regerl das Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter.

„Fehlt's irgendwo?" fragte Regerl, als sie bemerkte, daß die Augen ihrer Pflegemutter an ihrer Gestalt herumirrten.

„Na!" murmelte diese in Gedanken. „Der braune Tuchrock und 's Leib'l sitzen wie angegossen!"

Regerl nestelte einen Strauß von Vergißmeinnicht, den sie eben am Bach gepflückt hatte, zwischen ihrem Mieder und Busentuch von rosa Seide fest, und that den Ring wieder an seinen Ort.

„Na, na!" rief die Bäuerin, aus ihren Betrachtungen auffahrend, „'s freut mich zwar, daß der Ring Dir werth ist, aber an solchen Tag'n mußt ihn halt schon zeig'n."

„Soll gescheh'n, Mutter! Immer, wie Du willst! Und werd' schon schau'n, daß ich mein Ringerl am Finger behalt!"

Sie gingen dem Mittelpunkt des Dorfes zu. Es war schon fünf Uhr Nachmittags, und die letzten Vorräthe in den Kramständen wurden losgeschlagen. Der Zuckerbäcker hatte sein schwunghaft betriebenes Geschäft schon für geschlossen erklärt, zur Mißstimmung der jüngsten Generation des Ortes, die sich während des ganzen Tages mit Vorliebe in der Nähe seines Wirkungskreises aufgehalten hatte. An der Wand des Gasthauses prangte ein Zettel mit großer, rother Schrift.

„Gesang und Vorstellung der Gesellschaft Schanz aus Zillerthal," las die Bachbäuerin.

„Schanz?" wiederholte nachdenklich Regerl. „Schanz? Richtig, Emri Schanz hieß ja das Bübl, das hier vor langer Zeit g'sungen hat! Geht's eini, Mutter, sie stimmen bereits die Zithern!"

An dem großen, runden Tisch, der noch genau an derselben Stelle stand, wie vor acht Jahren, rückten mehrere Personen auseinander, als sie eintraten: der Oberförster, der Prenner und der Schmied. Der Erstere war zu einem stattlichen Manne von würdiger Haltung herangereift, aber aus seinen Mienen sprach noch immer die frühere Lebensfreudigkeit und das herzliche Wohlwollen für seine Achenkirchner Freunde.

Der Prenner hatte, nicht gerade zu seiner Verschönerung, an Leibesfülle zugenommen, während sein dichtes, krauses Haar etwas gelichtet erschien. Einige Zahnlücken verbarg sein Schnurrbart.

Der Schmied, fett glänzend und schwärzlich angehaucht im Gesicht wie immer, war in seinem Gefühlsleben durch eine väterliche Zuneigung für das Regerl bereichert worden, daher sein gemüthliches Lächeln, als sie sich jetzt an seine

Seite setzte. Den freien Platz neben ihr nahm hurtig der Prenner ein.

Sie hatte kaum ihren Bekannten die Hand geschüttelt, als sie ihre Aufmerksamkeit den Sängern zuwandte. Richtig! Da saß der Bassist mit dem rothen Gesicht und den ewig zwinkernden Augen! Die beiden Sängerinnen und den langen, baumstarken Burschen kannte sie nicht, auch der schlanke, etwas schmächtige Bursch, der auf der Guitarre präludirte, und dabei halb abgewandt zum Fenster hinaus nach den Alpenhöhen blickte, war ihr fremd. „Ach nein," dachte sie, „das kann nimmer der kleine Emri sein, er schaut gar so fein und so vornehm aus! Schad', schad', weil die ganze Geschicht' mir zur Stund' so deutlich vor Augen steht!"

Sie sangen vierstimmig. Der Alte wirkte nur noch als Begleiter mit. Ueber die Zither gebückt, spielte er Alles wie im Halbschlaf, aber ohne fehlzugreifen. Die Stimmen der Frauen bestachen, wie die des Baßsängers, durch Frische und Kraft, aber die Seele des Ganzen war der weiche, ganz leicht verschleierte Tenor des jungen Burschen. Er durchtränkte die Harmonie des Quartetts gleichsam mit der ihm entquellenden innigen Empfindung, so daß die längst bekannten Lieder sich vor den Ohren der Hörer in neue verwandelten. Nach der ersten Nummer erhob er die Stirn, steckte die Hände in seinen silber- und blaugestickten Gurt, und sah, während er sang, in die Luft hinaus, als dächte er in der Welt an nichts, als an das Lied, das ihm so süß von den Lippen floß.

An diesem Blick, an dieser Haltung erkannte ihn Regerl. Es war der Emri. Und bald dämmerte aus seinem bräunlich-blassen Gesicht auch den Anderen das Bild des Knaben auf, der vor Jahren an derselben Stelle gestanden, und seine Töne mit der Lust einer Lerche hatte aus der Brust schallen lassen.

Mitten im Liede wandte er unter der magnetischen Einwirkung von Regerl's Blick den Kopf zur Seite, und sah ihr in die Augen. Ein Weilchen betrachtete er sie, immer singend, während er zu fragen schien: „Wer bist Du, und was willst Du von mir?“ Sie nickte lächelnd, und nun sagte ihr ein plötzliches Aufleuchten seiner dunklen Augen, daß er sie erkannt habe.

Der Prenner, welcher sie mit dreisten Blicken beobachtete, runzelte die Stirn. „Was hast Du mit dem Bub'n, Regerl?“ fragte er.

„'s ist ja der Emri,“ flüsterte sie, „der Kleine aus dem Zillerthal — kannst Dich nit mehr auf ihn besinnen?“

„Wenn's ein Zillerthaler sein muß, den Du magst, so zieh' ich noch heut dahin. Neid is sonst nit mein Fehler, aber —“

„Gib Ruh, wir sein alte Freund'! Ich hab' ihm damals ein Lebkuchenherz geschenkt, weil's mir leid that, daß sein schlechter Vater ihn zum Lohn für sein Singen ausgezankt hat.“

„Ein Lebkuchenherz gönn' ich ihm schon, wenn Du nur Dein eigenes bewahren thust.“

„Bis jetzt ist es mein!“

„Regerl,“ murmelte er vertraulich, „wenn Du's einmal fortgeben willst, so bitt' ich, geh' nit beim Prenner vorbei.“

Sie gab keine Antwort, oder das Aufwerfen ihres braungezöpften Köpfchens sollte dafür gelten.

„Dem Himmel sei Dank,“ sagte der Oberförster, „daß er seine Stimme nicht verdorben hat. Wie schön er singt! Wundervoll! Das nenn' ich Gesang!“

Es war, als ginge eine Sonne im Gastzimmer auf, so strahlten alle Gesichter, während die heimathlichen Lieder es durchhallten. Der „Wasserfall“ mußte wiederholt werden, und als der Emri seine Soloverse „Ach Herzenslieb, ja, ich seh' Dich überall!“ nicht, wie man es sonst

gehört hatte, mit lauter Inbrunst, sondern träumerisch mit halber Stimme sang, konnte man beobachten, daß sie in mancher Brust ein süßes Echo fanden.

Bei dem Beifallsgemurmel, das auf das Lied folgte, nahm die eine Sängerin dem Alten, der jetzt nicht mehr ganz taktfest spielte, die Zither unter den Händen fort, um selber zu begleiten, was er, während er etwas von großer Hitze stotterte, ruhig geschehen ließ.

Nach dem Gesang, der die Zuhörer bis zum letzten Ton gleich stark in Spannung hielt, zog man den Emri in die Mitte des Zimmers, und sagte ihm, daß man sich freue, ihn als einen so feinen Bub'n und seltenen Sänger wiederzusehen, wollte auch wissen, woher er das letzte Lied „'s Herzeleid" habe.

Freundlich wohl, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung stand er Rede und Antwort.

„Gelebt," sagte er unter Anderem, „hab' ich gut und schlecht, bald so, bald so, und das Lied'l stammt aus Kärnten, vom Koschat, dem wir Alpensänger so viel herzige Gesang'ln verdanken. Von dort hab' ich's über Berg und Thal zu euch 'bracht. Bald wird's Jedermann im Land singen, und überall wird's seine Heimath haben, wie's mit den Dingen geschieht, die wirklich schön sein."

„Sie singen und denken wie ein echter Künstler!" rief begeistert der Oberförster. Er bestellte eine Flasche Magdalener und bat Emri, sie mit ihm zu leeren. Dieser trank von dem edlen Wein ein Glas auf das Wohl seines Gönners und das von ganz Achenkirch, was ein großes Bescheidthun zur Folge hatte. Bei dieser geräuschvollen Scene erwachte sein Vater aus dem Dusel, und drängte sich unter Schelten, daß man ihn vergessen habe, mit seinem leeren Glase zu Emri, der es ihm eilig füllte, während die Scham ihm das Blut in die Wangen trieb.

„'s war hohe Zeit, daß der Schluß kam," raunte die

eine Sängerin dem neuen Bassisten zu. „Der letzte hohe Ton kam schon ein Bissel matt. Der Emri müßt' seine Stimm' ein paar Wochen schonen. Die Heiserkeit vom letzten Winter hat ihm geschadet."

„Hat sich 'was zu schonen!" erwiederte der Bursch. „Von der Luft kann er nit leben, und der Alte auch nit. Sauf' Du und der Teixel! Wegen dem Emri wünscht' ich, daß es Dein letzter Tropfen wär!" setzte er mit einem zornigen Blick auf den Alten hinzu.

In dem Gedränge legte sich eine kleine Hand auf Emri's Arm, und er sah in ein paar freudeglänzende Augen.

„Regerl?" fragte er lächelnd.

„Freilich wohl!"

„Also wirklich!"

„Wirklich und ganz gewiß! Und ich hab' gleich gemeint, Du seist 's! Kaum einen Vers hast gesungen g'habt, und ich wußt', daß es der Emri vom Zillerthal war!"

„Aber ich hätt' Dich nimmer wieder erkannt ohn' Deine Augen. Die kann man mit keinen anderen in der Welt verwechseln! Blau wie der Achsensee, und so treu und so gut, daß einem 's Herz schier lacht, wenn man hineinschaut!"

„Du narrischer Bub', was Du nur sprichst! Freut' mich aber, weil mir scheint, Du bist im Ernst. 's kommt mir vor, wie eine Geschicht' aus einem Buch, daß wir Beid' jetzund zwei große Leut sein, und der kleine Emri so ein feiner Sänger wor'n ist!"

„Meinst, daß ich's wirklich sei?"

„Ja, wenn ich's nit meinen thät, müßt ich keine Ohren haben und kein Herz! Kann mir nit vorstell'n, daß noch einer in der Welt ist, der so schön singt, wie Du!"

„Hast aber erst wenig Andere gehört!" entgegnete er, über ihren Eifer lächelnd.

„Wegen meiner mögen sie singen wie die Engel, mir gefallt Dein Gesang just am besten!"

„Will's glauben, weil's mich glücklich macht, daß Du mich lobst. Aber wie steht's mit Deinem eignen Singen? Denkst noch auf das putzige Lied'l: ‚Kloan bin i, kloan bleib' i?"

„Bitt' schön, geht's a bissel bei Seit', der Tanz soll beginnen!" unterbrach sie einer der Achenkirchner Burschen.

„Regerl," sprach Emri, „ich hätt' einen herzlichen Wunsch! Sei lieb und tanz' mit mir!"

„Mit Freuden! Schau, Emri, es ist uns halt vom Schicksal bestimmt, wir soll'n unsern Tanz haben. Aber nit schuhplattl'n zum Schauspiel für die Achenkirchner, wir tanzen alleinig zu unserem Plaisir!" —

Der Prenner und die Bachbäuerin, die einzigen Personen, welche mit keiner Silbe in das allgemeine Lob für Emri eingestimmt hatten, saßen noch an ihrem Platze und führten halblaut ein Gespräch, über dessen Wichtigkeit ihnen das Thun und Treiben der übrigen Gesellschaft entging.

„Daß die Sänger draußen viel Geld verdienen, ist mir freilich bekannt," erwiederte sie eben auf eine Auseinandersetzung von ihm, „aber ich hab' gemeint, daß sie bei dem Leben in den Wirthshäusern auch viel verputzen. D'rum alle Achtung vor Deiner Sparsamkeit. Also was ich Dir rathen will, Prenner, ist dies: Kauf' Dir ein Grundstück. Beim Ausleihen und Spekuliren kommt nimmer 'was Gut's heraus, und nix geht über ein Eigenthum, auf dem man sein eigener Herr ist!"

„Wohl, Bachbäuerin, auf einen Hof steht mein Sinn schon lang'. Aber für sieben- bis achttausend Gulden gibt's nur ein kleines Anwesen. Da muß ich halt noch ein paar weitere Reisen machen, was mir wegen meiner Lieb' zur Heimath schwer fallen dürft'."

„Die Zeiten, wo man frühzeitig zu gutem Brod kam, sind halt jetzund vorüber. Doch eilt's mit Dir noch nit. Nach meiner Rechnung kannst nit weit über Dreißig 'naus sein."

„Wenn ich nur sicher wär', daß mir unterdessen Keiner die wegschnappt, die ich meinen thu'!" entgegnete er, verstimmt über ihren Mangel an Entgegenkommen.

„'s wird nit gar so schlimm sein. Einen Mann mit achttausend Gulden baar find't man nit auf jeder Straßen. Auf so einen wartet ein kluges Madel gern ein paar Jahr'."

„Wollen's hoffen, Bachbäuerin!" Er schenkte ihr ein, und ließ mit einem bedeutsamen Blick sein Glas an das ihre anklingen; als er aber den Namen Regerl von Jemand in der Nähe mit Betonung aussprechen hörte, sah er schnell auf. Da gewahrte er zu seinem unsäglichen Verdruß, daß sich mitten unter dem jungen Volk der Emri mit der Regerl drehte — mit der Haustochter vom Bachhof. Der schlanke Bursch sah stolz lächelnd auf sie nieder, und sie schwebte in seinem Arm so leicht und dabei so sicher, so von innen heraus fröhlich, und doch so sittig dahin, daß die bewundernden Blicke der zuschauenden jungen Burschen sehr erklärlich waren, während es schwerlich eine Dirne im Zimmer gab, die sich nicht gern von ihm hätte zum Tanz holen lassen.

„Verflucht!" murmelte der Prenner und biß auf die Spitzen seines Schnurrbartes.

„Das ist mir aber doch zu dumm," sprach die Bachbäuerin, vor Aerger erröthend. „Und gar mit dem wildfremden Lakel von Zillerthaler!"

„Ich hätt' Lust, mit ihm anzubandeln! Da würd' man bald seh'n, daß seine Knochen g'rad' so schwach sind, wie seine Stimm'!"

„Na, na!" wandte der Schmied eifrig ein, „der Emri

is a feiner Bub', und singen thut er wunderschön! Und 's Regerl is a lustig's klein's Ding! Laßt sie tanzen, so lang 's sie freut! Wir sind halt im Leben nur einmal jung!"

Der Oberförster nickte beifällig. „Sie tanzt wie eine Fee! Ich hab' die größte Lust, sie nachher selber um einen Walzer zu bitten."

„Es find't sich schon noch eine and're Gelegenheit,", entgegnete die Bachbäuerin unruhig und verstimmt. „Entschuldigen der Herr Oberförster, aber ich hab' meine Tochter nit gern unter dem großen Haufen."

Ohne zu ahnen, welchen Sturm sie über ihre unschuldigen Häupter heraufbeschworen, vertieften sich die beiden jungen Leute, als der Tanz zu Ende war, in eine Unterredung, als die Bachbäuerin aufstand und auf sie zuschritt.

„O weh!" meinte Regerl, „jetzt darf ich nit länger bei Dir bleib'n!"

„Bleib' nur noch eine einzige Minut'!"

Aber schon war die Mutter da und faßte sie hart am Arm. „Hast nit genug am Tanz? Mußt auch noch steh'n und schwätzen, als wär's Dein Hauptgeschäft in der Welt? Hab' den Herrn Oberförster und den Prenner gebeten, mit uns zu essen. Geh' g'schwind voraus und richt' Alles fein zum Nachtessen her, zum Beweis, daß Du noch and're Sachen verstehst, als tanzen!"

Erschrocken über den gereizten Ton ihrer Pflegemutter, folgte Regerl derselben. Der einzige Abschiedsgruß für den Emri war ein Kopfnicken. In der Hoffnung, noch einen Blick von ihr zu erlangen, sah er ihr nach, aber umsonst.

— — — — — — — — — — — —

Gegen Mitternacht war Alles im Dorfe still. Die Sängergesellschaft, welche sich schon am frühen Morgen

auf den Weg nach Kreuth machen wollte, um dort zu singen, hatte in einigen Stübchen der Post Unterkunft gefunden. Der alte Schanz lag schon in schwerem Schlaf, aber das Bett Emri's, der den kleinen Raum mit ihm theilte, war noch leer. Die Unruhe seiner Seele trieb ihn in die Nacht hinaus. Ohne Zweck und Ziel schlug er einen Pfad ein, der von der Straße auf die Wiesen führte. Von einem einsamen, großen Bauernhause jenseits der Brücke glänzte ein Lichtschein über die sanftrauschenden Wellen des Baches hin. Er kam aus einer Thür, die sich oben in der Giebelseite auf eine mit Blumen besetzte Gallerie öffnete.

Indem er langsam hinzu ging, erhob sich ein Lüftchen und wehte den Duft der Nelken zu ihm nieder, während droben im lichthellen Zimmer eine helle Mädchenstimme zu singen begann:

„Kloan bin i, kloan bleib' i,
Groß mag i nit wer'n!
Und an Bua'm muß i kriag'n
Wie an Haselnußkern!"

Hier brach das Lied ab, und der Bach rauschte leise weiter.

„An Haselnußkern is mir
No a wen'g z'viel —"

tönte es im nächsten Augenblick gedämpft von unten hinauf.

Eine kurze Pause, das schnelle Getrappel von zwei kleinen Füßen auf der herunterführenden Treppe, und er fing sie in seinen Armen auf.

„Aber so ein Glück — so ein Glück!" flüsterte er und küßte sie.

„Mitten im Wort hat man uns getrennt, und ich hatt' Dir noch so viel zu sagen — und konnt' keine Ruh' nit finden — und jetzt" — er küßte sie wieder — „jetzt fällst Du mir zu, wie vom Himmel."

„'s wird keine Sünd' sein, daß ich heimlich thu', weil ich Dich so gar gern hab'!" erwiederte sie, ihre Arme zärtlich um seinen Nacken schlingend. „Hätt' ich nur nit so große Furcht —"

„Doch nit vor mir?"

„Nein, vor der Mutter!"

„Sie schläft und kann uns nit hören."

„Aber nur zwei Minuten darfst bleiben! Oder geh' schon gleich, bitt' schön, geh', Emri!"

„Zuvor mußt mir noch sagen, daß Du mich magst!"

„Hab' Dich ja geküßt, da muß ich Dich schon gern haben!"

„Und wirst nit auf mich vergessen, bis ich wiederkomm'?"

„Vergessen? Wie wär' das möglich! Aber Du, Emri? Wenn Du wieder draußen bist, kommt das arme Regerl Dir wohl bald aus dem Sinn!"

„Nimmer! Wo ich auch bin, ob hundert Meilen und weiter von hier, ich werd' an keine Andere nit denken, keine Andere lieben, nach Keiner nit fragen, als alleinig nach Dir!"

„Aber kann so ein Glück möglich sein? Morgen, wenn die Sonn' wieder scheinen thut, werd' ich meinen, daß Alles ein Traum gewesen ist!"

„Glaub' an meine Lieb', und der Traum dauert fort, weil meine Lieb' zu Dir ewig ist!"

„Und Du bleibst nit wieder acht lange Jahr' aus, Emri? Nein? Versprich mir's, sonst sterb' ich vor Bangen nach Dir!"

„Ich will thun, was ein Mensch nur kann mit Singen und Geld verdienen. Wenn Alles gut geht, so bin ich über zwei Jahr' wieder hier. Also, Regerl, über zwei Jahr'! Darf ich Dir zuweilen ein Briefl senden?"

„Thu's lieber nit, wegen der Mutter!"

„So bitt' Gott, daß er's glücken läßt; an mir soll's nit fehlen!"

„Alle Tag' will ich d'rum beten, Du lieber, guter Bub'! Und dies ist jetzt der letzte Kuß! Behüt' Dich Gott — Emri, leb' wohl!" murmelte sie mit Thränen.

Als er sie fester an sich drücken wollte, entwand sie sich schnell seinem Arm und eilte behende hinauf in ihr Stübchen.

Doch schon im nächsten Augenblick kam sie wieder und ließ einen kleinen, schattenhaften Gegenstand von der Gallerie zu ihm niederfallen — das Vergißmeinnichtsträußchen, welches er am Tage an ihrer Brust gesehen hatte.

Er wollte ihr noch ein letztes Wort zurufen, aber sie war schon wieder in's Zimmer geschlüpft, und die Thüre fiel hinter ihr in's Schloß.

Wie im Traum fand er sich nach dem Dorf und Gasthaus zurück und suchte sein Lager, aber in dieser Nacht schlief er nicht. Von Kindesbeinen an hatte er so viel von der Liebe singen müssen, ohne zu wissen, was es damit sei — nun wußte er es. Da in seinen Liedern aber auch gesagt war, daß alle Liebe stets Leid im Gefolge habe und zumeist traurig ausgehe im Leben, so nahm es ihn nicht Wunder, daß die Wonne, welche sein Herz erfüllte, nicht die Sorge hinwegnahm, die es seit Langem beschwerte, sondern daß beides sich seltsam miteinander vermischte.

Vielleicht hätte aber doch das Glücksgefühl überwogen, wäre es ihm vergönnt gewesen, einen Blick in das Stübchen zu thun, wo das geliebte Mädchen zur selben Stunde vor dem Bilde der heiligen Jungfrau kniete und sie anflehte, mit ihm zu sein, und ihn wohlbehütet an Leib und Seele über zwei Jahre wieder hinauf zu senden in's Achenthal.

3.

Durch eine Reihe von sonnigen Johannesfesten verwöhnt, waren die Achenkirchner sehr verstimmt, als sich am diesmaligen Ehrentage ihres Schutzpatrons ein grauer Himmel über dem Thale wölbte. Zum Glück hielt sich das Wetter bis nach dem Vespergottesdienst, dann aber ballte das Gewölk sich über der Senkarspitze zu einer schwarzen Masse zusammen, bei welchem gefahrdrohenden Anzeichen die entfernt wohnenden Dörfler ihre Markteinkäufe schnell zum Abschluß brachten, um alsdann ohne Zeitverlust heimzukehren. Die Uebrigen versammelten sich nach gutem alten Brauch in der „Post“, um sich am Gesange und Wein zu erfreuen.

An dem bekannten runden Tisch fehlten bis jetzt noch der Oberförster, der Prenner und die Bachbäuerin. Das Regerl durfte man heute nicht erwarten. Ihre Pflegemutter hatte sie zur Erlernung der Näherei zu einer alten Verwandten in Tegernsee in Pension gegeben, und sie sollte erst zu Weihnachten heimkommen, was die junge Männerwelt schwer verdroß, denn es geschah außer an diesem Tage kaum zweimal im Jahr, daß die Bachbäuerin mit dem jungen Mädchen sich im Gasthause sehen ließ.

Aus diesem Grunde brachte man ihr heute, als sie endlich kam, wenig Wohlwollen entgegen, obgleich sie immer noch stattlich und sauber genug war, um ihrer eigenen Person halber überall willkommen zu sein.

Die Sängergesellschaft stimmte schon ihr zweites Lied an, als sie auf der Straße sichtbar ward, aber nicht nur sie, sondern neben ihr schritt anmuthig wie ein Reh, und mit rosenfrischem Gesicht niemand Anders als das Regerl. Bei dem Anblick eines großen, rothen Zettels an der Wand der Post leuchteten die Augen des Mädchens.

„Wenn Alles gut geht,“ so hatte der Emri gesagt, „bin ich über zwei Jahr' wieder da.“ Und es mußte Alles

gut gegangen sein, denn auf dem Zettel stand zu lesen, daß er da war.

„Wirst schon erlauben müssen, daß ich zuvor 'was kaufen thu', Du denkst eben auf nix mehr als auf Dein eigenes Vergnügen!" schalt die Bachbäuerin übel gelaunt, als sie bemerkte, daß Regerl schneller ging.

Das Rollen eines Wagens, der vor dem Gasthause Halt machte, hinderte sie an ihrem Vorhaben. Die Ankömmlinge — der Oberförster und der Brenner — stiegen aus und begrüßten sie freudig.

„Hab' geglaubt, Du würdest heuer ausbleiben," sprach sie mit aufgehellter Miene zu dem Letzteren, während der Andere dem jungen Mädchen einige Artigkeiten sagte.

„Wenn mich die Sehnsucht nach Achenkirch plagt, da gibt's kein Halten," erwiederte er halblaut. „Nur mit knapper Noth bin ich angelangt, weil ich vorgestern noch in München hab' singen müssen. Damit will ich aus der Gesellschaft austreten, wenn Du einverstanden bist. Jetzt, welcher Wind hat Dein Madel aus Tegernsee hergeweht? Ich trau' meinen Augen nit, daß sie hier ist!"

„Sie ist heimlich und ganz ohne meine Erlaubniß 'kommen. Der dumme Schmied war 'nüber und hat sie mit'bracht. Sie wollt' gern zum Johannesfest daheim sein, aus alter Gewohnheit, hat sie gemeint!"

Hochbefriedigt durch ihr männliches Gefolge, eröffnete die Bachbäuerin den Zug in's Haus. Aus dem Gastzimmer tönte ihnen das Lieblingslied der Tiroler entgegen:

„Ueber Berg und Thal,
Da ist ein Wasserfall,
Holdrio hoidio hoido.

In der Bäume Schatten
Eine grüne Matten,
Holdrio hoidio do.

Dort steht in der Mitten
Eine kleine Hütten,
Holdrio hoihoido.

Ja, dort sitzt mein Schatz,
Auf dem Rasenplatz!
Thut mich freundlich grüßen
Mit viel tausend Küssen,
Ja, dort ist mein lieber Schatz zu Haus!"

Aber wie? Fehlte seine Stimme in dem kleinen Chor? Jener Tenor gehörte nicht ihm! Regerl schob eine Bäuerin, deren breite Schultern ihr die Aussicht versperrten, bei Seite und blickte in's Zimmer.

Dieselbe Gesellschaft wie vor zwei Jahren, bis auf den Alten und den Emri. An Stelle des Letzteren stand ein hoher, schlanker Bursch, der den Hut so tief in die Stirn gedrückt hatte, daß der Schatten völlig über seine Augen fiel. Sein Gesicht war blaß, ein schönes, blasses Gesicht, mit einem halb stolzen, halb gramvollen Zug um den Mund. Diesen Zug hatte der Emri nie gehabt, und doch —!

„Er ist größer worden und männlicher, aber gut schaut er nit aus, der Schanz," flüsterte der Prenner, welcher neben ihr auf der Schwelle stehen geblieben war. „Bin neugierig, wie er sein Solo zurecht bringen wird."

Sie hörte ihn nicht. Fassungslos hing ihr Blick an dem Antlitz des Sängers. Jetzt ward dasselbe von einem glühenden Roth übergossen.

„Er hat uns bemerkt," sagte leise der Prenner. Eben setzte der Emri ein:

„Sei gegrüßt,
So viele tausendmal,
Ach, Herzenslieb,
Ich seh' Dich überall!"

sang er mit matter, klangloser Stimme, die nur noch ein Schatten seiner früheren war.

Sie gingen und setzten sich an den runden Tisch. Die Bachbäuerin hatte schon mehrmals gewinkt. Mechanisch nickte Regerl ihren Bekannten zu; die Töne, die Worte liefen vor ihrem Ohr zusammen. In einer kurzen Pause warf sie einen scheuen Blick umher und gewahrte, daß die Leute dasaßen und ihren Wein tranken oder Gleichgiltiges redeten, als hätten sie nichts gehört. Sie waren zu ehrlich, um zu loben, wo kein Grund dazu war.

Regerl zuckte zusammen und lauschte. „Der Bub' hat sich sehr verändert," raunte hinter ihrem Rücken der Oberförster dem Prenner zu.

„Die Stimm' hat gelitten," entgegnete dieser kalt.

„Der arme Schelm! Er thut mir von Herzen leid! Was bleibt ihm nach so einem unstäten Leben nun für ein Beruf übrig?"

Der Prenner zuckte gleichgiltig die Achseln. Von Zeit zu Zeit richtete er eine Bemerkung an Regerl, ein Beweis, daß seine Gedanken beständig mit ihr beschäftigt waren, und sie zwang sich, sachgemäß zu antworten. Dabei war ihr zu Muth, als müsse sie vergehen. Der Oberförster sah, daß etwas Schweres in ihr vorging, aber aus Zartgefühl fragte er nicht.

Im Verlauf des Konzertes ereignete sich aber etwas Merkwürdiges. Der Emri wurde wieder Herr seiner Stimme. Allmälig kehrte ihr die Kraft und Geschmeidigkeit, der ihr eigene, einschmeichelnde Reiz zurück. Bald ging ein Beifallsgemurmel durch den Raum.

Er ist heiser gewesen, das kann dem besten Sänger passiren, dachte und sagte man. Alles freute sich, und in der Pause sprach und lachte die ganze Gesellschaft durcheinander, als ob ein Bann von ihr genommen sei. Der Oberförster und der Schmied waren die Ersten, welche zu dem Sänger gingen und ihm die Hand schüttelten. Der Förster ließ Wein kommen, wie vor zwei Jahren, und

sagte dem Emri viel Freundliches, dieser dankte und richtete einige Fragen über ihr Ergehen an die beiden Männer, aber er schaute nicht, wie ehedem, mit glänzenden Blicken umher und lächelte nicht.

„Gelt, Emri," bat einer von den jungen Achenkirchnern, „Du hast noch ein feines Lied in Vorrath, so ein Lieblingsstückl von Dir; geh', mach' uns die Freud' und sing's!"

„Thut mir herzlich leid, kann aber nit dienen," erwiederte er bestimmt.

Aber man ließ nicht nach mit Bitten. Er zögerte noch ein Weilchen, gab dann mit einem schnellen Entschluß seinem Kollegen einen Wink, ihn auf der Zither zu begleiten, und trat an. Und während er auf der Guitarre in das Vorspiel einfiel, richtete seine Gestalt sich straff empor, dehnte sich seine Brust. Wußte er doch, daß ein eben noch tief verzagtes Herz wieder hoch und freudig klopfte! Jeder Ton, jedes Wort war ein Geständniß an sie.

„Zu Dir zieht's mich hin,
Wo i geh, wo i bin!
Hab' ka Rast, hab' ka Rua,
Bin a trauriger Bua.
Wenn i d' Wolken schön bitt':
‚Nehmt's mi mit! Nehmt's mi mit!'
Fliegen's fort wie der Wind
Und lassen mi hint!

Und weiß 's noch wie heint,
Hat der Mond so schön g'scheint,
Als i fort bin von Dir,
Bist noch g'sessen bei mir,
Hast Dein Köpferl an mi g'loant
Und bitterlich g'woant:
‚B'hüt Di Gott, Du lieber Bua,
Hast mir g'nomma die Rua!

Daß Du mei All's bist g'west,
Sag i Dir erst, weil D' gehst —'"

Hier überschlug sich seine Stimme mit einem schrillen Mißlaut. Er setzte noch einmal an — vergeblich! Und noch einmal, aber er brachte keinen Ton aus der Kehle, Es trat eine Pause ein, in der man das Fallen einer Nadel hätte vernehmen können, dann durchhallte ein wildes Lachen den Raum.

„I bitt' um Verzeihung für so einen Schluß!" rief er mit einer Stimme, die ebenso zitterte wie seine Glieder. „Ein elender Schluß von der ganzen traurigen Sach'! D'rum soll's auf immer der letzte sein! Lebt's wohl, ihr guten Leut' von Achenkirch, lebt's wohl und seid schön bedankt für den Beifall! Und Du" — dies hauchte er vor sich hin, während sein Blick durch das Zimmer irrte und das todtenblasse Mädchen am runden Tisch streifte — „und Du, herzliebstes Dirndl, leb' ewig wohl!"

Damit schleuderte er die Guitarre zu Boden, daß die Saiten klirrten, und stürzte hinaus, ehe noch Jemand daran denken konnte, ihn zu halten.

Am runden Tisch hörte man einen Angstschrei, begleitet von einem Nebengeräusch, als ob Jemand sich von Händen, die ihn hielten, losriß, dann stürzte ein Mädchen aus dem Zimmer. Ihr nach eilten der Oberförster und mehrere Bauern.

Der Bassist fluchte, die Sängerinnen schluchzten. Die Dorfleute fragten, wie das Unglück gekommen sei.

„Im Winter, in Berlin, ist ihm das schon einmal passirt," erwiederte der Bassist. „Da ging er zum Doktor, der hat ihm dies und das verordnet, und nach ein paar Wochen war der Hals wieder gut. Gestern in Jenbach war er bei Stimme, daß Alles gestaunt hat, und er selbst hat gesagt: ‚Jetzt bin ich wieder der Alte!' und wir Andern haben's auch gemeint. Aber nun ist's aus mit der

Hoffnung! Die Stimm' ist dahin, weil er zu viel hat singen müssen von Kind'sbeinen an. Singen und immer singen, wenn doch jeder Sänger im Jahr ein paar Wochen ausrasten muß! Wie lange Zeit hat er den Vater ernährt, denn daß wir den Unhold die Zither klimpern ließen, war nur, daß er nit ganz müßig ging und seinem Sohn unter den Augen blieb. Seit zwei Jahren ist er aber krank, und der Emri hat ihn in Zell bei braven Leuten für fünfunddreißig Gulden den Monat in Pfleg' gethan. Die wollen aber verdient sein, und der Emri kann doch auch nit von der Luft leben. Ein lieber Kam'rad war der Emri, und wenn wir ganz Tirol aussuchen, einen Gleichen finden wir nimmer!"

Man bat die Leute, zu bleiben, aber sie packten betrübt ihre Instrumente zusammen und gingen in's Innthal zurück, woher sie am Morgen gekommen. — Der Prenner hatte, ohne eine Miene zu verziehen, stumm zugehört. Jetzt setzte er sich zum Kartenspiel. Als die Bachbäurin dies sah, verließ sie das Haus. Der Oberförster hatte anspannen lassen und wollte eben einsteigen.

„Der Schreck hat mich ganz verstört," sagte er unruhig. „Die armen Kinder! Die kommen wohl nimmer zusammen in dieser schlimmen Welt!"

Die Bachbäuerin stellte sich, als hörte sie nichts. Ein paar Schritte vom Hause stieß sie auf den Schmied. „Hab' nach allen Seiten ausg'schaut," rief er, sich die Stirn trocknend, „fand aber keine Spur von dem Buben. Wenn da nit ein Wunder geschieht, geht's nimmer gut mit ihm aus. Wo steckt das Regerl?"

„Bitt mir's aus, die Beiden nit zusammen zu stell'n! Verstehst Deutsch, Vetter Sepp?" sagte die Bachbäuerin scharf.

„Schon; brauchst aber nit gleich giftig zu sein, wenn die G'schicht mir zu Herzen geht!" —

Empört und zugleich beunruhigt erreichte die Bachbäuerin ihr Haus, fand ihre Tochter aber nicht darin vor. Die Magd meinte, sie werde vielleicht zur Annenkapelle hinauf gegangen sein, und die Bachbäuerin schlug unverzüglich den steilen Pfad zu dem Kirchlein ein, das jenseits des Baches einen grünen Hügel krönt. Ihr Schritt war schnell und hart, so recht die Art, von der man sagt, es wächst kein Gras mehr auf der Stelle, wohin dieser Fuß getreten hat.

Bald blieb sie stehen und spähte in das Gemisch von Blumen und grünen Halmen neben der Kapelle. Den Kopf auf den Knieen kauerte dort die, welche sie suchte.

„Regerl!" rief sie und rüttelte das Mädchen an der Schulter. Diese erhob den Kopf und sah sie mit einem öden Blicke an.

„Hast gar die Sprach' verloren, schlechte Dirn'? Was soll die ganze Dummheit?"

„Geh' heim, Mutter und laß mich in Ruh', und laß mich sterben," murmelte sie wie geistesabwesend.

„Sterben? Ja warum denn? Heraus damit!"

„Das Herz — das Herz will mir brechen um —"

„Doch nit um den Landfahrer von Sänger?"

„Er hat Keinen, der ihm helfen kann!"

„Ist nit Deine Sach', geht Dich gar nix an! Komm' jetzt und geh' mit mir heim, statt hier im Gras zu hocken wie ein Trottel, der kein Tüpferl Hirn mehr im Kopf hat! Was gibt's noch zu zaudern? Verstehst nit, was ich zu Dir sprech'?"

Sie erhob sich mühsam und richtete einen flehenden Blick auf die Bäuerin, doch bei dem unbarmherzigen Ausdruck in ihren Zügen sank sie wieder zurück.

„Mutter, straf' mich, wie Du willst, aber laß mich geh'n und ihn suchen."

„Suchen? Zu was? Ja, ich bitt', was soll werden, wenn Du ihn gefunden hast?"

„In seinem Unglück trösten will ich ihn!“

„Gut,“ entgegnete die Bäuerin ruhiger. „Thu' das, ich will dabei nit ein paar Gulden anschau'n. Kannst auf der Post zwanzig Gulden für ihn einzahlen nach Zell, wohin er sicher 'gangen ist, und damit sei die Sach' abgethan!“

„Der Emri,“ schluchzte Regerl, „der Emri is Keiner, der sich mit Geld trösten läßt!“

„Jetzt bin ich zu End' mit meiner Geduld!“ rief empört die Bachbäuerin, und versetzte ihr einen Schlag in den Rücken, daß sie einen Schmerzenslaut hören ließ, „'s ist nur gut, daß ich weiß, wie's mit Dir steht, und warum Du den reichen Müller in Jenbach nit hast heirathen woll'n. Aber Eins merk' Dir! Mit meiner Erlaubniß wirst Deine dumme Laun' nimmer durchsetzen — nimmer!“

Sie drehte sich kurz um und ging. Das junge Mädchen öffnete noch einmal die blassen Lippen, um ihr Mitleid anzurufen, aber ihr kam ein anderer Gedanke.

Sie raffte sich auf, brach mechanisch einige Vergißmeinnicht, wankte in die Kapelle und legte sie auf den Altar der „Mutter Gottes vom guten Rath“. Dann kniete sie nieder und richtete ihren Sinn himmelwärts. Aber es war nicht mehr das eine, alte Gebet um die fröhliche Wiederkehr des Geliebten, ach nein! Dieser schönste Traum ihres Lebens war zerronnen, und an seine Stelle trat die demuthsvolle Bitte, ihn nur noch einmal wiedersehen zu dürfen, um ihm zu sagen, daß sie mit ihm leide, und ihn noch tausendmal mehr liebe, als früher.

Der Prenner fand heute so wenig Geschmack am Spiel, daß er die Karten bald hinwarf und der Bachbäuerin folgte. Seine Stimmung war schlecht. Der Vorgang mit dem Emri hatte seine beabsichtigte Werbung um Regerl durchkreuzt, denn er war klug genug, um daraus zu er-

kennen, daß ihm bei ihr keine Hoffnung blühe. Das Umherziehen in der Fremde gefiel ihm nicht mehr, und er sehnte sich nach dem Leben eines großen Hofbesitzers, das er sich als ein Herrenleben zu gestalten gedachte. Als er nun das stattliche Haus mit den sauberen Stallungen und den fetten Wiesen vor sich sah, bemächtigte sich seiner ein unbezwingliches Verlangen nach dem Besitze desselben, und er wünschte sich im Stillen Glück, der Bäuerin gegenüber nie ganz deutlich gesprochen zu haben.

„Kann's nit die Tochter sein, sei's die Mutter!“ dachte er, und gab seinem Lieblingsplan mit einem Stoßseufzer den Abschied. „Wegen einem Paar schöner Augen vertrauert kein praktischer Mann sein Leben, und die Bäuerin ist auch noch ein ansehnliches Weib. Ihr Hochmuth schreckt mich nicht. Von dem soll sie nur just soviel üben, wie sich's für die Frau von dem Prenner ziemt.“

Mitten in diesem Selbstgespräch sah er die Bachbäuerin durch das Gatter in den Hof treten.

„Wenn ich nur wüßt', daß ich Dir nit ungelegen komm',“ sagte er, ihre Hand fassend. „Weißt, wegen dem Madel. Jetzt sei wieder heiter, und glaub' mir, daß ich glücklich wär', wenn ich Dir Alles abnehmen könnt', was Verdruß heißt.“

„Sell' ist wohl a bissel z'viel gesagt, aber 's freut mich schon, Einen zu sehn', mit dem sich a gescheidt's Wort reden läßt. Noch nit g'nug, daß ich von früh bis spät die Dienstleut zu kommandiren hab' und immer nur schauen muß, daß keine Dummheiten vorkommen, geht jetzt noch die Dirn daher und stellt sich an wie nit recht gescheidt. Wer etwa glaubt, daß ich auf meinem Bachhof auf Rosen lieg', ist schief d'ran!“

„Und Keine verdiente es mehr, als Du! Soweit mir die Welt bekannt ist, und ich hab' ein gutes Stück davon geseh'n, einer zweiten Bachbäuerin bin ich noch nit begegnet!“

„Na, na! Nit gar so arg!“ entgegnete sie mit sauersüßem Lächeln. „Ihr Männer meint immer, daß wir Weibsleut' gar so leicht mit schöne Redensarten zu fangen sein!“

„Mag schon sein, gilt aber nit von mir!“ betheuerte er. „Ich kenn mich aus und hab' Dir bereits seit Jahren gezeigt, daß ich große Stück auf Dich halt. Und um nit lang um den Brei herum zu gehen: ich hab' Dich gern und wünsch' mir in der Welt nix Besseres, als Dein Mann zu sein!“

Sie überlegte eine Minute. „Aber ich bin alt genug, um die wirkliche Mutter von der Dirn' zu sein.“

„Das Regerl is neben Dir nur, was der Mond neben der Sonne!“ rief er theatralisch, indem er die Hand zum Himmel emporstreckte.

„Gib mir an paar Tag' Bedenkzeit!“

„Wenn Du Dich hundert Jahr' bedenkst, ich änd're meinen Sinn nit!“

„Gut — gut! Wenn Du nit anders Ruh' gibst, so sei's! Soll's zum zweiten Mal geheirathet sein, so bist just Du der Einzige, den ich mag!“

„Hurrah!“ rief er und gab ihr schnell einen herzhaften Kuß. „Gelobt sei der heilige Johannes, daß ich an seinem Fest meine Verlobung mit der schönen Bachbäuerin feiern kann!“

„Wollen hoffen, daß es zu unserem Glück ausschlägt,“ entgegnete sie, und blickte umher, ob kein Zeuge zugegen sei. „Von dem Geschäftlichen reden wir besser im Haus.“

Bei dieser Schlußwendung fühlte der Prenner sich etwas beklommen, denn er hatte in den beiden letzten Jahren wenig erspart, aber es gelang ihm, seine Zukünftige zu überzeugen, daß die Zeiten draußen schlecht seien, und sie durch allerlei einleuchtende Vorschläge zur Hebung ihres Grundstückes zu versöhnen.

Als es schon dunkel war, und das Gewitter mit Gewalt losbrach, kehrte Regerl heim, und fand das Paar bei der festlichen Abendmahlzeit. Ueber das Gesicht ihrer Pflegemutter lief es wie der Widerschein einer rothen Flamme, und der Prenner verstummte mitten im Satze. Als ein Mann von Lebensart faßte er sich aber sogleich und rückte einen Stuhl für das Mädchen heran, mit der Bitte, auf das Wohlsein von zwei Brautleuten, die sie vor sich sähe, zu trinken.

Es wäre nun in der Ordnung gewesen, daß Regerl sich unangenehm überrascht, wenn nicht gar erzürnt gezeigt hätte, statt dessen aber reichte sie Jedem von ihnen ruhig eine Hand und sprach: „Ich wünsche euch viel Glück und Segen, und daß ihr mitsammen in Friede und Lie—"

Aber sie brachte es nicht über die Lippen, das hochheilige, auf Erden so oft gemißbrauchte Wort, sondern verschloß es in ihrer Brust, als sei seine Anwendung an dieser Stelle eine Entweihung. —

Die Hochzeit wurde schon vier Wochen später mit Glanz gefeiert, und Jedermann sagte, daß man ein passenderes Paar nicht so leicht finden könne.

Einige Wochen darnach, an einem Sonntage, steckte Jemand dem Regerl, als sie im Gedränge die Kirche verließ, einen Brief folgenden Inhalts in die Hand:

„Es ist nicht meine Schuld, daß ich meine Stimm' verloren hab', und ich weiß, daß Du's mir glauben thust. Herzliebstes Regerl, hör' meine letzte Bitt'. Sie ist von all' meinem Elend das Schlimmste: Vergiß Deinen unglücklichen Emri."

4.

Ein Jahr war wieder verflossen, und wie das übrige Dorf hatte sich auch der Bachhof zum Johannesfest gerüstet. Das Haus duftete nach frischgebackenen Wecken,

ein fettes Lamm war zum Braten hergerichtet, und eben hatte der Prenner ein neues Faß Wein angestochen.

„Probir', ob er gut ist!" sprach er, ein volles Glas in der Hand, zu seiner Frau, die im Wohnzimmer am Rade saß und Wolle spann.

„Ich mag nit!" entgegnete sie unwirsch.

„Sei gescheidt, und nimm die Sach' von der besten Seit'," sprach er begütigend.

„Daß Du selbige auf die leichte Achsel nimmst, versteh' ich schon, darfst aber nit d'rauf vergessen, daß ich Mutterstell' an der Dirn vertreten thu' und nit müßig zuschau'n darf, wie sie sich im Dorf zum Gespött macht."

Bei diesen Worten zog sie einen Zettel aus der Tasche und warf ihm denselben zu. Er las ihn noch einmal, obgleich er den Inhalt schon kannte, worauf er das Papier in kleine Stücke zerpflückte, und sie in seinen Pfeifenkopf steckte. Auf dem Blatte hatten folgende Zeilen von Regerl's Handschrift gestanden:

„Liebe Mutter! Wie ich gesagt, will ich nach Eben und die heilige Nothburga um ihre Fürsprach' bitten, aber von dort geh' ich weiter in's Zillerthal, um eine Nachfrag' zu thun. Hab' gewußt, Du erlaubst's mir nimmer, d'rum mach' ich mich heimlich fort, denn ich find' keine Ruh', bis ich in Zell war. Vergib mir meinen Eigenwillen, aber Gott weiß, ich kann nicht anders."

„'s braucht Niemand zu wissen, wohin sie ist," sagte ruhig der Prenner. „Da gibt's Ausreden g'nug! Zum Beispiel: sie hab' ihre Göd' Resi drunten im Innthal besucht. Und wenn sie heimkommt, sei gut, und verzeih' ihr den dummen Streich!"

„Nimmer! Das heimliche Seufzen und Flennen hab' ich satt, d'rum soll sie zur Schneidertant' nach Tegernsee, und wenn sie sich nit bessert, und wieder das alte muntere Dingl' wie vorher wird, so darf sie mir nit mehr in's Haus!"

„Hab' noch a bissel Geduld, weil sie noch gar so jung ist."

Der Prenner glaubte dies ganz harmlos gesagt zu haben, allein in seiner Miene lag ein Mitleid, das seiner Frau nicht entging.

„Thut mir leid, 's ist aber an meinem Beschluß nix z'ändern," entgegnete sie scharf. „Vom Liebeskummer halt ich, daß er eine Krankheit is, die man mit festem Willen kuriren kann. An Zeit hat's der Dirn' nit gefehlt, und jetzt verlier' ich kein Wort mehr um die Geschicht'."

„Sei nit so streng mit ihr! Ueberleg's Dir noch!"

„Spar' Deine Bitten, es nützt nix!"

Dem Prenner schoß das Blut heiß in's Gesicht und sein Zorn riß ihn fort. „Dickkopf Du!" stieß er heraus, „aber ich warn' Dich, geh' nit zu weit! Deine guten Tag' sind zu End', wenn Du nit —" er verstummte bei dem Blick, den die Frau auf ihn schoß. Die Verachtung, der Hohn in diesem Blick lähmten ihm die Zunge. Unfähig, ihr kaltblütig die Stirn zu bieten und vor seiner eigenen Leidenschaftlichkeit bangend, drehte er sich schnell um und verließ mit dröhnendem Schritt die Stube.

Die Bachbäuerin schob ihr Spinnrad so ungestüm zurück, daß es umstürzte, und die volle Spule auf der Diele herumkugelte. Die geballten Fäuste auf die Kniee stemmend, saß sie eine Weile da und starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin. Plötzlich zuckte es über ihr gleichsam versteinertes Gesicht, und sie brach in wildes Schluchzen aus. Ihre Ahnungen, jetzt wußte sie es, hatten sie nicht betrogen: das Regerl lag ihrem Mann mehr im Sinn, als es erlaubt war. Wenn sie die Zeit ihrer Ehe mit ihm in Gedanken durchlief, konnte sie ihm freilich nichts vorwerfen. Vom ersten Tage an hatte er fleißig in der Wirthschaft gearbeitet, und wenn er am Sonntag im Gasthaus etwas breitspurig auftrat, so war man dies

schon an ihm gewohnt, und es gefiel ihr sogar, zumal er ihr alle Höflichkeit erzeigte, welche er sich im Weltverkehr angeeignet, und von der die guten Achenkirchner ihren Frauen gegenüber keine Spur an den Tag legten, weil sie ihnen durchaus unbekannt war. Leider trank er, seit er nicht mehr für seine Stimme besorgt zu sein brauchte, etwas mehr, als nöthig gewesen wäre, aber wo ist in Tirol ein Bauer, der den Wein einschränkt, so lange es ihm schmeckt und er zahlen kann? Ja, soweit war Alles in Ordnung. Aber was bedeutete der wunderliche Blick, mit dem er das Regerl anschaute, wenn er sich unbemerkt glaubte? War es Mitleid mit ihrem Kummer, den sie zwar keiner Seele klagte, der aber wie ein dunkler Schleier über ihrem ganzen Wesen lag? Mitleid — sonst nichts? Und warum klang seine Stimme so sonderbar sanft, wenn er sie von ihrem Spinnrade oder ihrer Nähterei durch eine Frage aus ihrem Schweigen aufrief? Oder warum schweiften seine Augen so oft nach der Thür, wenn sie sich einmal bei der Feldarbeit oder bei einem Gange im Dorf verspätet hatte? Nicht, daß er auch nur mit einer Silbe seine Unruhe verrieth, nein, daß er stumm blieb, war das Schlimme! Sie mußte sich sagen, daß dies Alles nur Vermuthungen waren, aber sie quälten sie und raubten ihr Selbstvertrauen, Zufriedenheit und Seelenruhe.

„Diese schlechten Manderslеut' sind alle gleich!" ächzte sie. „Jung und schön muß man sein, sonst ist ihr Herz nit dabei, und die Jüngste und Schönste ist immer die Beste! Wird mir der Meinige bleich und roth in einem Athem, und schreit auf mich los, daß die Dirn', die ihn gar nix kümmern darf, zu Verwandten soll! Gedroht hat er mir! Ja, bin ich denn noch die Bachbäuerin? Bin ich's und sitz' hier und flenne, und schützt mich mein Geld und Gut, und mein' Ehr und Anseh'n im Dorf nit vor Beleidigung und Verdruß im eig'nen Haus?"

Sie horchte auf. Es war Zitherspiel. „Mir zum Trotz und Spott!“ murmelte sie, als ein Blick durch's Fenster ihr zeigte, daß ihr Mann auf der Wandbank am Hause saß und spielte. „Wart nur, Prenner, das vergeß und vergeb' ich Dir nimmer!“

Er spielte freilich, und lustig genug, aber noch nie zuvor in seinem bewegten Leben hatte er sich in einer so elenden Gemüthsstimmung befunden. Das Zerwürfniß mit seiner Frau hätte er nicht so schwer genommen, er war klug genug, um es wieder auszugleichen. Aber das Wort: „Sie soll weg!“ war ihm wie ein Pfeil in's Herz gedrungen.

Plötzlich that er einen Fehlgriff auf der Zither und konnte sich nicht wieder in den Saiten zurecht finden. Er sah, daß das junge Mädchen langsamen Schrittes über die Brücke auf den Hof kam.

„Grüß Gott, Regerl!“ rief er ihr mit erkünstelter Heiterkeit zu. „Freut mich, daß Du wieder da bist! Geh' her und erzähl' mir von Deiner Pilgerfahrt.“

Sie blieb stehen und holte tief Athem. „Erst will ich der Mutter guten Abend sagen,“ sprach sie, sich scheu umblickend.

„Regerl,“ fuhr er in gedämpftem Tone fort, „Du schaust zum Erbarmen traurig und matt aus. Weiß schon, Du warst in Zell, weiß auch warum, und seh's Dir an, daß der Gang umsonst war. Selbiges thut mir aufrichtig leid.“

„Ich dank' Dir,“ erwiederte sie, indem sie sich neben ihn auf die Bank gleiten ließ. Die Füße wankten unter ihr.

„Du glaubst's mir doch?“

„Schon! Ehvor hat's mir nit scheinen woll'n, aber all'weil seh' ich, daß Du ein gut's Gemüth bist.“

„Hör' zu, Regerl, was Du wissen mußt: wenn die Mutter Dir was Schlimmes zumuthen wird, ich bin nit

Schuld d'ran. Ich hab' sie gebeten, nit zu harb auf Dich zu sein, aber —"

„Kommst nit bald eini, Landstreicherin?" rief die Bäuerin herrisch durch's Fenster. Regerl raffte sich auf und wankte in's Haus. Der Prenner beobachtete sie, rührte sich aber nicht von der Stelle. Er hätte fluchen, etwas zerschlagen oder zerreißen mögen, und nur mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft gelang es ihm, sein wild aufwallendes Blut zu bemeistern.

„'s ist die Straf' für meine früheren Sünden," murmelte er in sich hinein, „daß ich nit frei für sie sprechen darf, und nit mehr unterscheiden kann, was größer ist, mein Mitleid mit dem Kind oder meine Lieb'? O welch' eine Pein, hier müßig zu sitzen und anzuhören, wie die böse Sieben sie zu all' ihrem Leid noch austeufeln thut!"

Er sprang auf und ging in's Wirthshaus, aus dem er halb berauscht erst um Mitternacht heimkehrte. Das Wohlgefallen, welches er früher für Regerl gehegt hatte, war durch den täglichen Anblick ihrer Schönheit, ihrer häuslichen Tugenden und durch die Theilnahme für ihren stillgetragenen Kummer allmälig zur Leidenschaft geworden. Vielleicht wäre es nie dahin gekommen, wenn nicht die lieblose Behandlung von Seiten ihrer Pflegemutter ihr so oft Gelegenheit gegeben hätte, die Sanftmuth und Geduld ihres Wesens darzuthun, und ihm so den Gegensatz zwischen Beiden beständig vor Augen zu führen.

— — — — — — — — — — — — —

„Grüß' Gott, Mutter, und ich bitt', sei nit streng mit mir," sprach Regerl furchtsam, als sie in die Wohnstube trat. „Konnt' nit früher zurück sein, glaub's mir. Der Weg ist weit —"

„Pack' Deine Sachen, und laß kein Stück zurück," entgegnete barsch die Bäuerin. „Morgen in der Fruh' fährst

mit dem Stellwagen nach Tegernsee zur Schneidertant' und bleibst da, bis mir's gefällt, Dich wieder zu hol'n. Mach' keine Gegenreden, ich will nix hören, kein Wort! Jetzt weißt, was die Glock' geschlagen hat!"

„Wenn die Mutter will, muß ich halt geh'n," stammelte Regerl, „aber weiß Gott, ich thät' gar so gern bleiben!" Die Augen flehentlich auf das finstere Gesicht der Bäuerin geheftet, wartete sie eine Minute auf ein milderes Wort, da der herbe Mund aber geschlossen blieb, wandte sie sich langsam ab und stieg die Treppe zu ihrem Stübchen hinauf.

Traurig zum Sterben und müde zum Umsinken legte sie sich zu Bett, ohne das Essen, welches die Küchenmagd ihr brachte, anzurühren.

Die Sehnsucht, irgend eine Auskunft über Emri zu erlangen, hatte sie in's Zillerthal getrieben, aber Alles, was sie dort erfuhr, war, daß der alte Schanz vor sechs Monaten gestorben sei, und man von seinem Sohn nichts wisse. Mit diesem Bescheid kehrte sie heim, um von der Pflegemutter aus ihrem Heimathhause verstoßen zu werden, als habe sie es verunehrt. Daß sie bei ihrer Tante, einer alten Wittwe, die sich kümmerlich von der Nätherei ernährte, von früh bis spät würde sticheln müssen, schreckte sie am wenigsten, aber sie fühlte keine Zuneigung zu der mürrischen Frau, und der Ort war ihr fremd geblieben. Sie hatte in ihrer Heimath keine goldenen Tage gehabt, aber es war ihre Heimath; dies traute Wort sagt Alles.

Als der Morgen graute, stand sie auf, ohne ein Auge geschlossen zu haben, packte ihre Sachen in einen kleinen Koffer von dunklem Holz, setzte ihren breitkrämpigen Achenthaler Hut auf und ging hinunter. Im Flur begegnete ihr der Prenner.

„Bemüh' Dich nit," sagte er, als er sah, daß sie in's Wohnzimmer gehen wollte. „Sie ist noch im Bett und

hat mir nachgerufen, sie hab' Kopfweh', und woll' ungestört sein."

Als Regine bei diesen Worten unschlüssig stehen blieb und mit traurigem Gesicht nach der Stubenthüre blickte, rannte er die Treppe hinauf, und kehrte schnell, als ob es hinter ihm brenne, ihren Koffer auf der Schulter tragend, zurück.

„Geh'!" rief er mit einer Stimme, die Schmerz und Zorn verrieth. „Geh' und dank' Gott, daß Du's darfst. Du gehst in die Freiheit."

Er schritt ihr voran und aus dem Hause. Die Sonne stand noch hinter der waldigen Steilwand des Unnutz, der seinen bösen Namen davon hat, daß er dem Thal den Segen des Frühsonnenscheins raubt. Graue Dämmerung lag noch über dem Dorf; eben erst öffnete sich hier und dort ein Fenster, eine Thür. Das Rauschen des Baches war das einzige hörbare Leben. Als sie bei der „Post" anlangten und der verschlafen aussehende Hausknecht auf die Schwelle trat, kam auch der Stellwagen von Achensee langsam daher gefahren und hielt vor dem Gasthause. Außer einem alten Herrn in geistlicher Tracht, der in einer Ecke saß und in seinem Brevier las, war Regerl die einzige Reisende.

Der Brenner drückte dem Fuhrmann ein Geldstück in die Hand und trat dann zu ihr. „Behüt' Dich Gott, und wegen meiner kannst jeden Tag heimkehren, je eher, je lieber!"

„Hab' Dank," erwiederte sie mit Thränen, „'s thut mir wohl, zu wissen, daß Jemand da ist, der nit schlecht von mir denkt! Vergelt's Gott! Vergelt's Gott!"

Er hob sie auf einen der Vordersitze, welche die offene Aussicht in's Freie haben und die theuersten sind. Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung, und der Brenner sah ihm nach, bis er verschwunden war. Er hätte die

Welt darum gegeben, mit ihr, die sich jede Sekunde weiter von ihm entfernte, davon ziehen zu können auf Nimmerwiederkehr.

5.

Als die Reisenden in den Achenwald einfuhren, streiften eben die ersten Goldstrahlen der Sonne die Tannenwipfel, aber sie selber war noch nicht sichtbar. Würzige Kühle quoll aus den grünen, dämmerigen Gründen empor. Geneigt unter der Last der Thauperlen standen im Moose die Maiglöckchen und vermischten ihren süßen Duft mit den kräftigen Ausathmungen des Nadelholzes. Die weißschäumenden Wellen des Baches, dem die Fahrstraße sich oft näherte, flimmerten, wo der sanfte Sonnenglanz sie traf, wie Silber.

Alle diese Schönheit lag offen vor den Augen des jungen Mädchens, aber sie sah nichts davon, denn Thränen wie die ihrigen sind ein Schleier, der blind macht auch für die höchste Lieblichkeit der Natur. In ihre Ecke gedrückt saß sie da und weinte, als wolle sie sich die Seele ausweinen.

„Bitt' schön, Jungferl!“ rief plötzlich eine Stimme zu ihrem hohen Sitze hinauf. Sie hatte nicht gemerkt, daß der Wagen schon beim Hagenwirth hielt. Der geistliche Herr und der Kutscher kannten seinen guten Wein, und benutzten die Gelegenheit, sich zu stärken.

„Bitt' schön!“ wiederholte die Stimme. Es war der Kutscher, ein stämmig und lustig aussehender Bursche, der ihr ein gefülltes Glas hinaufreichte. „Trink', Dirndl, dös gibt an bessern Humor.“

Sie trank ein wenig und gab ihm dankend das Glas zurück. Er wagte keine weitere Bemerkung; ihr Anblick forderte nicht dazu auf. Einige Touristen, die aus der Vorderriß kamen und schon wartend vor der Thür des

Gasthauses standen, stiegen ein, und es entspann sich zwischen ihnen und dem Geistlichen eine lebhafte Unterhaltung.

Regerl auf ihrem einsamen Vorderplatz hörte und sah nichts von dem, was im Innern des Wagens vorging. Wenn sie einmal vor sich hin oder in die Ferne blickte, so geschah es nur mechanisch. Der Wald wurde immer dichter und feierlicher. Der Bach hatte seinen Lauf schon nach Süden genommen durch unzugängliche Regionen, um sich in dem melancholischen Revier von Fall mit der Isar zu verbinden. Auf den Felsen zu beiden Seiten des Weges standen unbeweglich die Tannen, und nur der zauberisch blaue Aether über ihren schwärzlich-grünen Kronen und das zitternde Sonnenlicht über den moosigen Felswänden gab Kunde von einer heiteren Welt da draußen. —

Drei volle Stunden hatte die Fahrt gedauert, als der Weg ziemlich steil bergan führte und die Insassen des Stellwagens ausstiegen, um es den Pferden leichter zu machen. Regerl beugte fragend den Kopf vor, was der Kutscher, der den Anderen mit gutem Beispiel vorangegangen war, kaum bemerkte, als er sie auch schon herabhob und auf den Boden setzte.

„Frisch vorwärts, auf eigenen Füßen, Dirndl! Wegen den Rossen ist's mir gleich, aber ich mein', daß a bissel Bewegung Dir gut thun wird."

„Schon recht!" erwiederte sie gelassen. Die Touristen, den Geistlichen in der Mitte, schritten rüstig voran, ohne sich nach ihr umzusehen. Sie folgte langsam dem Wagen, wußte sie doch, daß in dem nahen Dörfchen Kreuth eine halbstündige Rast gehalten ward. In wenig Minuten sah sie sich allein und schlug einen abstürzenden Fußpfad ein, der über einen von einer Quelle durchrieselten Wiesenfleck führte und sich dann im dunklen Tannicht verlor.

Auf der kleinen Wiese blühten in dichten Gruppen Vergißmeinnicht, ihre Freundinnen vom Achenbach her,

an die sich so viel süße und traurige Erinnerungen knüpften. Sie pflückte einen Strauß davon, und indem sie die Stiele mit einem geschmeidigen Grashalm umwickelte, begannen ihre kaum versiegten Thränen auf's Neue zu fließen.

Es war still um sie her, so still, wie es nur im tiefen Bergwalde sein kann. Das Gemurmel der Quelle erstickte im hohen Grase, der Ruf eines Vogels verlor sich in dem Labyrinth der Bäume fast bis zur Unhörbarkeit und aus weiter Ferne her tönte Gesang, der sich mehr und mehr näherte. Seltsam berührte der helle Ton das Mädchen, so daß sie plötzlich gespannt aufhorchend stehen blieb. Ihre Augen öffneten sich weit und hefteten sich auf den Punkt, wo der Pfad in's Dickicht mündete.

Von dorther kam der Gesang. Immer deutlicher wurde er, immer heller. Ihr schwindelte und sie preßte die Hand auf's Herz. Im Traum und im Wachen hatte sie diese Töne so oft gehört, das schöne, schreckliche Lied, das damals der Emri gesungen. Jetzt verstand sie schon die Worte:

„Wenn i d' Wolken schön bitt':
‚Nehmt's mi mit, nehmt's mi mit!'
Fliegen's fort wie der Wind,
Und lassen mi hint!
Bin gar weit umma g'rennt,
In der Welt ohne End'
Hab' i g'suacht her und hi,
Find' koa Dirndl wie Di'.
Jedem Baum hab' i's klagt,
Jeden Bach hab' i g'fragt,
Wie's da geht, was Dir is,
Ob Du denkst an mi' g'wiß.
Und die Bäumerl haben g'rauscht —"

Es ist seine Stimme, nur viel stärker und voller; sie muß es sein, denn keine andere ist süßer, weicher; keine dringt so zum Herzen, wie die seine.

Regerl steht da und zittert, den Blick wie vorhin auf den freien Punkt in der Tannenwand geheftet. Jetzt tritt ein junger Bursch mit schnellem Schritt aus dem Dunkel hervor. Sie jauchzt auf und stürzt ihm entgegen.

„Emri! Emri!"

Er verstummte mitten im Wort und blieb wie angewurzelt stehen.

„Emri, Du bist nit todt — bist nit krank? Und so frisch und g'sund!" Und als er vor Ueberraschung und Freude immer noch sprachlos blieb, streckte sie ihm unter Lachen und Weinen den Vergißmeinnichtstrauß entgegen.

Als die Blümlein seine Hand berührten, kam er aus seiner Betäubung zu sich. „Regerl! Herzenslieb! Ist's wahr? Kann's möglich sein?"

„Und Du? Ist's wirklich der Emri, den ich hier vor mir seh'?"

„Bin auf dem Weg zu Dir!"

„Emri! Emri!"

Sie fielen einander in die Arme, und sie ließ es geschehen, daß er sie küßte — ungezählte Male.

„Aber Deine Stimm'," fragte sie endlich, „die war doch dahin?"

„Hab' sie wiedergefunden im Wald, im frischgrünen Wald." Und er ließ einen Juchzer los, daß ihr Herz hüpfte, und sie entzückt mit einstimmte.

„Der Herrgott hat ein Wunder gethan!" sagte sie dann mit einem Blick voll inbrünstigen Dankes zum Himmel.

„Jetzt, Madel," sprach Emri, „was treibst Du hier? Ist Niemand bei Dir?"

„Die Bachbäuerin hat mich fortgejagt wegen Deiner. Bin auf der Reis' nach Tegernsee zur Schneidertanten; dort soll ich bleib'n, weil ich nach Zell war, um nach Dir zu frag'n."

„Du treues Herz, wie kann ich Dir so viele Lieb' vergelten?"

„Verlaß mich nimmer! Das sei die Vergeltung!"

„Sei ruhig, Herzensschatz, jetzt bist mein! Den möcht' ich seh'n, der Dich mir rauben könnt'! I hab' jetzt Muth, es mit der Bachbäuerin und der ganzen Welt aufzunehmen!"

„Ich glaub's, wenn ich Dich nur anschau'!" rief sie mit einem strahlenden Blick auf den schönen Burschen, dem die Gesundheit und Lebensfreudigkeit aus den Augen leuchtete. Nun eine neue Umarmung, neue Liebesversicherungen und Küsse.

Endlich tauchte Regerl die Erinnerung an den Stellwagen auf, der inzwischen in Kreuth angelangt sein mußte. Aber so sehr sie sich auch beeilten, kamen sie doch zu spät, und nachdem sie ein wenig gerastet hatten, machten sie sich zu Fuß auf den Weg nach Tegernsee, das noch zwei Stunden entfernt war.

Das war eine wonnige Wanderung durch Tannenwald und über grüne Matten. Hand in Hand schritten sie dahin, so leicht, als fühlten sie nicht den Boden unter ihren Füßen. Und unterwegs erzählte Emri dem Regerl seine Geschichte.

„Als ich dazumal in Achenkirch aus dem Haus gerannt bin, war mein einz'ger Gedanke der Wald. Wollt' mich drinnen verbergen, wie der angeschossene Hirsch, der in's Tannicht läuft und sich drinnen verblutet, wo Keiner ihn seh'n kann. Hab' dort in der finstern Nacht mein Haar g'rauft, hab' geschrie'n vor Jammer um meine verlorene Stimm', um meine verlorene Lieb', um mein verlorenes Leben. Mir graut's noch heut', denk' ich an jene Nacht. Am Morgen bin ich weiter, ohn' zu fragen wohin. Gegen Abend hab' ich Hunger gespürt, und als mich der Zufall zum Isarstrom führt, und ich seh', wie das Wasser die Hölzer thalab schwemmt, fällt's mir ein, daß

der Holzmeister 'leicht ein Paar Händ' mehr brauchen dürft' in der Arbeit. Ging zu ihm nach Lenggries, und auf mein ehrlich Gesicht nahm er mich sofort in Dienst, und 's hat sich gefügt, daß der Tannenschlag zum Bezirk des Oberförsters gehört, der mir aus Achenkirch bekannt war. Da geschah's ganz natürlich, daß er einmal hinaufgestiegen kam, und wie er mich unter den anderen Holzknechten schaffen sah, hat er seinen Augen nit trauen wollen; aber ich darf sagen, 's hat ihn rechtschaffen gefreut. Nur wollt's ihm nit eingeh'n, daß ich just holzen thät, weil die Arbeit viel Kraft verlangt, und ich bleich und krank ausgeschaut hab' zum Erbarmen. D'rauf hab' ich gesagt, da 's mit dem Singen vorbei sei, wär's mir gleich, ob ich mein arm's Leben mit Holzen oder mit Steinklopfen oder Kiesgraben hinbringen thät, und als ich so gered't hab', konnt' ich's nit lassen, ich mußt' weinen, weil mir die ganze Vergangenheit gar so lebendig vor Augen trat. Da hat der liebe Herr mich gar freundlich getröstet; und ich mußt' ihm versprechen, am Schluß der Wochen zur Oberförsterei zu geh'n und ihm als Bursch zu dienen. Selbiges hab' ich gethan und 's nimmer bereut, denn er war z'frieden mit mir und hat mir Vorschuß gegeben, damit ich meinem kranken Vater in Zell das Nöthige schicken konnt'. Der Herbst kam und verging, dergleichen der Winter, und immer hab' ich tapfer gearbeitet, um mein Unglück zu vergessen, hab' Keinen in mein Herz schauen lassen, wie schwer es auch war. Als aber der Frühling kam, hat mein Muth mich verlassen. Wenn ich im Wald die Vögerln singen hört' und die Quellen rauschen und geseh'n hab', wie die Blümerln aus dem Grün gar so herzig zu mir aufschauten kam eine übergroße Traurigkeit über mich, und ich hätt' am liebsten den Stutzen genommen und gegen mein Herz gekehrt, damit die ganze Noth zum Schluß käm'.

In der letzten Maiwochen hat mein Herr mich mit 'ner Botschaft zum Förster nach Fall geschickt, und als ich's ausgericht' hatt', ging ich in's Wirthshaus, um zu rasten und ein Glas Wein zu trinken. Die Bauernstub' saß voll Holzer und Flößer, Finanzer und Jager, und haben geplauscht und seelenvergnügt gezecht. Plötzlich hör' ich da einen Namen, bei dem mir's Herz wüst zu pochen beginnt.

„Willst Du im Ernst zur Eh' schreiten," sprach ein Bauer aus Achenwald zum andern, „so wünsch' ich Dir ein Glück, wie dem neuen Bachbauern in Achenkirch sein's. Freilich hat er achttausend Gulden in den Hof gebracht, aber dös is wenig bei dem Geld von der Frau."

„Geld hat's g'nug auf dem Bachhof," sprach der Andere, „doch mein' ich, die Bäuerin schaut nit aus, als schlüg' das Glück bei ihr zum Dach 'naus."

„Sie mag ihren Geldsack fein zuhalten vor dem Prenner! Bei dem langen Herumwandern draußen hat er sicher den Gusto am soliden Leben verloren."

„Na, na, der Haken sitzt anderswo! Sie hat halt argen Verdruß mit dem Madel. Selbige hat eine thörichte Lieb' und will von keiner anderen Heirath 'was wissen."

Das haben die beiden Achenwalder g'sprochen, und die Kellnerin gab auch noch ihr Theil dazu. „Die Lieb' fallt halt nit immer auf ein Rosenblatt, sie fallt auch zuweilen auf 'nen Distelstrauch."

„Guten Abend wünsch' ich allerseits!" hab' ich g'sagt, und bin davon. Von Allem, was ich gehört' hab', is mir Eins wie Musik im Ohr geklungen: „Das Madel hat eine thörichte Lieb' und will nit davon lassen!"

Von der Waldstraßen bin ich auf eine Höh' gestieg'n, wo man in der Fern' die Berge vom Achenthal sieht, das Sonnenwendjoch und die schroffe Senkarspitz. Und als ich droben steh' und 'nüber schau', packt mich die Sehnsucht,

und ich streck' meine Arm' aus und ruf' laut einen Namen: ‚Regerl! Regerl!' Doch wie wird mir da? Woher kommt der helle Schall? Wer hat gerufen? Meine eigene verdorbene Stimm' kann's nit g'west sein. ‚Regerl! Regerl! Herzenslieb!' ruf' ich noch einmal. Ja, bin ich bei Sinnen? Wie klingt der Ruf so stark, so klar!

‚Zu Dir zieht's mi hin,
Wo i geh', wo i bin.'

Das ist schon halb gesungen, und der Ton steigt voll und rein in die Luft. Ist ein Wunder gescheh'n? Kann ich wieder singen? Wohlan, ich wag's! Keiner hört's, d'rum kann Keiner lachen!

‚Hab' ka Rast, hab' ka Rua,
Bin a trauriger Bua!'

Welch' eine starke, prächtige Stimm'! Begreif's, wer's kann! Jetzt ein Jodler! Das Herz im Leib hat mir gelacht, denn die Stimm' ist mein, der Sänger bin ich, der Emri!

Auf meine Kniee hab' ich mich geworfen und Gott meinen Dank gestammelt, dann bin ich vom Berg und heim. Gesprungen bin ich und meinen Hut hab' ich hoch in die Luft geworfen, und den Juchzer, als ich auf dem Hof ankam! Saß mein Herr just im Bureau bei der Schreiberei, und wie ich die Thür aufreiß und 'neinruf: „Jetzt, Herr Oberförster, sollen Sie rathen, was Sie nit wissen thun!" dreht er sich um und spricht ganz erstaunt:

„Aber, Emri, dies ist halt eine völlig neue Weise von Dir! Wie schaust Du gleich aus? Hast etwa einen weißen Hirsch geseh'n oder gar einen Schatz gefunden?"

Nachher hab' ich ihm meine Wundergeschicht' erzählt und zur Beglaubigung ein Liedl gesungen. Die Augen, die er gemacht hat! Er hat mich umarmt und ich hab' ihn umarmt. Dann sagte er: „Emri, lieber Bub', es ist wahr und nicht zu bezweifeln, Deine Stimm' hat sich

wiedergefunden. Die lange Schonzeit und unsere kräftige Waldluft haben sie kurirt. Niemand kann sich über Dein Glück mehr freuen, als ich. Ich sehe schon, wie's kommen wird: ich verliere einen geschickten und treuen Arbeiter, aber Tirol gewinnt seinen besten Sänger zurück, und es wär' unrecht, wenn ich ihm den nicht gönnte!"

Darauf haben wir überlegt, was zu thun sei, und schon am nächsten Tag bin ich nach München, wo ich wußt', daß ein Unternehmer Sänger zum Herbst sucht. Der hat mich auch sofort kontraktmäßig für gutes Geld geworben, und mit dem Schein im Sack bin ich auf dem Weg nach Achenkirch. Die Bachbäuerin mag sagen, was sie will, aber daß ich eine Frau ernähr'n kann, werd' ich ihr beweisen."

„Aber nicht heut'!" bat Regerl mit angstvollem Ausdruck. „Heut' wollen wir ganz glücklich sein. Mir ahnt, daß Du einen großen Streit mit ihr bekommst, und daß sie nit will."

„Dann wirst Du mein ohne ihren Segen. Da wir unserer Liebe sicher sind, können wir's ohne sie wagen."

„Mit Dir wag' ich Alles!"

— — — — — — — — — — — — —

Der Emri brachte sein Regerl an demselben schönen Morgen in Sicherheit bei der Schneidertante, und trat am nächsten Tage den schweren Gang nach Achenkirch an. Aber diese Mühe hätte er sparen können. Die Bachbäuerin erwiederte auf seine Frage, daß sie ihre Pflegetochter nur einem Mann mit sicherem Brod geben würde, oder keinem. —

Im Hochsommer führte Emri seinen Schatz als seine Frau in eines der traulichen, in Linden und Tannen eingenestelten Häuschen von Kreuth, auf dessen blumenreichen Matten die Vergißmeinnicht vorherrschen. Da konnte es Keinen wundern, daß immer nur ein Strauß von ihnen

den kleinen Hausaltar der jungen Eheleute schmückte, und der Grund dieses lieblichen Opfers blieb ihr Geheimniß.

Die Schneidertante siedelte mit ihnen hinüber, um Regerl während Emri's Reisezeit zu beschützen und mit ihr zu hausen.

Etwa einen Monat nach der Hochzeit brachte die Post einen schwerwiegenden Brief für Regerl. Es war ein Sparkassenbuch über zwölfhundert Gulden und kam von dem Prenner. Aus dem Büchlein fiel ein beschriebenes Blatt mit folgendem Inhalt:

„Liebes Regerl!

Du bist ein gut's Herz, ein besseres, als ich gemeint, daß in der Welt zu finden sei, d'rum wird Dir leid sein, was ich Dir sagen will. Hoff' aber, daß just Du mich keinen Lump schelten wirst, denn auch Du hast Dein Kreuz gehabt mit der Bachbäuerin und kennst Dich aus mit ihr. So hör' denn, daß ich keine Freud' mehr mit ihr hab', d'rum will ich wieder als Sänger in die weite Welt — heimlich natürlich. Sie sollt' Dir, hab' ich gewollt, von dem vielen schweren Geld, das der Bachbauer ihr hinterlassen, bei Lebzeiten ein paar tausend Gulden geben, weil das sein Wille gewesen ist, wenn schon nit gerichtlich, und Deine Heirath erlauben, aber sie blieb hart wie ein Stein. Da hab' ich ihr gedroht, davon zu gehen, weil mir so eine Schändlichkeit in der Seelen verhaßt ist. ‚Sell' mag Dir Eine glauben, die dümmer ist, als ich,' hat sie gesprochen; ‚den Bachhof kannst nit einpacken und mitnehmen, d'rum wirst Du fein bleiben, wo Du bist.' Aber bleiben hab' ich nimmer mögen, fort muß ich, oder ich verlier' den Verstand. Mein Leben ist verpfuscht durch eigene Schuld, das streit' ich nit, und durch ihre Schlechtigkeit und ein Drittes, was ich verschweigen muß.

Jetzt hat sie ihren Lohn! Die Frau von einem weggelaufenen Mann — damit kann sie keinen Staat machen!

Die Achenkirchner wer'n sprechen: ‚Der Prenner is a Taugenix!' aber die Bachbäuerin bedauern wer'n sie nit.

Behüt' Dich Gott, lieb's Regerl, und das Büchel ist ein Andenken an

Deinen aufrichtigen Freund

Aloys Prenner."

Das war ein Schreck, der die Freude der beiden jungen Leute über das glänzende Geschenk zunächst ganz in den Hintergrund drängte. Regerl wollte sich sogleich nach Achenkirch aufmachen, um zu sehen, ob die Bachbäuerin nicht ihrer bedürfe, denn kreuzunglücklich müsse sie sein, meinte sie. Aber Emri rieth ihr davon ab.

„Verderben wird sie sicher nit," sagte er. „Es war keine rechte Lieb' zwischen ihr und dem Prenner, sonst wären sie fein beisammen geblieben."

Er hatte Recht. Die Bachbäuerin lebte weiter, ohne einer Menschenseele ihr Unglück zu klagen und sich trösten zu lassen. Die Dorfleute behaupteten sogar, daß sie den Kopf noch höher trüge, denn zuvor. In ihr Inneres konnten sie freilich nicht blicken. Gut mag es wohl nicht darin ausgesehen haben.

Zwei Jahre später traf in Achenkirch ein amtliches Schreiben aus Hamburg mit der Nachricht ein, daß der Prenner daselbst gestorben sei. Der Brief enthielt zugleich die nebensächliche Bemerkung, er habe dort keinen löblichen Wandel geführt. Und dies wird leider wohl wahr gewesen sein.

Eines aber ist eine fest verbürgte Thatsache: der Emri und sein Regerl sind so glücklich, wie zwei brave Herzen durch gegenseitige Liebe und Treue nur werden können.

Staatsgeheimnisse.

Historische Novelle

von

M. Barack.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem regnerischen Aprilmorgen des Jahres 1624, als vor einem der unscheinbarsten Häuser des Faubourg St. Germain, dem damals schon vorzugsweise vom französischen Adel bewohnten Pariser Stadttheile, eine Sänfte hielt, die zu jener Zeit das Hauptbeförderungsmittel für Personen bildete, da es noch keine Miethkutschen gab. Ihr entstieg die Gestalt eines in einen langen dunkeln Mantel gehüllten, etwa vierzigjährigen Herrn, der alsbald nach dem verschlossenen Portale des Hauses schritt, und mit dreimaligem, kräftigem Schlage des daselbst angebrachten Klopfers Einlaß begehrte. Nach einigem Zögern öffnete sich auch die Thür, und der Herr schritt, ohne sich mit einer Frage an den in eine verblichene Livree gekleideten Pförtner aufzuhalten, an diesem vorüber und stieg die zum ersten Stockwerke führende Treppe empor. Hier, auf einem kleinen Vorplatze, entledigte er sich mit Hilfe eines ihn empfangenden Dieners seines Mantels und des Hutes, der den schönen, ausdrucksvollen Kopf mit seinem lang wallenden Lockenhaar und dem wohlgepflegten Schnurr- und Kinnbart à la Henri quatre bedeckte. Der Fremde hatte ein festes, sicheres Auftreten

und ertheilte in kurzer, befehlshaberischer Art und Weise dem Diener den Auftrag, ihn seiner Herrin anzumelden.

Obgleich die gewöhnliche Empfangsstunde der Frau Gräfin v. Caraman noch nicht gekommen war, schien der Lakai doch zu erkennen, daß hier wohl „ein Ausnahmefall“ vorliege, dem gegenüber die anbefohlene Verleugnung der Dame unstatthaft wäre. Er beschränkte sich darum darauf, sich tief zu verbeugen mit der Frage, wen er die Ehre habe, der Frau Gräfin anmelden zu dürfen.

„Melde den Herrn Armand!“ erwiederte der Besucher kurz.

Der Lakai schnellte in die Höhe bei diesem sehr bürgerlich klingenden Namen. „Armand?“ fragte er wie zweifelnd, ob er sich bezüglich des „Ausnahmefalles“ nicht vielleicht doch einer Täuschung hingegeben habe.

„Armand — ja!“ lautete die etwas unwirsch gegebene Antwort. „Eile Dich, Bursche!“

Keinen Widerspruch wagend, öffnete der Diener die in einen etwas dürftig eingerichteten Salon führende Flügelthür und ließ den „gnädigen Herrn“, der sich offenbar unter dem schlichten Namen verbarg, eintreten. Dann verfügte er sich sofort in das angrenzende Gemach und kehrte nach wenigen Augenblicken wieder mit dem Bescheide, die Frau Gräfin lasse den Herrn Armand bitten, sich gefälligst zu ihr in's Boudoir zu bemühen.

Mit ausgestreckten Händen kam die Frau Gräfin v. Caraman, eine junge, etwa fünfundzwanzig Jahre zählende Wittwe von blendender Schönheit, ihrem Besuche entgegen. „Welche Freude für mich,“ rief sie aus, „Sie bei mir zu sehen!“ Und sofort in einen scherzenden Ton fallend, fügte sie lächelnd mit einer gezierten Verbeugung bei: „Welcher glückliche Zufall verschafft meinem Hause die unverhoffte Ehre, den Herrn Jean Armand du Plessis, Seigneur de Richelieu, die künftige rechte — und linke

Hand Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Königs Ludwig's XIII. beherbergen zu dürfen?"

Der also Begrüßte, der nachmalige allmächtige Minister und Herzog von Richelieu — denn kein Geringerer war der Besucher der schönen jungen Frau — beugte sich lächelnd nieder auf die ihm gereichte Hand der Gräfin, drückte galant seine Lippen auf dieselbe und erwiederte, den scherzhaften Ton der Dame nachahmend: „Nicht der Zufall ist es, der mich in's Haus der schönsten und geistreichsten Frau von ganz Frankreich führt, sondern der Wunsch, ihr die Ausdrücke meiner aufrichtigsten Bewunderung zu Füßen zu legen!"

Die Gräfin lachte laut auf. „Das klingt sehr liebenswürdig, jedoch hat der geistreichste Mann von ganz Frankreich wohl nicht bedacht, daß — wenn dies der alleinige Grund seines Hierherkommens gewesen wäre — er wohl nicht nöthig gehabt hätte, sich als ‚Herr Armand' anmelden zu lassen. Nein, gestehen Sie, lieber Freund, es führt Sie ein anderer, ein diplomatischer Grund hierher — Diplomaten werden ja stets von diplomatischen Gründen geleitet — Sie haben mir entweder irgend eine wichtige Mittheilung zu machen, oder für ein geplantes staatsmännisches Unternehmen meine Mitwirkung zu erbitten. Ist's nicht so, mein Herr Minister der Zukunft?"

Der angehende Staatsmann*) stellte sich, als ob ihn die Worte der geistreichen Dame in Verwirrung gebracht hätten. „Sie sehen mich beschämt, Gräfin," sprach er, fast schüchtern den Blick vor den forschend auf ihn gerichteten schwarzen Feueraugen der schönen Frau niederschlagend, „wahrhaft tief beschämt, daß ich als angehender Diplomat so wenig im Stande war, meine Gedanken

*) Richelieu war Anfangs des Jahres 1624 durch Herrn v. Vieuville in den Staatsrath gebracht worden, doch hatte er daselbst, da der König seinem Ehrgeiz mißtraute, während der ersten Zeit keine Stimme.

vor Ihnen zu verhüllen. Um mich hierfür zu bestrafen, mögen Sie darum ohne weitere Umschweife erfahren, daß Sie vollkommen Recht haben, daß ich wirklich in einer hochwichtigen politischen Angelegenheit zu Ihnen gekommen bin, bezüglich welcher ich des Rathes und des Beistandes meiner geistreichen Freundin bedarf. Frauenrath ist uns Männern ja häufig unentbehrlich, besonders wenn es sich um — eine Intrigue handelt, denn hierin sind die Frauen uns stets überlegen!"

„Eine Intrigue?" fragte die Gräfin gespannt. „Es handelt sich also um eine Intrigue?"

Richelieu nickte bedächtig mit dem Kopfe. „Um eine politische Intrigue," sprach er, „in welcher ich Ihnen eine Hauptrolle zugedacht habe. Erfahren Sie also — doch," unterbrach er sich plötzlich, „sind wir auch völlig allein und unbelauscht?"

Statt aller Antwort eilte die Gräfin an die zum Salon führende Thür und schob die dieselbe abschließende Portière zurück. Der Diener, welcher „den Herrn Armand" angemeldet hatte, befand sich, anscheinend mit Aufräumen beschäftigt, in dem Gemache. „Jean," befahl ihm die Dame, „unterbrechen Sie Ihre Arbeit und verlassen Sie den Salon. Halten Sie Wache auf dem Vorplatz und sorgen Sie, daß kein Besuch — wer es auch sei — meine Unterredung mit Herrn Armand stört. Niemand wird vorgelassen — ich habe Migräne und liege zu Bette; verstehen Sie?"

Der Lakai verbeugte sich und verließ, ein spöttisches Lächeln kaum unterdrückend, das Gemach. Die Gräfin aber kehrte zu Richelieu zurück, geleitete ihn zu einem Armstuhl und forderte ihn, ihm gegenüber in einem ebensolchen Stuhle Platz nehmend, zum Reden auf.

„Sie wissen, Gabriele — denn ich hoffe, die Gräfin v. Caraman gestattet mir noch diese vertrauliche Anrede,

die mir früher dem Fräulein v. Montbars gegenüber erlaubt war —"

„Gewiß!" erwiederte die schöne junge Frau, indem sie ihm die Hand bot, „erinnert sie mich doch an eine Periode meines Lebens, in der ich allein glücklich war: an die Zeit meiner ersten und einzigen Liebe zu dem Lieutenant Marquis v. Chillon.*) Reden Sie mich darum immerhin mit meinem Vornamen an; ich werde dagegen zum Beweise unserer ungetrübt verbliebenen Freundschaft mir gestatten, Sie wie früher Armand zu nennen!"

Nochmals küßte der ehemalige Lieutenant der einst Verehrten die Hand und begann dann neuerdings: „Seit dem Tode des Herrn v. Luynes und meiner eigenen Berufung in's Kabinet ist es mein Bestreben gewesen, alleiniger Leiter der Staatsgeschäfte zu werden, zum Heile meines Vaterlandes, dessen Förderung mein einziger Ehrgeiz ist. Aber noch ist mir dies nicht gelungen. Der König, der — ich verhehle mir dies nicht — nur ungern meinen von der Königin-Mutter betriebenen Eintritt in den Staatsrath bewilligte, scheint meine Talente zur Führung des Staatsruders anzuzweifeln. Ich muß ihm den Beweis liefern, daß ich solche wirklich besitze, und zwar dadurch, daß ich die Macht der Großen im Lande, die in ihren Herrschaften, Statthalterschaften und festen Plätzen dessen eigentliche Herren sind, beschränke und sie wieder zu dem mache, was sie sein müssen: Vasallen und Unterthanen Frankreichs und seines Königs!"

„Ein hohes und nicht leicht zu erreichendes Ziel," unterbrach ihn die Gräfin. „Ich fürchte, Sie werden auf dem Wege dahin auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen!"

„Ich werde es erreichen," erwiederte Richelieu zu-

*) Diesen Namen führte Richelieu, so lange er Artillerieoffizier war.

versichtlich, „werde es sicher erreichen, wenn es mir nur erst gelingt, die Gunst des Königs in solchem Maße zu erlangen, daß ich fest und sicher auf meinem Platze stehe und, gefeit gegen offene und geheime Angriffe meiner zahlreichen Feinde, gegen jene eigentlichen Gewalthaber in Frankreich vorgehen kann. Dies, die Erlangung der königlichen Gunst, ist mir darum vor Allem nöthig. Sie wird mir zu Theil werden, wenn ich im Stande bin, dem König ein ihrer würdiges Gegengeschenk zu bieten durch die Vergrößerung seines Landes mittelst meiner staatsmännischen Kunst oder — um offen zu sein — einer diplomatischen Intrigue, deren Durchführung ich Ihnen anvertrauen möchte, Gabriele — natürlich gegen Zusicherung jedes persönlichen Vortheils, den Sie selbst als wünschenswerth bezeichnen würden!"

Die Augen der schönen Frau leuchteten auf. Sie war nur sehr mäßig mit Glücksgütern gesegnet, und jetzt eröffnete sich ihr durch das Versprechen des Besuchers plötzlich die Aussicht auf die Möglichkeit der Erlangung des ersehnten Reichthums — eine Aussicht, für welche sie Alles zu thun bereit war. „Bitte, fahren Sie fort," sprach sie darum mit nicht verhehlter Begierde, die in der Intrigue ihr zugedachte Rolle zu erfahren.

Herr v. Richelieu sah mit Vergnügen die Wirkung, welche seine letzten Worte auf seine schöne Freundin hervorgebracht hatten. Er kannte sie zu genau, als daß er jetzt noch von ihr eine Weigerung, auf seine Pläne einzugehen, befürchtet hätte. Nach einer kurzen Pause fuhr er deshalb, ihrer Aufforderung Folge leistend, zu reden fort:

„Als dieses für den König und Frankreich zu erwerbende Objekt habe ich das Herzogthum Lothringen in's Auge gefaßt. Schon König Heinrich II. hat — wie Sie ohne Zweifel wissen — im vorigen Jahrhundert Theile dieses schönen und reichen Landes losgerissen und insbe-

sondere die Bisthümer Metz, Toul und Verdun mit Frankreich vereinigt. Den noch immer ansehnlichen Ueberrest zu erwerben, bietet sich nun in voraussichtlich kurzer Zeit — wie Sie sogleich sehen werden — eine treffliche Gelegenheit. Herzog Heinrich mit dem Beinamen ‚der Gute' ist alt, krank und ohne männliche Leibeserben. Erbin des Landes wird nach seinem wohl bald eintretenden Tode seine Tochter Nikoläa sein, eine Dame, die ebenso unschön als geistig beschränkt ist. Gleichwohl soll sie in nächster Zeit die Gattin ihres Vetters Karl von Lothringen werden, der hierdurch rechtmäßiger Nachfolger seines Oheims und Schwiegervaters in der Regierung würde. Dies aber muß verhindert werden, denn Herzog Heinrich hat noch eine zweite Tochter Claudia, die in jeder Beziehung das Gegentheil ihrer älteren Schwester ist. Sie ist ebenso schön als geistreich, liebenswürdig und energisch im Handeln. Sie ist also weit mehr zur Herrscherin geboren, als ihre Schwester Nikoläa und — meinem Plane zufolge soll sie es auch werden: sie soll die Gattin des Herzogs Gaston von Orleans werden, des Bruders und einstigen Nachfolgers unseres Königs. Diesem ihrem Gatten aber soll Claudia als Morgengabe das Herzogthum Lothringen zubringen, welches dadurch an Frankreich fällt. — Sie verstehen mich doch, Gabriele?"

„Vollkommen!" erwiederte diese. „Nur Eines ist mir nicht ganz klar: wie Sie zu verhindern gedenken, daß Prinz Karl seine Base Nikoläa heirathet —"

„Dies soll keineswegs verhindert werden!"

„Aber dann verstehe ich nicht, wie Nikoläa's Gatte von der Thron- und Regierungsnachfolge ausgeschlossen werden soll?"

„Nicht?" lächelte Richelieu. „Die geistreichste Frau Frankreichs sollte nicht wissen, auf welche Weise dies erreicht werden kann? Wohlan, ich will es Ihnen sagen:

das junge Paar muß am Hochzeitstage selbst — oder wenigstens möglichst bald nachher — dauernd entzweit werden!"

„Am Hochzeitstage — entzweit?"

Der Staatsmann nickte bestätigend mit dem Kopfe.

Die Gräfin sah ihn forschend mit ihren wunderbaren Augen an. „Wird es so leicht sein, diese Entzweiung herbeizuführen?" fragte sie.

„Ihnen wird es nicht schwer fallen, Gabriele!"

„Mir?!"

Richelieu nickte abermals mit dem Kopfe. „Der mit Geist gepaarten Schönheit wird es leicht sein, über Beschränktheit und Häßlichkeit zu triumphiren!" sprach er bedeutungsvoll.

Unwillkürlich erröthete die schöne Frau. „Ich glaube — ich fange an, Sie zu verstehen!" erwiederte sie.

„Ich zweifle nicht daran!"

„Ich soll den Prinzen — seiner Gattin abwendig machen?"

Richelieu nickte zustimmend.

„Soll ihr seine Liebe entziehen?"

„Wie klug sie sind!"

Die Gräfin sann einen Augenblick nach. Sie schien sich durchaus keine Gedanken zu machen über die Ehrlosigkeit der ihr zugemutheten Handlungsweise, nur über die Möglichkeit der Ausführung schien sie einigermaßen besorgt zu sein. „Wird mir's wohl gelingen, seine Liebe zu gewinnen?" fragte sie mehr sich selbst, als ihren Besucher.

„Wenn Sie sich fest vornehmen, sie zu gewinnen, wird es sicher geschehen!" antwortete er.

Die schöne Frau warf wie zufällig einen Blick in den ihr gegenüber hängenden Spiegel. Was sie dabei dachte, war unschwer zu erkennen, denn ein Lächeln der Befriedigung glitt über ihr Antlitz — die Lösung der ihr über-

wiesenen Aufgabe schien ihr jedenfalls nicht ganz unmöglich zu sein.

„Wie alt ist der Prinz?" fragte sie, ohne die Augen vom Spiegel wegzuwenden.

„Zwanzig Jahre!"

Das Lächeln der Gräfin nahm den Ausdruck sieghafter Sicherheit an: in dem genannten Alter waren — ihren Erfahrungen zufolge — junge Männer am leichtesten an den Triumphwagen einer schönen Frau zu spannen.

„Und in welchem Alter steht Prinzessin Nikoläa?" fragte sie wieder.

„Sie ist drei Jahre älter als ihr Bräutigam!"

Die Lippen der schönen Frau zuckten höhnisch: nicht einmal den Reiz der Jugend hatte „ihre Nebenbuhlerin", wie sie sie in Gedanken bereits nannte, vor ihr voraus.

„Sie sagten, sie sei häßlich — nicht wahr?" examinirte sie weiter.

„Und geistig beschränkt!"

„Das ist so viel wie ‚dumm', denn bei Prinzessinnen pflegt die Kritik in solchem Falle äußerst maßvoll zu sein," dachte die Gräfin. Auch in dieser Beziehung war darum ihr Sieg über Nikoläa zweifellos.

„Wenn der Prinz sich wirklich in mich verlieben sollte — was müßte dann weiter geschehen?" fragte sie jetzt, indem sie sich in ihrem Stuhle zurücklehnte.

„Dann, schöne Gräfin," erwiederte Richelieu mit einem wahrhaft dämonischen Lächeln, „hätten Sie dafür zu sorgen, daß der junge Prinz sich schwer — unheilbar mit Ihnen kompromittire!"

Die Gräfin runzelte die Stirne. „Wie?" rief sie. „Ich soll meinen guten Ruf auf's Spiel setzen?!"

„Bitte, theuerste Gabriele, fassen Sie dies nicht allzu tragisch auf," gab Jener mit kaum verhehltem Hohne zur Antwort. „Wer gewinnen will, muß stets einen ent-

sprechenden Einsatz wagen. Uebrigens ist es ja durchaus nicht nothwendig, daß dieser Einsatz bei dem Spiele in Wahrheit verloren gehe; es genügt vollkommen, wenn der junge Ehemann sich so bloßstellt, daß es zwischen ihm und seiner Neuvermählten — die nebenbei gesagt sehr heftigen Temperamentes sein soll — zu lebhaften Erörterungen und zum vollständigen Bruche kommt. Sie wird sich infolge dessen von ihm trennen und — da sie keine zweite Ehe eingehen darf — sich zurückziehen; ihr Vater, Herzog Heinrich der Gute, aber wird den pflichtvergessenen Eidam von der Erbfolge ausschließen und diese selbst wird auf seine zweite Tochter Claudia oder vielmehr auf ihren Gemahl, den Herzog von Orleans, den künftigen König des um das schöne deutsche Herzogthum vergrößerten Frankreichs gelangen. — Was sagen Sie zu diesem Plane?"

„Daß er bewunderungswürdig ist und — ich deshalb gerne meine Mithilfe zur Ausführung desselben biete!" erwiederte die Gräfin. „Nur Eines möchte ich vorher noch feststellen."

„Was?"

„Sie sprachen — wenn ich nicht irre — von persönlichen Vortheilen."

„Gewiß!"

„Welcher Art würden diese sein?"

Richelieu that, als ob er sie nicht verstehe. „Sie würden sich vor Allem der Neigung eines der schönsten und liebenswürdigsten Männer unserer Zeit erfreuen, denn beides ist Prinz Karl von Lothringen."

„Pah!" machte die Gräfin fast verächtlich.

„Ueberdies," fuhr Richelieu lächelnd fort, „bekämen Sie vielleicht die Anwartschaft, die rechtmäßige Gattin des Prinzen zu werden."

Die Gräfin stampfte unmuthig mit dem kleinen zier-

lichen Füßchen auf das Parquet des Fußbodens. „Sie spotten meiner, Armand," rief sie aus. „Oder sollten Sie mir wirklich keinerlei Vortheile von — etwas greifbarerer Gestalt zu bieten haben?"

„Jenun, wenn Sie die schon gebotenen nicht für genügend halten sollten —"

Gabriele v. Caraman zuckte ungeduldig die Achseln. „Keineswegs!" sprach sie.

„Dann," fuhr Richelieu fort, „könnte ich Ihnen nur noch eine Jahrespension anbieten."

„Sieh, sieh — dies wäre schon etwas!"

„Oder, wenn es Ihren Wünschen vielleicht mehr entspräche, die einmalige Auszahlung einer größeren Summe."

„In welcher Höhe zum Beispiel?"

„Nehmen wir hunderttausend Franken an."

„Sieh, sieh!" wiederholte die Gräfin, indem sie scheinbar aufmerksam die Nägel an ihren rosigen Fingern betrachtete. „Aber sollte dieser Gewinn im Verhältniß zu meinem Einsatz nicht etwas zu gering sein?"

„Nun denn, verdoppeln wir die Summe!"

Die schöne Wittwe zupfte spielend an einer ihr Morgengewand zusammenhaltenden Schleife. „Das Verhältniß zwischen Einsatz und Gewinn scheint mir noch immer nicht das richtige zu sein!" sagte sie.

Richelieu biß sich auf die Lippen. „Ihr guter Ruf scheint Ihnen sehr — sehr theuer zu sein!" sprach er ironisch lächelnd.

„Gewiß!" erwiederte die Gräfin in überzeugendem Tone. „Was könnte einer Frau mehr werth sein, als ihr Ruf!"

„Sie haben Recht! Wohlan, so wollen wir nochmals fünfzigtausend Franken beifügen!"

Aber Gabriele schüttelte leise den schönen Kopf. „Fügen Sie sie bei und — verdoppeln Sie nochmals die ganze

Summe," sprach sie mit unentwegter Ruhe, „dann werde ich mich zur Uebernahme der Rolle, welche Sie mich spielen lassen wollen, bereit finden lassen!"

Richelieu schnellte in die Höhe. „Fünfmalhunderttausend Franken?" rief er mit fast komischem Entsetzen. „O — o! Sie sind sehr hart gegen einen alten Freund!"

„Und ich finde, daß Sie sehr — zähe gegen eine Freundin sind, die Sie einst so sehr geliebt hat."

„Bedenken Sie: eine halbe Million für eine Komödie —"

„Die Frankreich eine herrliche Provinz und Ihnen selbst das Portefeuille des ersten Ministers eintragen wird," unterbrach sie ihn. „Sollte diese Komödie, die solch beispiellose Erfolge haben wird, nicht das Fünf- und Zehnfache werth sein?"

„Sie sind eine treffliche Rechnerin, Gabriele," entgegnete Richelieu. „Aber —"

„Aber?" fragte die Gräfin mit ihrem süßesten Lächeln.

„Im Gedenken an eine frühere schöne Zeit —"

Sie seufzte und reichte ihm die Hand. „Nun?" fragte sie leise.

„Bewillige ich Ihr Verlangen, Gabriele!" erwiederte er mit einem Kusse auf diese zarte, wunderbar geformte Hand.

Ein Blitz der Freude leuchtete auf in dem Auge der Gräfin. „Wie gut Sie sind, Armand!" sprach sie. „Es ist also abgemacht?"

„Ja!" antwortete er.

„Und wann wird die Summe fällig sein?"

„An dem Tage, an welchem Prinz Karl sich mit seiner Gemahlin entzweit."

„Während der Hochzeitsfeierlichkeiten also?"

„Ja."

„Es soll geschehen — ich verspreche es!"

„Gut! Die die betreffende Klausel enthaltende Anweisung wird Ihnen morgen zugehen."

„Ich danke Ihnen, Armand!“ sprach die Gräfin.

„Wann werden Sie nach Nancy abreisen?“

Sie überlegte einen Augenblick. „Sobald ich im Besitze eines Empfehlungsschreibens bin,“ erwiederte sie sodann, „welches meine Annahme am lothringischen Hofe als erste Ehrendame der Prinzessin Nikoläa sichert!“

Richelieu nickte eifrig mit dem Kopfe. „Die Königin-Mutter wird wohl die Gnade haben, Ihnen ein solches auszustellen. Es soll Ihnen morgen gleichzeitig mit dem Bewußten zugehen.“

„Dann kann ich übermorgen abreisen.“

Der Besucher erhob sich. „Ich werde leider nicht in der Lage sein, nochmals bei Ihnen vorsprechen und glückliche Reise wünschen zu können,“ sprach er. „Sie wissen ja, die Zeit eines Staatsmannes ist beschränkt: gestatten Sie mir darum, Ihnen schon jetzt Lebewohl zu sagen.“

Auch die Gräfin stand auf. „Adieu — Herr Minister der Zukunft!“ sprach sie lachend und komisch-förmlich sich verbeugend.

„Adieu — Frau Prinzessin in spe!“ erwiederte er mit einem ziemlich deutlichen Anfluge von Ironie. Dann verbeugte er sich und schritt aus dem Gemache.

Auf dem Vorplatz fand er wiederum den Diener, welcher ihm wie früher beim Ablegen, so auch jetzt beim Wiederanlegen seines Mantels behilflich war. Er bemerkte dabei nicht das verschmitzte Lächeln dieses Menschen, denn sonst hätte er wohl Verdacht schöpfen und daran denken müssen, daß Diener in vornehmen Häusern außerordentlich scharfe Ohren haben. Aber ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, fiel Richelieu das Benehmen des Lakaien nicht auf. Er stieg die Treppe hinab und setzte sich wieder in die vor dem Hause wartende Sänfte. „Eine halbe Million,“ seufzte er leise vor sich hin, „eine volle halbe Million kostet mich der Scherz. Aber Gabriele wird

erreichen, was ich ihr aufgab. Das ist das Fünf- und Zehnfache werth! Vorwärts denn, Herr Minister der Zukunft!"

Zwei Monate waren vergangen seit der denkwürdigen Unterredung Richelieu's mit der Gräfin v. Caraman.

Auf Grund des von Maria von Medici, der Mutter des jungen Königs Ludwig XIII., ausgestellten Empfehlungsbriefes war die Letztere bereitwillig am Hofe zu Nancy, an welchem sich schon seit einem halben Jahrhundert französischer Einfluß nur allzu sehr geltend gemacht hatte, als Ehrendame der Prinzessin Nikoläa aufgenommen worden, und Gabriele hatte es verstanden, in der kurzen Spanne nicht nur festen Fuß am Hofe zu fassen, sondern auch sich zum Liebling Aller zu machen. Der alte Herzog Heinrich und mit ihm Alt und Jung am Hofe war entzückt von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihrem Geist, ihren zahlreichen Talenten und fast noch mehr von ihrem taktvollen Benehmen, ihrer Bescheidenheit und echt weiblichen Zurückhaltung allen ihr von den Herren des Hofes gebrachten Huldigungen gegenüber. Selbst die Damen schwärmten für sie, am meisten die Prinzessin Nikoläa selbst, die — nicht ahnend, daß sie in der schönen Gräfin eine Schlange an den Busen nehme — sie zu ihrer Freundin und Vertrauten gemacht hatte.

Die Prinzessin war in der That nichts weniger als schön und liebreizend. Sie war klein und dick, hatte unschöne Züge und schielte ziemlich stark. Auch geistig war sie herzlich unbedeutend, wenngleich die Gräfin mit der Annahme, daß sie „dumm" sei, viel zu weit ging. Sie war nur von einer Naivetät, Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit, die an's Kindliche grenzten, und in ihrer außerordentlichen Gutmüthigkeit stets geneigt, nur das

Beste von den Menschen zu denken. Dabei war sie, wie alle gutmüthigen Leute, sehr leicht über geringfügige Ursachen erregt, und ihre Heftigkeit steigerte sich dann zu einer Höhe, die geradezu maßlos war. Lange aber hielten solche ebenfalls kindlichen oder — besser gesagt — kindischen Zornesausbrüche niemals an; sie ließ sich meist leicht überzeugen, daß sie im Unrecht gewesen, und bat dann die Personen, über welche sich ihr Zorn ergossen hatte, mit Thränen um Vergebung. So hatte sie viele recht gute Eigenschaften und war durchaus nicht ohne Gefühlstiefe. Besonders in einer Beziehung äußerte sich diese letztere: in ihrer Liebe zu ihrem Vetter und Bräutigam, dem Prinzen Karl von Lothringen. In ihm ging sie auf, sie lebte und webte in ihm, er war ihr Ideal, ihr Alles.

Zu verwundern war das gerade nicht, denn der Prinz war einer der schönsten Männer seiner und vielleicht aller Zeiten. Groß und schlank, dabei aber kräftig von Gestalt, war er mit seinen edlen Gesichtszügen, dem blonden lockigen Haar und den tiefblauen Augen ein echter Abkömmling des germanischen Stammes und zugleich das Urbild von Manneskraft und Mannesschönheit. Dabei besaß er hervorragende Geistesgaben und war trotz seiner Jugend von ungemeiner Willens- und Thatkraft. Was er liebte, liebte er leidenschaftlich, was er haßte, haßte er tödtlich; was er unternahm, das führte er durch; Schwierigkeiten überwand er, Hindernisse und Unmöglichkeiten gab es nicht für ihn. Er war ein vortrefflicher Jäger, Reiter und Fechter, doch liebte er auch in gleichem Maße die Wissenschaften und schönen Künste, die er zum Theil selbst als Maler und Musiker pflegte und ausübte.

So stand er unberührt von der Sittenverderbniß seiner Zeit und der besonders am französischen Nachbarhofe herrschenden Immoralität, ein echt deutscher Fürst an der Westmark des Reiches, und galt, geliebt und bewundert

von Allen, als Ideal eines künftigen Regenten, zugleich aber auch als eine Art von — Sonderling, denn obwohl Träger, Förderer und Beschützer alles Edlen und Schönen, schien er doch unempfänglich für das Schönste unter dem Schönen: die Frauenschönheit. Nie hatte er geliebt; er, der Natur- und Kraftmensch, erachtete die Liebe als ein weichliches Gefühl. Auch seine Braut, Prinzessin Nikoläa, liebte er nicht; er war ihr im Gegentheil ihrer Einfalt wegen eher abgeneigt. Gleichwohl hatte er in die Verlobung mit ihr gewilligt; sie war ja das einzige Mittel, um zur Regierung zu gelangen und Herzog des schönen Landes zu werden, nach dem er sich benannte. Herzog werden aber wollte — mußte er, denn wenn Einer, so war er zum Herrscher geboren. Dies Bewußtsein trug er in sich, es war seine innigste Ueberzeugung, und dieser mußte eben ein Opfer gebracht werden. Nur als solches sah er die Verbindung mit seiner unschönen, ihm selbst durchaus unähnlichen Base an, und darum steigerte sich sein Gefühl der Abneigung für sie, je näher der Hochzeitstag kam, um so mehr — fast bis zum Haß.

In diesem Gefühl gegen die arme Nikoläa ward Prinz Karl noch bestärkt durch seinen jüngeren Bruder, den gleichfalls am Hofe lebenden Prinzen Franz von Lothringen. Dieser, nicht minder stolz und fast noch herrschsüchtiger als Karl, mißgönnte seinem Bruder das Recht, welches ihm seine Erstgeburt und Nikoläa's Hand verlieh, das ihm selbst versagte Glück, Herzog und Herrscher zu werden. Ein schöner Mann, wie sein Bruder, war er diesem sonst, besonders was seine Charaktereigenschaften betrifft, sehr unähnlich. Fast von Kindesbeinen an war er seiner Base Claudia, der jüngeren Schwester Nikoläa's, einem reizenden Mädchen, von Herzen zugethan gewesen, und auch sie, frühreif, trotz ihrer großen Jugend, erwiederte seine Liebe. Aber sein Schicksal, ein jüngerer Sohn zu

sein, verhinderte den Prinzen voraussichtlich, jemals die Geliebte zu besitzen, und darum sollte auch der heimlich gehaßte Bruder sein Glück nicht in der Ehe finden. Aus diesem Grunde allein bestärkte Franz seinen Bruder Karl in der Abneigung gegen die Erbtochter des regierenden Herzogs, die bedauernswerthe Prinzessin Nikoläa, die in ihm nichts weniger als einen Feind ihres Glückes vermuthete.

Dies war der Stand der Dinge, als plötzlich das Erscheinen der schönen Gräfin v. Caraman eine ungeahnte, in alle bestehenden Verhältnisse tief einschneidende Veränderung hervorbringen sollte.

Sie hatte ursprünglich gehofft, in dem Prinzen Karl einen jungen Mann von dem gewöhnlichen Schlage ihrer französischen Landsleute zu finden, das heißt einen leichtlebigen und leichtfertigen Menschen, dem sie unschwer würde imponiren können. Aber statt dessen fand sie einen Mann im vollsten Sinne des Worts, großherzig, edeldenkend. Wie sollte ihr unter solchen Umständen gelingen, ihn seiner Pflicht abwendig und in Liebe für sich selbst erglühen zu machen?

Es war schwierig, aber gleichwohl zweifelte Gabriele v. Caraman nicht im Geringsten an ihrem endlichen Siege. Prinz Karl hatte wohl nur deshalb sein Herz dem in seinen Jahren besonders mächtigen Gefühl der Liebe bisher verschlossen, weil er noch keinem in Wahrheit liebenswerthen Weibe begegnet war. Er sollte in ihr ein solches kennen lernen!

Wie war dies nun — so fragte sich die Gräfin — zu erreichen? Wie mußte das Weib wohl beschaffen sein, um unter den zahlreichen Frauen und Mädchen am Hofe dem Prinzen allein liebenswerth zu erscheinen? Schönheit und Geist allein bewirkten dies Wunder wohl nicht, denn schön und geistreich waren auch Andere, wenngleich sie

selbst — wie sie sich wohl sagen durfte — in beiden Beziehungen Alle übertraf. Nein, es mußte sich hierzu noch etwas gesellen, was die „Anderen" wohl außer Acht gelassen hatten oder dessen sie unfähig waren: gleiches Denken, Fühlen und Empfinden mit dem Manne, dessen Liebe errungen werden mußte — das Ergänzen seines Charakters. Dies erschien der schönen, geistreichen Frau als die erste aller Nothwendigkeiten, und darum zeigte sie eine auffällige, den Herren des Hofes und dem Prinzen selbst gegenüber beobachtete, fast prüde Zurückhaltung: Prinz Karl sollte glauben, daß sie, gleich ihm, ein den Regungen der Liebe unzugängliches, ihm ähnliches Wesen sei. Dagegen brillirte sie in Gegenwart des Prinzen, doch ohne jemals das Wort direkt an ihn zu wenden, mit ihrem Geiste und entwickelte Anschauungen, welche stets die seinigen waren. Sie sprach sich begeistert über alte und neue Erzeugnisse der Kunst aus, pries Werke der Malerei und Plastik, für die — wie sie im Geheimen in Erfahrung gebracht hatte — der Prinz schwärmte, verrieth ferner ungemeine Belesenheit und Kenntnisse im Gebiete der Literatur, und wenn sie — dem Befehle der Prinzessin folgend — zum Spinett oder zur Laute, die sie beide meisterhaft spielte, mit ihrer weichen, seelenvollen Stimme ein Lied sang, so war es gewiß die Komposition eines der Meister, für welche Prinz Karl eine besondere Vorliebe hatte. Selbst den Sinn für seine Liebhabereien theilte sie; sie ritt mit dem Wind um die Wette und jagte gleich dem erfahrensten Jäger. Kurz, sie zeigte sich in jeder Beziehung so gleichgesinnt, gleichdenkend und gleichfühlend mit Karl von Lothringen, daß dieser hätte blind sein müssen, um die auffällige Thatsache nicht zu bemerken.

Und der Prinz war keineswegs blind. Er sah vielmehr vortrefflich und fühlte sich bald mächtig angezogen

von dem schönen, geistreichen Weibe, das in Allem so Eins mit ihm selbst war. Er fing gleich Allen am Hofe an, die Gräfin zu bewundern und suchte ihr näher zu treten, nur um — wie er sich selbst einredete — des rein geistigen Vergnügens ihres Umgangs zu genießen und Gedanken und Gefühle mit ihr auszutauschen. Seine Beziehungen zur Prinzessin Nikoläa machten ihm dies nur allzu leicht. Häufiger und länger denn jemals früher besuchte er seine Braut, die, entzückt hierüber, in ihrer Einfalt ganz übersah, daß der Prinz dabei sich weit weniger mit ihr, als mit ihrer schönen Ehrendame abgab. Sie machte sich keinerlei Gedanken hierüber; es genügte ihr vollkommen, den geliebten Mann in ihrer Nähe zu wissen. Daß er bei dieser Gelegenheit sich gut unterhielt und viel mit der geistreichen Gräfin sprach, war ihr sogar ganz angenehm; Gabriele wußte ja so vortrefflich zu reden und — es ließ sich dabei so ohne alle eigene Anstrengung zuhören!

Anders aber faßte die schöne Gräfin selbst die Sache auf. Sie bemerkte mit geheimer Freude die vor sich gehende Veränderung im Benehmen des Prinzen gegen sie. Sie sah recht wohl, daß er anfange, ihr die gewünschte Bewunderung zu zollen, und jubelte innerlich darüber; sie wußte ja, daß von Bewunderung zur Liebe nur ein Schritt ist, und — der Prinz sollte diesen Schritt machen, sollte ihn bald machen: dafür wollte sie schon sorgen.

— — — — — — — — — — — —

Dies Alles hatte die Gräfin nach zweimonatlichem Aufenthalte am Hofe zu Nancy schon erreicht. Es blieben ihr für ihre Operationen nunmehr noch vier Wochen, denn nach Ablauf derselben sollte die Vermählung des ungleichen Paares stattfinden. Gabriele sah diesem Zeitpunkt mit froher Zuversicht entgegen, ohne ihr Benehmen gegen den Prinzen im Allgemeinen zu ändern. Nur einige

ihr geläufigen Künste der Koketterie brachte sie von jetzt ab ihm gegenüber in Anwendung; sie erschien bisweilen künstlich befangen in seiner Gegenwart, zuckte erschreckt zusammen, wenn er das Wort an sie richtete, oder sie schlug erröthend die schönen Augen nieder, wenn er sie ansah. Dies Alles geschah aber in so reizender Weise, solch' entzückender Unschuld, daß der Prinz mehr ahnen als erkennen konnte, daß er die Keime einer zarten Liebe in ihr Herz gelegt, die sie vergeblich zu bemeistern suche. Wenn er dieser Ahnung, dieser Erkenntniß gegenüber nicht in Liebe für sie entbrannte, dann — so dachte Gabriele — waren Richelieu's fünfmalhunderttausend Franken nicht zu gewinnen, aber dann war Karl von Lothringen auch kein mit einem menschlich fühlenden Herzen begabter Mann.

So steuerte die schöne Gräfin rüstig auf ihr Ziel los, in der sicheren Voraussetzung, daß ihre eigentlichen Absichten aller Welt verborgen und speziell am Hofe Niemand bekannt seien.

Hierin aber täuschte sie sich.

Einer am Hofe kannte die Gründe ihres Kommens und ihre damit verbundenen Pläne ganz genau: der jugendliche Prinz Franz.

Eines Tages nämlich, bald nach dem Eintritt der Gräfin in ihren höfischen Dienst, war jener Diener Jean, welcher damals Richelieu zu seiner Herrin geführt hatte, bei ihm erschienen und hatte ihm das Anerbieten gemacht, ihm um den Preis von fünfzigtausend Franken ein wichtiges, mit dem Erscheinen der Gräfin am Hofe verknüpftes Staatsgeheimniß zu verkaufen. Aber Prinz Franz war anfänglich nichts weniger als geneigt gewesen, eine so hohe Summe als Preis für ein Geheimniß zu bezahlen, das für ihn — wie er annahm — ziemlich interesselos zu sein versprach; erst als der Mensch ihm andeutete, daß es ein Staatsgeheimniß sei, bei welchem es sich um die

fernere selbstständige Existenz des Herzogthums und vor Allem um den Prinzen Karl und seine Braut handle, ließ er sich zur Erwerbung desselben bereit finden, aber er feilschte als sparsamer Mann, der er war, so lange an dem Kaufpreis, bis dieser auf zehntausend Franken herabgedrückt war. Um diese Summe hatte der hämische Bruder des Prinzen Karl sodann die Pläne Richelieu's und der Gräfin erfahren, und wenn er jemals in seinem Leben keine Reue über eine gemachte Geldausgabe empfunden hatte, so war es diesmal der Fall gewesen. Das erkaufte Geheimniß war in der That ein außerordentlich wichtiges, und die Kenntniß desselben für ihn von größerer Tragweite, als er für möglich gehalten hätte. Nicht nur die Existenz des Herzogthums, nicht die Herrschaft seines Bruders und dessen Braut allein war durch dasselbe in seine Hand gegeben, nein, auch sein eigenes Glück, die Möglichkeit, Claudia's Gatte und selbst einst Herzog von Lothringen zu werden, hing davon ab, daß es der schönen Gräfin gelang, ihre bereits angesponnene Intrigue durchzuführen und ihr Ziel, die Entzweiung Karl's und Nikoläa's, zu erreichen. Dies erkannte Prinz Franz sofort, und darum beschloß er auch, Gabriele v. Caraman in der Verfolgung ihrer Absichten nicht nur nicht zu behindern, sondern sie vielmehr thunlichst darin zu unterstützen.

Die Pläne Richelieu's hoffte er unschwer durchkreuzen zu können. Es gab ja hierfür ein vortreffliches Mittel: wenn es wirklich dazu kam, daß Herzog Heinrich den pflichtvergessenen Gatten Nikoläa's von der Regierungsnachfolge ausschloß — und dies hoffte Franz durch geheimes Schüren der Hassesflammen leicht erreichen zu können — dann galt es für ihn selbst nur, Claudia zu vermögen, die bevorstehende Bewerbung des Herzogs Gaston von Orleans zurückzuweisen, sodann kecken Muthes die Geliebte selbst zu heirathen und sich von dem zum Schwieger-

vater gewordenen Oheim zum Nachfolger auf den Thron erklären zu lassen. Dies war des Prinzen Plan, und er beschloß, darnach zu handeln, sobald die Gräfin den ihrigen ausgeführt habe.

Gabriele v. Caraman hatte natürlich keine Ahnung davon, daß sie in dem Bruder des Prinzen Karl einen Förderer ihrer Pläne gefunden habe. Bald war für sie kein Zweifel mehr, daß Prinz Karl sie liebe, wenn er auch bisher noch an sich gehalten, noch ihr seine Gefühle nicht gestanden hatte.

Dies war ihr nicht einmal unerwünscht; sie hoffte im Gegentheil, daß er seine Zurückhaltung noch über den Vermählungstag hinaus sich wahren werde; dann aber, bei irgend einer „passenden" Gelegenheit, wollte sie ihm das Geständniß seiner Liebe entlocken und zugleich den „Eclat" herbeiführen, der die Lösung der kaum geschlossenen Ehe herbeiführen und ihr selbst Richelieu's fünfmalhunderttausend Franken eintragen sollte.

Der Vermählungstag des Prinzen Karl von Lothringen mit der Prinzessin Nikoläa war vorüber. Die Hochzeit hatte mit Aufwendung alles zu damaliger Zeit bei solchen Veranlassungen üblichen Pompes stattgefunden, und Fest auf Fest reihte sich nun in den nächstfolgenden Tagen am Hofe des Herzogs Heinrich zu Ehren des jungen Paares und zur Unterhaltung der von verwandten und befreundeten Höfen erschienenen fürstlichen Gäste. Trotz der Schwere der Zeit — der dreißigjährige Krieg wüthete damals schon an sechs Jahre — hatte nämlich fast jeder deutsche Hof einen Vertreter gesendet, der benachbarte französische sogar — wie dies der Prinz Franz infolge der ihm gewordenen Mittheilungen vorausgesehen hatte — den Herzog Gaston von Orleans, den einzigen Bruder König Ludwig's XIII.

Heinrich der Gute war über die Anwesenheit dieses letztgenannten Prinzen ganz besonders erfreut, war doch dem Kommen desselben die vertrauliche Mittheilung vorangegangen, daß dieser präsumtive Erbe des französischen Königsthrones zugleich als Bewerber um die Hand der Prinzessin Claudia aufzutreten gedenke. Begreiflicherweise sah der gute Herzog die Möglichkeit des Abschlusses dieser Ehe als einen ganz unverhofften Glücksfall für seine Lieblingstochter an und erwies daher dem hochgestellten Freier alle nur denkbaren Ehren. Seltsamerweise aber schien die in's Vertrauen gezogene Claudia selbst nichts weniger als entzückt von der Aussicht, dereinst Königin von Frankreich zu werden; sie begegnete dem damals noch sehr jungen Herzog Gaston — er stand erst im siebenzehnten Lebensjahre — mit solch' absichtlicher Kälte, daß dieser sich sofort verletzt von ihr zurückzog und dafür die zu den Vermählungsfestlichkeiten zum ersten Male an den Hof gekommene schöne und sanfte Schwester des Prinzen Karl, die ebenfalls erst fünfzehn Jahre zählende Prinzessin Margarethe, mit seiner besonderen Aufmerksamkeit beehrte.

Herzog Heinrich war höchlichst überrascht durch dies ihm ganz unbegreifliche Benehmen seiner Tochter; er kannte ja die Gründe nicht, welche sein schönes, sonst so kluges Kind zum Zurückweisen des ihr sich bietenden Glückes veranlaßten, und wußte nicht, daß alsbald nach der Ankunft des französischen Prinzen sein Neffe Franz eine geheime Unterredung mit Claudia gehabt hatte, in welcher er ihr die Pläne Richelieu's — so weit sie ihre Person betrafen — auseinandersetzte und ihr sodann seine eigenen Wünsche und Hoffnungen eingestand. Ebenso wenig wußte Heinrich der Gute, daß Claudia daraufhin ihrem schon lange heimlich geliebten Vetter das Versprechen gegeben hatte, die Bewerbung Orleans' abzulehnen und ihre Hand überhaupt niemals einem Andern zu reichen, als ihm selbst. Alles

dies war dem alten Herzog völlig unbekannt geblieben, und darum war seine Entrüstung über Claudia fast ebenso groß, wie sein Kummer über ihr Verharren bei ihrer „ganz grundlosen“ Abneigung gegen Gaston. Selbst nachdem er in einer persönlichen Unterredung ihr in anschaulicher Weise die Größe des Glückes, welches sie von sich stoßen wollte, geschildert hatte, war Claudia ohne Angabe der Gründe — Franz hatte ihr dies als nothwendig hingestellt — bei ihrer Weigerung verblieben und, von jeher gewohnt, ihr den Willen zu lassen, war er von jedem weiteren Versuche, sie zu Gunsten des Heirathsplanes umzustimmen, abgestanden. Mit kummervollem Herzen hatte er sodann dem künftigen Erben des französischen Königsthrones — um dessen persönliche Gefühle möglichst zu schonen — erklärt, daß seine Tochter noch zu sehr Kind sei, als daß sie jetzt schon an eine Vermählung zu denken vermöge. Zugleich aber ließ er bei dieser peinlichen Eröffnung durchblicken, daß ihm eine Erneuerung der Werbung in Jahresfrist, welche dann sicherlich bessere Erfolge haben werde, höchlichst erwünscht wäre.

Dies war der „Hoftrost“, welchen Herzog Heinrich in der Meinung, der Prinz bedürfe desselben, diesem am Tage nach der stattgehabten Vermählungsfeier gegeben hatte. Aber Gaston war die Weigerung Claudia's durchaus nicht unerwünscht gekommen. Er hatte sich infolge der ihm nahegelegten Pläne Richelieu's aus Staatsrücksichten zu der Vermählung mit der „künftigen“ Erbtochter des Herzogs von Lothringen bereit erklärt, aber damals hatte er die schöne und liebenswürdige Base Claudia's noch nicht gesehen. Jetzt aber, nachdem dies geschehen war, zielten seine Wünsche nur mehr nach Erlangung der Liebe und der Hand Margarethens, welche ihm begehrenswerther erschien, als die noch so sehr fragliche Anwartschaft Claudia's auf ein Königreich, dessen ebenfalls nur „fraglicher“ Erbe er war.

Aus diesem Grunde berichtete Gaston das Scheitern des Vermählungsprojektes vorerst nicht nach Paris und reiste nicht ab, wie wahrscheinlich jeder andere abgewiesene Freier gethan haben würde, sondern verblieb zu des alten Herzogs freudigem Erstaunen in Nancy, um die in den nächsten Tagen noch weiter stattfindenden Hoffestlichkeiten mitzumachen und — in der Nähe Margarethens zu verweilen. —

Unter solchen Umständen war der dritte Tag nach der Hochzeit gekommen und mit ihm die letzte der glänzenden Festlichkeiten, welche durch eine große Hirschhetze in den ausgedehnten Wald- und Wiesengründen des Meurthethales ihren Abschluß finden sollten.

Diesen Tag und dieses Fest hatte die Gräfin Gabriele v. Caraman zur Herbeiführung des ihr anbefohlenen „Eclats" ausersehen.

Schon am frühen Morgen versammelte sich die aus Herren und Damen zusammengesetzte Jagdgesellschaft auf dem großen, vor dem alten Schlosse befindlichen Platze, um gemeinsam hinauszuziehen in das reizende, von den sanft ansteigenden, dichtbewaldeten Hügelrücken der Vogesen begrenzte Thal der oberen Meurthe. An der Spitze der trefflich berittenen und in glänzende Jagdkostüme gekleideten Jäger und Jägerinnen befand sich Herzog Heinrich selbst. Ihm folgte das neuvermählte Paar und die fürstlichen Verwandten und Gäste, insbesondere Prinzessin Margarethe mit dem sich wie immer so auch heute ihr zugesellenden Herzog von Orleans, sodann Prinzessin Claudia mit dem Prinzen Franz, hierauf je nach ihrem Range die übrigen Fürstlichkeiten und endlich die Herren und Damen des Hofes, ihrer Rangstufe nach oder auch so, wie sie der Zufall oder Verabredung zusammenführte, paarweise geordnet. Den Schluß des Zuges aber bildeten die gleichfalls berittenen Piqueurs oder Hatzleute, welchen

die Ueberwachung der prächtigen, besonders zur Parforcejagd abgerichteten Hundemeute anvertraut war.

Die Gräfin v. Caraman befand sich als erste Ehrendame der Prinzessin unmittelbar hinter den fürstlichen Herrschaften an der Seite des ersten Kämmerers des Prinzen, welcher ihr als Kavalier beigegeben war. Sie sah entzückender denn jemals aus in ihrem knapp anliegenden Reitkleide von grünem Sammet und dem gleichfalls grünen, breitgeränderten, federngeschmückten Kastorhut, der die wunderbare Schönheit ihres von schwarzen Locken umwallten Angesichts raffinirt bewußt hervorhob. Aber auf diesem schönen Antlitz lag heute — wenn es dem Prinzen Karl zugewendet war — ein Zug von schmerzlicher Trauer, und eine in den dunkeln Wimpern schimmernde Thräne — die Gräfin hatte stets eine solche zur Verfügung — sagte ihm mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit: „Siehst Du nicht, daß ich aus Liebe zu Dir unglücklich bin und den Tod im Herzen trage?“

Prinz Karl schien auch diese stumme Sprache des Schmerzes, die in seiner eigenen Brust nur allzu beredt wiederklang, recht wohl zu verstehen. Sein ganzes Herz zog ihn zu der herrlichen, im Stillen Geliebten, aber die Pflicht, sein am Altar geleisteter Schwur bannten ihn mit zwingender Gewalt an die Seite des ungeliebten, häßlichen und geistlosen Weibes, und er unterdrückte das mächtig in seiner Brust sich regende Sehnen nach ihr und verblieb an dem Platze, an welchen Gott und sein Schicksal ihn gestellt hatten.

Die Gräfin aber sah mit geheimer Freude den in der Brust des Prinzen tobenden Kampf zwischen Liebe und Pflicht und — hielt ihr Spiel für gewonnen. „Die Liebe soll Siegerin werden,“ dachte sie, „denn sie ist die stärkere und — ich will es so!“

Nach kurzem Ritt gelangte die fürstliche Jagdgesell-

schaft in die Niederung des zwischen Nancy und Luneville vielfach gekrümmten, breiten Meurthethales und zur Stelle, wo die Jagd nach einem „bestätigten“ starken Hirsch in dem mit Tüchern und Lappen „eingestellten“ Revier beginnen sollte. Die Hunde wurden losgekoppelt und hatten bald den Hirsch in seinem Lager aufgespürt. Mit wildem Kläffen trieben sie ihn auf und zwangen ihn, nachdem er wiederholt an dem die Höhen umfassenden „Zeug“ (Lappen) gescheut, den Weg nach der waldfreien Niederung zu nehmen. Mit nach hinten gelegtem Geweih brach das edle Thier aus dem Buschwerk hervor und damit war das Signal zum Beginn der Hetze gegeben.

Von dem lästigen Zwange der Etikette, die bisher jeden Theilnehmer der Jagd zum Beibehalten der ihm seinem Range gemäß überwiesenen Stelle genöthigt hatte, befreit, stürmten jetzt die Jäger und Jägerinnen vorwärts, nur von dem einen Gedanken geleitet, dem flüchtigen Hirsch möglichst nahe zu kommen, ihn zu stellen und zu erlegen. Die am besten Berittenen brachen vor, die auf minder guten Pferden oder die schlechteren Reiter blieben zurück und folgten den im bunten Gemisch auf der wiesenbedeckten Thalsohle Dahinjagenden in einem mehr und mehr sich vergrößernden Abstande, ohne daß jedoch hierdurch ihre Jagdlust im Mindesten beeinträchtigt worden wäre: auch ohne Aussicht, im „Halali“ den Sieg davonzutragen; hatte ja das tolle Jagen an und für sich schon seinen eigenthümlichen Reiz und gewährte unendliche Lust.

Zu den am besten Berittenen hatte — als eine der vorzüglichsten Reiterinnen — die Gräfin v. Caraman gehört. Ihr schwarzer andalusischer Hengst flog, kaum den Boden mit seinen flüchtigen Hufen berührend, über die Wiesenfläche und nahm schon nach kurzer Frist seinen Platz in der vordersten Reihe, dicht neben dem Prinzen Karl ein, der vorwärts stürmend bald der Erste hinter dem von der

Meute verfolgten Hirsch war, während seine Gemahlin — wie in Allem, so auch im Reiten nur mäßig gewandt — bald zurückblieb. Aber auch die Andern, Gaston von Orleans und Margarethe, Prinz Franz und Claudia, nebst den übrigen Fürstlichkeiten vermochten dem herrlichen Vollblutrenner Karl's und dem flüchtigen Andalusier der Gräfin nicht zu folgen. Auch sie sahen den Abstand zwischen den beiden Vorausjagenden und sich selbst größer und größer werden.

Nikoläa machte zwar einen vergeblichen Versuch, ihren Gatten wieder einzuholen, um den ihr gebührenden Platz an seiner Seite, welchen jetzt Gabriele v. Caraman einnahm, zurückzuerobern, aber bald mußte sie hiervon abstehen. Das rasche Reiten benahm ihr den Athem; sie zog die Zügel an und lenkte ihr Pferd seitwärts aus der Reihe der Jagenden heraus, um gemächlich reitend, doch mit kaum verhehltem Unmuth nachzufolgen. Da hörte sie sich plötzlich mit Namen rufen. Es war der Bruder ihres Gatten, der sich nebst ihrer Schwester Claudia ihr näherte.

„Wie, Nikoläa," rief Franz ihr lachend zu, „kaum vermählt bist Du schon eine verlassene Dido und mußt mit ansehen, wie Dein ungetreuer Aeneas mit — einer schönen Andern davonstürmt?"

Die Prinzessin versuchte, den scheinbaren Scherz mit einem Lächeln zu erwiedern. „Ich bin glücklicher als Dido," sprach sie, „denn mein entflohener Aeneas wird zu mir zurückkehren!"

„Ei, Schwesterchen, bist Du dessen so sicher?" rief ihr da Prinzessin Claudia zu. „Es befindet sich eine gefährliche Sirene an seiner Seite und — Du hast ihm meines Wissens nicht die Ohren mit Wachs verstopft!"

Nikoläa machte unwillkürlich eine Bewegung des Schreckens und richtete den schielenden Blick fragend auf ihre Schwester. „Was willst Du damit sagen?" rief sie.

„Je nun,“ gab statt Claudia Franz in ernstem Tone zur Antwort, „Deine Schwester hält eben, wie mir scheint, für möglich, daß Deine schöne, sangeskundige Ehrendame die Zeit des Alleinseins mit Deinem Gatten benützt, um ihm ein speziell zu diesem Zweck komponirtes Lied vorzusingen — ein Liebeslied!“

„Was?“ schrie Nikoläa auf.

„Ja — und vielleicht wird gar ein Duett daraus!“ warf Claudia ein.

Nikoläa erbleichte. „Ihr lügt!“ stieß sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

Franz zuckte die Achseln. „Aber Bäschen,“ entgegnete er mit bedauerndem Lächeln, „sollte Dir wirklich entgangen sein, daß mein Bruder in letzterer Zeit sich auffallend viel mit der schönen Gräfin beschäftigt hat?“

„Solltest Du nicht bemerkt haben,“ fuhr Claudia fort, „daß er gelegentlich der Besuche bei uns sich ausschießlich mit der geistreichen Gabriele v. Caraman abgab und es Franz überließ, für Deine und meine Unterhaltung zu sorgen?“

Ein Schrei der Wuth entfloh den Lippen Nikoläa's. Es war ja nur allzuwahr, was Beide ausgesagt hatten — wie war es nur möglich, daß sie selbst nichts bemerkt hatte!

„Warum sagt ihr mir dies jetzt erst?“ rief sie mit zornbebenden Lippen.

„Wir wollten Deine Gefühle schonen!“ sprach Claudia.

„Karl ohne greifbaren Grund nicht verdächtigen!“ fuhr Franz fort.

„Ebenso wenig die schöne Gräfin.“

„Aber was eben jetzt geschieht, ist denn doch etwas zu stark!“

„Eben jetzt?“ schrie Nikoläa. „Was geschieht eben jetzt?“

„Nun, glaubst Du vielleicht, daß die Beiden sich ganz absichtslos von der übrigen Jagdgesellschaft getrennt haben?" fragte Franz hämisch. „Bist Du nicht vielmehr gleich uns der Meinung, daß sie eine Gelegenheit suchen und finden werden. — Ha! dacht' ich's doch!" unterbrach er sich plötzlich, indem er mit dem Finger vor sich hinzeigte. „Siehst Du, was dort vorgeht? Kannst Du auch hierin keine Absicht sehen?"

Nikoläa folgte mit dem Blicke dem Fingerzeige ihres Schwagers und versetzte mit wuthverzerrtem Antlitz ihrem Pferde einen Schlag mit der Peitsche, daß es erschreckt in mächtigen Sätzen hinwegstob nach der bezeichneten Stelle, einem schmalen Waldwege, in welchem soeben die Gräfin und der ihr folgende Prinz verschwunden waren. Franz und Claudia aber tauschten einen Blick des Einverständnisses und folgten in gestrecktem Galop der Erzürnten, überzeugt, daß der von ihnen angefachte Funke der Eifersucht in heller Lohe aufflackern, daß der von der Gräfin angestrebte und vortrefflich zu ihren eigenen Plänen passende „Eclat" nun in Scene gesetzt werde.

Und sie täuschten sich hierin nicht; aber der „Eclat" verlief doch etwas anders, als Franz, Claudia und besonders die Gräfin v. Caraman selbst sich wohl gedacht hatten.

Die Gräfin — wie schon erwähnt, eine vortreffliche Reiterin — hatte, ein Durchgehen ihres Pferdes fingirend, in den Waldweg eingelenkt und jagte nun in der Erwartung, daß der allein an ihrer Seite befindliche Prinz Karl ihr folgen werde, nach scheinbar vergeblichem Versuche, das aufgeregte Thier zu meistern, mit um dessen Hals geschlungenen Armen auf dem schmalen Pfade dahin. Und wirklich ließ der ritterliche Prinz, sobald er die anscheinende Hilflosigkeit der Gräfin erkannt hatte, von der Weiterverfolgung des Hirsches ab und jagte der in offen-

barster Gefahr schwebenden geliebten Dame nach, um wo möglich ihr Pferd einzuholen und zum Stehen zu bringen. Aber Pferde sind bekanntlich ehrgeizige Thiere und der andalusische Hengst besaß diese seiner feurigen Rasse besonders innewohnende Eigenschaft im hervorragendsten Grade. Sobald er merkte, daß ein anderes Pferd ihn zu überholen suche, streckte er die Nase in den Wind und — jagte er bisher, so flog er jetzt. Aus der Komödie war Ernst geworden. Erschreckt richtete sich da die Gräfin im Sattel wieder auf und suchte durch Anziehen der Zügel die Hast ihres nunmehr in Wahrheit durchgegangenen Pferdes zu mäßigen; aber es war schon zu spät: an einer quer über den Weg laufenden Baumwurzel stolperte der Hengst und schleuderte zusammenstürzend seine Reiterin hoch im Bogen aus dem Sattel. Das Roß raffte sich alsbald wieder auf und jagte weiter; die Reiterin aber blieb regungslos liegen.

Im nächsten Augenblick war Prinz Karl vom Pferde gesprungen und an der Seite der Schwerverletzten. Schnell nahm er die schöne Bewußtlose von der harten Erde auf und bettete sie, ihr blutendes Haupt an seine Brust lehnend, auf dem weichen Moose des Wegrains. Aber vergeblich waren seine Versuche, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Ihre auch jetzt noch wunderbar schönen Züge nahmen einen eigenthümlich starren Ausdruck an. Entsetzt schrie er auf — er hielt eine Leiche in den Armen.

Verzweiflung erfaßte ihn, und was er der Lebenden gegenüber vielleicht unterlassen hätte, das that er jetzt der Todten gegenüber: das Geständniß seiner Liebe rang sich wie von selbst aus seinem Herzen los mit den leidenschaftlichen Worten des tiefsten Schmerzes: „Gabriele" — rief er ihr in's Ohr — „stirb mir nicht, Du einzig Geliebte — lebe, lebe für mich, der ohne Dich sein freudloses Dasein ja nicht mehr zu ertragen vermöchte — bleibe bei mir,

Du Seele meines Lebens, oder nimm mich mit Dir in die Schatten des Todes!"

Und der Prinz beugte sein Haupt und küßte den schönen, nun auf immer verstummten Mund.

In diesem Augenblick jagte Prinzessin Nikoläa herbei. Ein Wuthschrei entfloh ihr. Ihrer Sinne nicht mehr mächtig drängte sie ihr Pferd dicht neben ihren Gatten. „Meineidiger Schurke!" schrie sie und pfeifend sauste ihre erhobene Reitpeitsche nieder, einen blutrothen Streifen in Karl's getroffenem Antlitz hinterlassend.

Der Prinz sprang auf. „Wahnsinnige!" rief er ihr mit blitzenden Augen zu, „sehen Sie nicht, daß diese Unglückliche — todt ist!"

Entsetzt ließ die Prinzessin den Arm mit der abermals zum Schlag erhobenen Peitsche sinken. „Todt?" rief sie. „O mein Gott — todt?"

Karl würdigte sie keiner Antwort. Er wendete sich zu seinem Bruder, der mit Claudia hinter Nikoläa hielt. „Schaffe Hilfe herbei, Franz," rief er ihm zu, „aber schnell, schnell, vielleicht ist doch noch Rettung möglich!"

Der Prinz stob hinweg. Claudia aber sprang vom Pferde, um Beistand zu leisten. Mit ihrer Schärpe, die sie um die Schulter geschlungen trug, verband sie unter Karl's Beihilfe die klaffende Wunde über der Schläfe und stillte so das noch immer leise rinnende Blut. Wiederbelebungsversuche aber, die sie durch Benetzen von Stirn und Schläfen der Verletzten mit dem ätherischen Inhalte ihres Riechfläschchens machte, erwiesen sich als gänzlich erfolglos: Gabriele v. Caraman war und blieb todt.

Unmittelbar nach Feststellung dieser Thatsache kam Prinz Franz mit einigen Holzhauern, die er in der Nähe getroffen hatte, zur Unglücksstelle zurück. Sie hatten eine zum Fortschaffen des Holzes bestimmte Tragbahre bei sich; auf diese wurde die mit einem Reitmantel bedeckte

Todte gelegt, um sie solcherweise nach der Stadt zu verbringen.

Prinz Karl sah sich nach seinem Pferde um. Es war, sich selbst überlassen, dem davonjagenden Hengste der Gräfin gefolgt. Da trat der Prinz, ohne seiner Gemahlin einen Blick zu gönnen, neben die Bahre, um dieser zu Fuß das Geleite zu geben.

Nikoläa erbleichte; sie fühlte, daß sie in ihrer Eifersucht zu weit gegangen war und hegte darum den Wunsch, ihren tödtlich beleidigten Gatten zu versöhnen. „Karl," rief sie ihm leise zu, „vergib' mir!"

Da deutete der Prinz auf den quer über sein Gesicht laufenden blutigen Streifen und sprach mit eisiger Kälte: „Wer mir dies angethan hat — ist todt für mich!"

Nach diesen Worten ließ er die Bahre aufnehmen und schritt ihr zur Seite hinweg.

Mit dem Tode der schönen Gräfin v. Caraman war die von Richelieu ersonnene Intrigue zu Ende gespielt, aber nicht beendet. Das unglückliche Ereigniß hatte vielmehr eine ungeahnt schwere Folge, deren Möglichkeit der französische Staatsmann bei Entwurf seiner Pläne sicher nicht in Rechnung gezogen hatte und deren Eintritt nunmehr alle seine Kombinationen zunichte machte. Diese Folge war der noch am Jagd- und Unglückstage selbst eingetretene Tod des regierenden Herzogs Heinrich des Guten von Lothringen. Er starb nach einem vergeblichen Versuche, den Prinzen Karl mit seiner Gemahlin zu versöhnen, an einem durch die Aufregung erlittenen Schlaganfalle, noch ehe er — was Richelieu als unausbleibliche Folge seiner Intrigue angenommen hatte — den Gatten Nikoläa's von der Nachfolge in der Regierung hatte ausschließen können. Prinz Karl wurde somit, ohne daß dies von irgend einer Seite angefochten werden konnte,

der rechtmäßige Erbe des Thrones und Herzog von Lothringen.

Schon hierdurch allein war der Plan Richelieu's, das schöne Herzogthum durch die Vermählung Gaston's von Orleans mit der Prinzessin Claudia an Frankreich zu bringen, vereitelt; er zerfiel aber vollends in Nichts dadurch, daß weder der Prinz noch die Prinzessin Lust verspürten, den für die Erwerbsfrage des Herzogthums durchaus nothwendigen Ehebund zu schließen. Gaston verlobte sich vielmehr vor seiner Abreise im Geheimen mit Herzog Karl's schöner Schwester Margarethe und trat ebenso geheim später mit ihr zum Altare. Claudia aber hatte sich — wie bereits erwähnt — ebenfalls im Geheimen mit ihrem Vetter Franz verlobt, und Beide warteten nun sehnsüchtig des Tages, der ihnen gestatten würde, ihrem längst geschlossenen Herzensbund gleichfalls am Altare die kirchliche Weihe zu geben.

Die eine von Richelieu geplante Folge seiner Intrigue, die dauernde Entzweiung Karl's mit seiner Gemahlin Nikoläa, trat allerdings in ihrer ganzen vorausberechneten Vollständigkeit ein. Der Herzog lehnte alle Versöhnungsvorschläge, von welcher Seite sie auch kommen mochten, beharrlich ab. Er bewohnte die rechte Hälfte des Schlosses, Nikoläa die linke; in der Mitte aber befand sich ein eisernes Gitter als Scheidewand zwischen den getrennt lebenden Gatten. Diese Grenze, welche die unglückliche Herzogin unter keiner Bedingung überschreiten durfte, fiel nicht mehr. Karl ging vielmehr, ohne von Nikoläa getrennt zu sein, eine zweite morganatische Ehe ein mit einem Edelfräulein, der schönen Beatrix v. Cosance, Gräfin v. Cantecroix, welche ihn seine erste Liebe zu der Gräfin v. Camaran um so leichter hatte vergessen machen, als sein Bruder Franz ihm bald nach deren Tode das ganze Staatsgeheimniß ihrer „Mission" enthüllt und ihre Be-

ziehungen zu Richelieu sammt dessen Plänen aufgedeckt hatte. Längere Zeit war der Herzog daraufhin wieder „Weiberfeind" geworden, bis es endlich der schönen Beatrix gelang, sein Herz der Liebe wieder zugänglich zu machen. Franz selbst begünstigte diese zweite Ehe um so mehr, als er bedachte, daß die dieser Ehe etwa entspringenden Kinder keinesfalls „successionsfähig" sein würden und er selbst somit der einzig erbberechtigte Nachfolger seines Bruders sein werde. Darum reichte er auch unmittelbar nach vollzogener Trauung, mit Einwilligung seines Bruders, nunmehr seiner geliebten Claudia gleichfalls die Hand am Altare.

Seinen Zweck, der Nachfolger seines Bruders zu werden, erreichte Prinz Franz indeß nicht. Karl, der in mehrere Kriege gegen Frankreich verwickelt, wiederholt aus seinem Lande vertrieben und in die Regierung wieder eingesetzt worden war, überlebte seinen Bruder und starb erst 1675. Auch der Sohn desselben aus der Ehe mit Claudia, Karl Leopold, welcher von seinem Oheim zum Nachfolger bestimmt worden war, kam nicht zur Regierung. Erst dessen Sohn aus der Ehe mit Kaiser Leopold's I. Schwester Eleonore Marie, Herzog Leopold, erhielt im Frieden von Ryswyk 1697 das Herzogthum zurück.

So wurde der auf die Erwerbung Lothringens für Frankreich abzielende Plan damals in allen seinen Theilen vereitelt.*) Nur das Eine hatte Richelieu — der trotz dieses Mißerfolgs bald darauf zum Herzog und ersten Minister erhoben wurde — als Erfolg erreicht: die Zerstörung des Glückes und des ganzen Lebens der unglücklichen Nikoläa, der Gemahlin des Herzogs Karl.

---

*) Die Vereinigung des Herzogthums mit Frankreich war einer späteren Zeit vorbehalten und gelang erst unter Ludwig XV. im Jahre 1766.

Wie sollen wir arbeiten?

Beitrag zur Gesundheitspflege.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Zeit ist Geld, und Geld ist Arbeit! Dies ist die Losung unserer Tage, und die Schlußfolgerung, die sich daraus ergibt, lautet: „Darum nutzt jede Minute zur Arbeit aus, um möglichst schnell zu Wohlhabenheit und den Genüssen derselben zu gelangen!"

Gegen das Streben nach verständiger Ausnutzung der Kräfte ist nichts zu sagen, allein gegen das fieberhafte Hasten und Jagen im Kampf um's Dasein ist desto kräftiger Widerspruch zu erheben. Unser Körper vermag bei höchster Kraftanspannung in kurzer Zeit zwar außerordentlich viel Arbeit zu leisten, aber eben nur eine kurze Zeit. Denn bei der ruhelosen Anstrengung unserer Kräfte nutzt sich unser Organismus schnell ab, es zeigt sich ein Stillstand in seinen Verrichtungen, der gleichbedeutend ist mit langsamem Siechthum und vorschnellem Tod. So lobenswerth also emsige Arbeit ist, um so mehr muß darauf geachtet werden, die Vorbedingungen der Widerstandskraft unseres Körpers zu erfüllen, und um so gründlicher müssen wir bei der unausgesetzten Anspannung aller unserer Fähigkeiten, welche die Zeit von uns fordert, uns fragen: „Wie sollen wir arbeiten?"

Wenn man alle Lebewesen nach ihrem vorwiegenden

Aufenthaltsort in Erd=, Wasser= und Luftthiere eintheilen würde, so müßte der Mensch unbedingt in die letzte Klasse eingereiht werden, denn in der Luft verbringt nicht nur der Mensch sein ganzes Leben, sondern sie bildet auch eines seiner hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Und dieses Nahrungsmittel hat den unvergleichlichen Vorzug, daß es stets frisch zu haben ist und außerdem nichts kostet. Daß der menschliche Körper ohne Nahrung nicht bestehen kann, weiß ein Jeder, und die Hauptsorge der meisten Menschen läuft darauf hinaus, dem Organismus diese Unterhaltsstoffe zu verschaffen. Ein Jeder sucht auch, gemäß seinen Mitteln, die Nahrungsstoffe möglichst gut und wohlschmeckend einzukaufen, und weist verdorbene Lebensmittel mit Entrüstung und Ekel zurück. Nur mit der Luft wird eine Ausnahme gemacht. Nicht nur in Werkstätten und Kinderstuben, sondern auch in den Studirstuben der Gelehrten und in den Wohnzimmern der Familien herrscht häufig eine Luft, daß dem Eintretenden fast der Athem vergeht. Je mehr Menschen sich in einem Raum aufhalten, um so mehr muß für den Zufluß frischer Luft gesorgt werden. Ein jeder frische Luftstrom ist nicht nur ein Stärkungstrank für die Lunge, er ist auch ein Luftbad für die Haut, deren Poren gereizt und gereinigt werden. Je gesunder die Luft, desto größer die Arbeitslust, desto arbeitsfähiger der Körper. So oft im Lauf des Tages die Thür aufgeht, so oft müßte auch das Fenster geöffnet werden.

„Armuth und Thorheit," sagt der bekannte Psychiater Krafft=Ebing mit Recht, „kaufen sich Fenster= und Thürschützer, um an Brennmaterial zu sparen, ohne zu wissen oder zu bedenken, daß sie dadurch der besten Freundin, der Gesundheit, den Zutritt erschweren. Man erspart sich damit im höchsten Falle jährlich einige Mark oder einen Schnupfen, und hat Aussicht einzutauschen Blutarmuth, Nervosität und Schwindsucht."

Eine wesentliche Unterstützung der Luftreinigung ist in einer peinlichen Reinlichkeit der Arbeitsräume zu erblicken. Dies gilt namentlich von den Werkstätten. Vergegenwärtigen wir uns, daß die meisten Rohstoffe entweder einen eigenthümlichen, oft widrigen Geruch ausströmen oder bei der Bearbeitung in reichem Maße Staub entwickeln, daß ferner oft eine größere Anzahl schwitzender und ausdünstender Menschen in einem engen Raume zusammengedrängt ist, so wird die Forderung einer aufmerksamen Reinhaltung der Werkstatt nur billig erscheinen.

Eine solche Sauberkeit wird erreicht durch täglich mehrmaliges Auskehren des Bodens, die eben nicht nur des Abends nach Schluß der Arbeit in der Dunkelheit flüchtig von den Lehrlingen vorzunehmen ist, sondern in allen Arbeitspausen ausgeführt werden muß. Und zwar genügt nicht nur ein Zusammenfegen mit dem Haar- oder Reisigbesen, sondern es muß ein reichliches Sprengen mit Wasser vorausgehen. Geschieht dies nicht, so werden beim Ausfegen die Staubtheilchen und die zwischen ihnen ruhenden Spaltpilze, die Erreger der gefährlichsten Ansteckungskrankheiten, in die Luft gewirbelt, um nachher wieder herabzusinken oder gar eingeathmet zu werden.

Ein anderes hygienisches Gebot ist die Aufstellung von Spucknäpfchen. Leider herrscht noch vielfach die Unsitte, Speichel und Schleimabsonderungen auf den Fußboden zu entleeren. Und wie viel Menschen streuen damit geradezu eine wahre Saat von Krankheitserregern aus. Die Krankheitskeime auf dem Fußboden trocknen ein, gelangen in die Luft, werden in den Körper aufgenommen und erzeugen, wenn sie günstigen Boden finden, unheilbare Leiden. Wie viele Gefahren lassen sich nicht umgehen durch die einfache Aufstellung eines Spucknapfes! Nur sind dabei noch einige Regeln zu beachten. Die Geräthe müssen dem Arbeiter bequem und in der Nähe stehen,

sie dürfen nicht unter einem hervorspringenden Gegenstand, der es verhindert, daß der Speichel auch wirklich in das Gefäß fällt, angebracht, noch in irgend einer entlegenen Ecke versteckt sein, sondern müssen neben der Arbeitsstelle in jedem Augenblick zur Verfügung stehen. Aber womit soll man den Behälter füllen? Mit Wasser, nicht mit Sand. Sand trocknet und zerstäubt, Wasser nimmt die Keime auf und behält sie, nur darf der Napf nicht zu hoch mit der Flüssigkeit angefüllt sein, damit sie nicht spritzt oder überläuft.

Der Familienvater ist der Ernährer der Familie, die Stütze des ganzen Hauswesens, von seinem Wohlergehen hängt oft das ganze Geschick seiner Angehörigen ab, und deshalb müßte sein Arbeitsraum das größte, gesündeste Zimmer der ganzen Wohnung sein; in ihm schafft er, in ihm verbringt er den größten Theil seines Lebens und in ihm müßte er sich auch am wohlsten fühlen. Statt dessen sehen wir oft die Werkstatt, die Studirstube so klein als möglich gewählt, eng, niedrig, nach dem Hofe hinaus gelegen, ohne Luft und ohne Licht.

Außer der Luft verdanken wir dem Licht unser Dasein. Eine jede Pflanze lehrt uns die Bedeutung des Lichtes, ohne dieses bleibt sie kraftlos und fahl, ihm ausgesetzt grünt und gedeiht sie. Darum sei reichliches Tageslicht im Arbeitsraum. Falsche oder ungenügende Beleuchtung hat eine doppelte Schädigung im Gefolge. Erstens greift sie die Augen an, also einen Körpertheil, dessen wir fast bei allen Arbeiten bedürfen und für dessen systematische Ueberanstrengung unsere Schuljugend mit ihrer Kurzsichtigkeit leider ein trauriges Beispiel ist. Zweitens übt das Licht auch einen Einfluß auf das Gehirn aus. Zu matte Beleuchtung verlangt eine gespanntere Aufmerksamkeit zur Erkennung des vorliegenden Gegenstandes; zu grelle blendet und erschwert das Sehen, was Blutandrang zum Kopfe hervorruft und die Gehirnernährung stört.

Man fasse also stets zuerst die natürliche Beleuchtung seines Arbeitsraumes in's Auge und wähle je nach dem Grad der vorhandenen Helligkeit die Farbe des Anstrichs und der Tapeten für die Wände, sowie die Färbung und die Größe der Vorhänge für die Fenster. Arbeiten, die äußerst fein und zart sind, heischen natürlich eine hellere Beleuchtung, als solche von gröberer und derberer Natur.

Infolge unseres Klimas sind wir einen großen Theil des Jahres darauf angewiesen, die uns fehlende Wärme durch künstliche Heizung zu ersetzen, und wir müssen uns daher befleißigen, diesen Ersatz in der Weise zu regeln, wie es für unseren Körper am zuträglichsten ist. Ein körperlich arbeitender Mensch bedarf wegen der mit seiner Arbeit verbundenen Bewegung durchschnittlich weniger Wärme, als ein geistig Schaffender, der oft stundenlang fast bewegungslos auf seinem Stuhl sitzt. Allzu große Wärme vermehrt aber den bei geistiger Anstrengung ohnehin eintretenden Blutreichthum im Gehirn außerordentlich, und deshalb muß stets darauf geachtet werden, daß die Temperatur des Arbeitsraumes nie zu hoch oder zu niedrig ist. Gleichmäßigkeit der Zimmerluft, etwa 15 bis 16 ° R., schützt am besten vor Erkältungen. Deshalb darf der Arbeitsplatz auch nicht in der Nähe des Ofens, sondern muß in genügender Entfernung davon gelegen sein. Zur Kontrole der Temperatur soll man sich stets des Thermometers bedienen, da das körperliche Empfinden oft täuscht und zu Irrungen Veranlassung gibt.

Von großer Bedeutung für das körperliche Wohlbefinden ist die Haltung bei der Arbeit. Zwar liegt bei vielen Beschäftigungen ein Vornüberbeugen des Rumpfes und Kopfes in der Natur der Sache, aber vielfach wird doch auch das rechte Maß überschritten, und die Arbeiter hocken zusammengekrümmt, mit eingezogener Brust, den Kopf kaum einen halben Fuß über die Arbeit haltend,

auf ihren Plätzen. Gebeugtes Sitzen drückt die Bauchorgane zusammen und stört dadurch den Blutlauf, erschwert die Verdauung und verhindert die dem Körper so nöthige Zufuhr von Nahrungsstoffen. Sehr viele Männer ziehen sich ihre Verdauungsstörungen mit allen ihren Folgen einzig und allein durch ihr fehlerhaftes Sitzen zu, und wenn sie sich befleißigen würden, von dieser Unsitte abzugehen, würden sie oft schon nach kurzer Zeit eine Besserung in ihrem Befinden bemerken können. Dies gilt sowohl für den Handarbeiter, als auch für die an den Schreib- und Studirtisch Gefesselten. Für Letztere sogar noch mehr, denn sie sind gezwungen, in höherem Grade als der Handwerker mit dem Gehirn zu arbeiten. Jedes Organ aber, welches in Thätigkeit versetzt wird, braucht Blut, und da das Gehirn mit dem Magen in einem engen Verhältnisse steht, so entzieht es diesem das Blut, das der Magen zur Verdauung nöthig hätte.

Was für den Erwachsenen, das ist in noch viel höherem Grade für die Kinder zu beachten. Auch unsere Kinder müssen ja arbeiten, um sich in der Schule die unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben, und ihr Arbeitsmaß ist kein geringes. Gerade den Kindern droht durch schlechtes Sitzen um so ernstere Gefahr, als sie sich noch in der Entwickelung befinden. In der Schule wird jetzt der Uebelstand einer fehlerhaften Sitzart durch die Herstellung geeigneter Sitzbänke und die geschärfte Aufmerksamkeit des Lehrers nach Möglichkeit vermieden, aber das genügt nicht, auch zu Hause müssen die Eltern über ihre Lieblinge wachen und, wenn sie nicht in der Lage sind, ihnen besondere Arbeitstische und Arbeitssessel anzuschaffen, so müssen sie doch wenigstens durch eine passende Erhöhung des Sitzes dafür Sorge tragen, daß die Kinder frei und unbehindert arbeiten können.

Das beste Mittel aber gegen alle Stockungen der

regelmäßigen Verrichtungen des Körpers ist Bewegung in jeder Form. Menschen, welche andauernd schwer körperlich arbeiten müssen, führen instinktiv eine Veränderung in der Anspannung ihrer Muskeln herbei, indem sie sich von Zeit zu Zeit dehnen und strecken oder, wie der Volksmund sagt, sich rekeln. Diese Abspannung der für gewöhnlich angestrengten Muskulatur muß aber der denkende Mensch bewußt thun, und er kann das am besten in einer im Grunde genommen ähnlichen, aber wissenschaftlich zugestutzten Weise: der Zimmergymnastik.

Zwischen jeder Arbeit mache man hin und wieder je nach Bedürfniß eine Pause, in der es schon von Vortheil ist, die Arme in der Form von turnerischen Freiübungen einige Male nach den verschiedenen Richtungen zu strecken; dies kostet zwar einige Zeit, bringt aber durch die Frische, welche dafür den Körper überkommt, den Verlust bei Weitem wieder ein. Wohl hat diese Unterbrechung der Arbeit für den am Schreibtisch Hockenden eine größere Bedeutung, als für den körperlich Arbeitenden, aber gerade für ihn ist sie unumgänglich nöthig, will er nicht vorzeitig erschlaffen. Unser Körper ist eben in mancher Beziehung einer Maschine gleich, und wie solche am besten arbeitet, wenn alle Räder gehen, so liefert auch unser Körper die größte Arbeitskraft bei der längsten Dauerhaftigkeit, wenn möglichst alle Theile ineinander greifen.

Eines Wechsels, einer Pause in seiner Arbeit bedarf namentlich der geistig Thätige. Beherzigenswerth sagt Krafft-Ebing: „Jeder Mensch bedarf zeitweiser Entspannung vom Beruf. Je geistig anstrengender seine Thätigkeit ist, um so eher und mächtiger macht sich dieses Bedürfniß geltend. Die Diätetik der Erholung hat darin zu bestehen, daß die Ruhe- und Arbeitsstunden richtig vertheilt sind, und daß die Erholung nicht eine neuerliche geistige Strapaze darstellt. Für die Erfüllung der ersteren Bedingung

ist eine passende Tageseintheilung des Berufslebens nothwendig.

Die Tagesarbeit darf nicht auf einen Sitz bis zur Erschöpfung geleistet und von einer vielstündigen Erholungspause gefolgt sein. Eine solche Eintheilung ist fehlerhaft, weil sie zu einer Uebermüdung des Gehirns führt, die während einiger Stunden geistigen Ausruhens nicht wieder ausgeglichen werden kann. Zu Zeichen wirklicher Ermüdung des Geistes sollte es nie kommen. Die Verausgabung der Spannkräfte darf nie bis zur Erschöpfung gesteigert werden, gerade so wenig wie in einem soliden Hausstand eine Erschöpfung der Vorräthe und Baarmittel eintreten darf.

Auf zwei bis drei geistige Arbeitsstunden sollte eine Erholungspause kommen. Sie wird am besten mit einem Spaziergang, einer Mahlzeit, einem Spiel, Musiziren, Lesen der Tagesjournale, Garten-, Haus- und gewerblicher Arbeit zugebracht. Die Tageseintheilung in vielen Schulen und Bureaux ist fehlerhaft. Ein Schüler, der vier Schulstunden hintereinander zu leisten hat, ein Beamter, der von acht oder neun Uhr früh bis zwei Uhr angestrengt zu arbeiten hat, leistet weniger und ist mehr angestrengt als der, welcher sein Pensum auf Vor- und Nachmittag mit Zwischenpausen eintheilen kann."

Wie viel Stunden ein geistiger Arbeiter anhaltend thätig sein kann, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, läßt sich nur annähernd bestimmen. Die wenigsten Menschen jedoch sind im Stande, länger als drei Stunden hintereinander angestrengt geistig zu arbeiten.

Eine Hauptsache für den geistigen Arbeiter ist Wechsel der Thätigkeit. Und dadurch wird es vermieden, daß einzelne Funktionen der Hirnrinde übermäßig in Anspruch genommen werden, denn bei geistiger Thätigkeit sind nicht alle Abschnitte jener gleichmäßig betheiligt. Geistige

Thätigkeit, wenn andauernd und intensiv, führt jedenfalls zu Blutüberfüllung und dadurch zur Reizung der betreffenden Gehirntheile. Ein Wechsel der Thätigkeit jedoch bringt den betreffenden in Anspruch genommen gewesenen Hirnabschnitten Erholung. Diese ruhen aus, während andere in Thätigkeit treten.

Treffend sagt Feuchtersleben von der Geistesthätigkeit: „Sie muß in der rechten Stunde den rechten Gegenstand mit Liebe ergreifen, sie muß abwechseln — mit Ruhe und mit den Gegenständen. Die Natur des Geistes ist so geartet, daß uns der Wechsel meist mehr Erholung schafft, als Ruhe. Sie muß ihr Maß bewahren, ohne Rast, aber ohne Hast."

In dem rechten Maßhalten liegt das Rezept für jeden Arbeitenden, das, richtig befolgt, ihm andauernde Frische und Arbeitslust verbürgt. Wer freilich nur ausnahmsweise einmal Hand an irgend eine ermüdende Arbeit legt, der wird vielleicht in kürzerer Zeit ein größeres Arbeitspensum leisten und deshalb geringschätzig auf die Berufsarbeiter herabsehen, aber der hinkende Bote wird nicht auf sich warten lassen, denn er wird Tags darauf eine Ermüdung fühlen, die einer Erholung bedarf, welche in gar keinem Verhältniß zu seiner Leistung steht. So eigenthümlich wie es klingen mag, ein gewisses Maß von Faulheit ist nur zu loben.

Der Steinträger, der tagtäglich seine Last Mauersteine den Bauhandwerkern auf das Gerüst hinaufträgt, ist im Stande, Jahre hindurch diese beschwerliche Arbeit zu verrichten. Ueberladet er sich auch nur für kürzere Zeit, oder dehnt er seine Arbeitsstunden länger aus, so tritt mit unfehlbarer Sicherheit in der folgenden Periode eine desto sichtbarere Ermüdung ein, die ihn zu einer Herabsetzung oder Einstellung seiner Arbeit zwingt.

Daher sind auch die sogenannten Ueberstunden, die

Nachtarbeit, verwerflich. Zeitig in's Bett und zeitig heraus, macht Gesundheit, Wohlstand und Weisheit aus, lautet ein englischer Sinnspruch, der eine goldene Wahrheit birgt. „Die Nachtarbeit, die mancher Spätaufsteher so gern lobt," sagt Otto Dornblüth, „riecht doch nur nach der Lampe; dasselbe würde frischer und schneller gearbeitet werden, wenn nach erquickendem Schlafe das Licht des neuen Tages zu lebendigem Thun während der naturgemäßen Zeit antriebe. Ein erheblicher Uebelstand der Nachtarbeit ist auch, daß sie den Schlaf beeinträchtigt und in seine Traumgedanken die Fortsetzung der letzten Aufgaben einflicht."

Für den geistig Schaffenden ist es ein bedeutsames Erforderniß, daß der Platz seiner Thätigkeit allen Störungen von Außen entzogen ist. Ruhe, Vertiefung in die Arbeit, befördert den Flug der Gedanken, den Fluß der Worte und die Richtigkeit der Schlüsse. Darum ist alle Ablenkung und Zersplitterung zu vermeiden, welche die Arbeitskraft lähmen und schwächen könnte. Hier bietet sich auch für die Hausfrau ein ergiebiges Feld, auf dem sie zu Nutzen ihres Lebensgefährten wirken und ihm seinen Beruf erleichtern kann. Wie viel Schreien und Weinen der Kinder läßt sich nicht umgehen durch ein energisches Wort, wie viel Fragen, die der Haushalt mit sich bringt, sind nicht leicht nach der Arbeitszeit zu erledigen, statt daß der Ernährer mitten in seiner Beschäftigung gestört wird, und wie gut können die Dienstboten angehalten werden, die Thüren nicht zuzuschlagen, sondern sie leise und geräuschlos zu schließen.

Umgekehrt verhält es sich bei der mechanischen Handarbeit, die keiner besonderen Aufmerksamkeit bedarf. Wenn die Hausfrau ihre häuslichen Angelegenheiten beendet hat, dann setzt sie sich mit ihrer Häkelei und Stickerei an das Fenster, von wo sie von Zeit zu Zeit einen Blick auf die

Straße werfen kann. Diesen Wink sollte man bei der Einrichtung der Werkstätten berücksichtigen. Schiller sagt in der „Glocke": „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort," und in der That befördert eine anregende Unterhaltung die Arbeitslust und Arbeitsleistung. Eine Unterhaltung aber von gleichem Werth, nur in anderer Weise, ist die Augenweide, die dem Menschen durch eine Reihe abwechselnder Bilder gewährt wird. Der Arbeiter, der hin und wieder einmal aufschaut und auf die Straße blickt, wird froher und wohlgemuther bei der Arbeit sitzen, als sein Genosse, der tagüber auf einen finsteren Hof oder eintönige Dächer sieht; er wird Anregungen in den verschiedensten Formen empfangen, die ihn aufwecken und lebendig machen, daß er desto eifriger den Hammer schwingt oder die Nadel zieht.

Dann werden auch die Arbeitsstunden schnell und heiter verfließen, und nach gethaner Arbeit wird desto besser auch die Erholung schmecken. Die Erholung in ausgeprägtester Form bringt aber der Sonntag, sollte sie wenigstens bringen. Beklagenswerth sind alle die, welche meinen, durch Nebenarbeiten am Sonntag besondere Vortheile erringen zu können und sich deshalb ihre Erholungszeit verkürzen. Gerade das Umgekehrte ist das Richtige; wer seinen Sonntag in passender Weise als Erholungstag ausnutzt, wird an den folgenden Tagen noch einmal so geschäftig bei der Arbeit sein, als der, welcher pausenlos in der Tretmühle des täglichen Lebens sich abmüht. „Wollte Jeder hier wirken, so viel in seiner Macht steht," heißt es in der „Hygiene der geistigen Arbeit", „würde die öffentliche Gesundheit unendlich gewinnen. Gewohnheit und Unkenntniß wirken dem vorläufig mannigfach entgegen, und es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß vollkommen selbstständige und in ihrer Zeit gar nicht überlastete Menschen, nur weil sie sich nichts dabei denken,

jahraus jahrein ohne regelmäßigen Tag der Erholung leben."

Aber wie ist dieser Erholungstag zu verbringen? Von vornherein kann gesagt werden: nicht so, wie es in der Regel geschieht. Nicht der Aufenthalt in tabaksrauch-erfüllten und bierduftenden Restaurationen und Cafés bis tief in die Nacht hinein ist eine Erholung, sondern draußen im Freien, in der Natur, wird Herz und Verstand erquickt, dehnt sich die Brust aus, zieht die Lunge die reine Luft ein, glänzen die Augen und röthen sich die Wangen. Es wird noch viel zu wenig an Spazierengehen gedacht, denn für gewöhnlich erstreckt sich der Spaziergang nur bis zu dem nächsten Wirthshaus, das vor dem Thore liegt. Haben die ganze Woche über die Arme ihre Bewegung gehabt, wollen die Beine wenigstens an einem Tage das gleiche Recht genießen. Deshalb braucht man nicht vollständig dem Wirthshaus**besuch** zu entsagen, aber man muß sich abwenden von dem Wirthshaus**leben**. Eine Cigarre bei einem unterhaltenden Gespräch geraucht, eine Tasse Kaffee, ein Glas Bier in angenehmer Gesellschaft genossen, sind gewiß ein Genuß, aber in größeren Mengen verbraucht, verursachen sie sammt und sonders eine Lähmung des Nervensystems, eine Verschlechterung der Gesundheit und des Wohlseins.

Die vornehmlichste Stärkung zur Arbeit ist der Schlaf, und deshalb sollte auch ein Jeder darauf bedacht sein, sich dieses kostbare Kräftigungsmittel unbeschädigt zu erhalten. Aber auch hier ist eine kluge Benutzung der Verhältnisse die beste Rathgeberin. Ein gesunder Mensch sollte nie sein Schlafzimmer über 10 ° R. erwärmen. Schlafen bei offenem Fenster ist, wenn Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, die verhindern, daß der Luftzug über den Schlafenden hinstreicht, sehr zu empfehlen. Die Dauer des Schlafes muß dem Alter und der Beschäftigung des Individuums

angemessen sein, man kann sowohl zu viel als zu wenig schlafen. Mit zunehmendem Alter nimmt das Schlafbedürfniß immer mehr ab.

Der Säugling bedarf 16 bis 20 Stunden, ein Kind bis zu 3 Jahren mindestens 12, ein solches von 8 bis 10 Jahren mindestens 10, ein Mensch von 11 bis 20 Jahren wenigstens 9, und ein Erwachsener etwa 7 Stunden Schlaf. Daß der Schlaf vor Mitternacht besonders zuträglich sei, ist allgemeine Volksannahme, aber wissenschaftlich keineswegs feststehend. Es scheint nur auf die Dauer des Schlafes, nicht auf die Stunde anzukommen. Zu vermeiden ist jenes Hindämmern, das sich oft nach dem Erwachen einzustellen pflegt. Es ist ja, wie ein Jeder aus eigener Erfahrung wissen wird, ein äußerst angenehmes Gefühl, aber in diesem halbwachen Zustand wird das Gehirn von einer solchen Menge verworrener Vorstellungen bestürmt, daß Kopfschmerzen und Mattigkeit die regelmäßige Folge sind.

Arbeit ist die Würze des Lebens, ohne sie würde uns unser Dasein bald zur Last werden, durch sie verschaffen wir uns alle Genüsse, ist aller Fortschritt auf Erden geschehen. Aber wie beim Genuß, so heißt es auch hier: „Alles mit Maß!" In dieser Erkenntniß müssen wir uns bestreben, bei der Entfaltung unserer Fähigkeiten stets das rechte Maß einzuhalten, denn gerade darin zeigt sich das Wesen des denkenden und wahrhaft gebildeten Menschen. Wer dies außer Acht läßt, der arbeitet seinem eigenen Wohl entgegen und wird die Folgen seiner Thorheit über kurz oder lang bitter büßen müssen.

Humoristische Streifzüge.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

III.

Allerlei Enthusiasten.

Jener hohe, freudevolle, unser ganzes Wesen ergreifende und mit sich fortreißende Aufschwung des menschlichen Gemüthes und Geistes, den wir Enthusiasmus, Begeisterung nennen, weil der Mensch dabei gleichsam unter dem Einflusse eines Dämons steht, ist, wie Alles auf dieser schönen Erde, nicht von unbedingtem Werthe. Zwar führt die Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne zu den edelsten Handlungen, aber ebenso stellt sich die Begeisterung, wenigstens in ihren niedrigeren Graden, auch in den Dienst des Schlechten, des Verkehrten, des Verderblichen. Daher verdanken wir diesem eigenthümlichen Erregungszustand der menschlichen Seele nicht nur die erhabensten Thaten, die tiefsten philosophischen Erkenntnisse und die größten Kunstwerke, sondern auch viele schlimme Ausschreitungen, Irrthümer, Dummheiten und Narretheien aller Art.

Besonders bei der großen Masse der gewöhnlichen Menschen äußert sich die Begeisterung, wenn sie je einmal in solche gerathen, meist in Narretheien, und es ist noch lange nicht das Dümmste oder Komischeste, was auf diesem Gebiete geschieht, wenn „begeisterte" Studenten einer

Sängerin oder Schauspielerin die Pferde ausspannen, um selbst den Wagen zu ziehen.

So wissen wir von einem ungarischen Viehhändler, den die musikalischen Schöpfungen Joseph Haydn's so sehr begeisterten, daß er erklärte, die Tochter eines Geschäftsfreundes ohne alle Aussteuer heirathen zu wollen, wenn ihm dieser einen neukomponirten Tanz von Haydn zur Hochzeitsfeier verschaffe. Der „erste Musikant der Welt", wie Haydn damals — es war im Jahre 1756 — von seinen Verehrern genannt wurde, willfahrte dieser Bitte und lieferte eine Menuett im Dreivierteltakt, welche die Begeisterung der Hochzeitsgäste in solchem Maße erregte, daß sie beschlossen, dem großen Meister ihre Dankbarkeit für den verschafften Kunstgenuß zu beweisen. Dies geschah denn auch, aber nicht etwa auf brieflichem Wege, sondern in ganz anderer, ungewöhnlicher Weise. Die ganze Hochzeitsgesellschaft zog nämlich, reich geputzt und einen prachtvollen, mit Blumenkränzen geschmückten Ochsen, dessen Hörner vergoldet waren, mit sich führend, nach Wien und stellte sich unter den Klängen der Menuett vor Haydn's Wohnung auf. Sodann begab sich der Bräutigam selbst zu dem Tonkünstler, versicherte denselben der Bewunderung Aller, welche die Menuett gehört, und schloß mit den Worten: „Kurz, hochberühmter Herr, ich glaube Ihnen meine innige Dankbarkeit für die schönste Menuett, welche ich je vernommen, nicht besser beweisen zu können, als indem ich Sie bitte, mir zu erlauben, Ihnen meinen schönsten Ochsen schenken zu dürfen."

Haydn weigerte sich, diesen seltsamen Beweis von Begeisterung anzunehmen, schließlich ließ er sich aber doch dazu bewegen und verlieh zum Andenken an diese Begebenheit dem Musikstücke, das sie veranlaßt hatte, den Titel „Ochsenmenuett", eine Bezeichnung, unter welcher es in musikalischen Kreisen noch heute bekannt und geschätzt ist.

Selbstverständlich erregte Meister Haydn noch sehr oft die Begeisterung seiner Zeitgenossen, nie aber in solchem Maße, wie am 27. März 1808, gelegentlich der fünfundzwanzigsten Aufführung seiner „Schöpfung". Er war damals schon ein Greis von sechsundsiebenzig Jahren und so sehr von Kräften gekommen, daß er sich nicht mehr in den Konzertsaal begeben konnte. Aber er mußte dort sein. Ganz Wien verlangte es, und so trugen ihn denn acht Musiker von anerkannt künstlerischer Bedeutung in einem mit Blumen geschmückten Lehnstuhle in den Saal. Bei seinem Erscheinen erhob sich das Publikum. Selbst Kaiser Franz von Oesterreich und seine Gemahlin Maria Ludovika standen auf, und Erzherzog Johann trat bis dicht an die Brüstung der Loge vor, um den Meister, der in seinem Lehnstuhle hoch über den Köpfen der Anwesenden schwebte, zu begrüßen. Ein Tusch ertönte, Gedichte flatterten in den Saal, adelige Damen überreichten dem Gefeierten eine poetische Huldigung, die, auf seidene Bänder gedruckt, seinen Genius pries, das Publikum jubelte ihm zu, kurz, es war ein Augenblick so großer allgemeiner Begeisterung, daß Haydn, auf's Tiefste ergriffen, den Wunsch aussprach, diese Stunde seligen Triumphes nicht zu überleben. Und seine innere Bewegung war so mächtig, daß er todtenbleich wurde und zu fiebern begann.

Kaum bemerkte dies die Fürstin Esterhazy, als sie ihren kostbaren indischen Shawl von den Schultern riß und die Füße des Meisters in denselben hüllte. Eine andere Dame bedeckte ihn mit ihrem Zobelpelze, eine Dritte ballte einen Mantel aus Hermelin ohne Rücksicht auf dessen Werth zusammen und machte ein Kopfkissen für Haydn daraus, eine Vierte wollte für ihn sterben, aber glücklicherweise war dieses Opfer nicht nöthig, denn die Begeisterung übte, wie schon so oft zuvor, auch auf Haydn eine belebende Wirkung aus, so daß er sich plötzlich

erhob, wie neu verjüngt zum Klavier schritt und die von ihm komponirte österreichische Nationalhymne zu spielen begann. Als er zu Ende war, zeigte es sich, daß auch der Funke der Begeisterung in seiner Brust verglüht sei. Kraftlos wie zuvor sank er wieder in den Lehnstuhl und verlangte, nach Hause gebracht zu werden.

Noch ein Jahr rang er mit dem fortschreitenden Leiden, ehe er starb.

Das Widerspiel Haydn's und Mozart's, welch' Letzterer aus reiner Begeisterung über die Werke des Ersteren häufig in Thränen ausbrach, war Beethoven. Diesen gewaltigen Meister der Töne hat Niemand je begeistert gesehen. Auch war er für Ausbrüche der Begeisterung so unempfindlich, daß ihn einmal im Salon des Fürsten Liechtenstein selbst die fußfälligen Bitten dreier der höchsten Aristokratie angehörigen Damen nicht zu bewegen vermochten, ein Musikstück, das die Gesellschaft in Entzücken versetzt hatte, zu wiederholen. Und doch athmen seine Werke eine Gluth und Leidenschaft, welche nur als Ausfluß der Begeisterung betrachtet werden kann.

Ein großartiges Beispiel von krankhafter Kunstbegeisterung, wie es nicht oft vorkommt, haben alle unsere Leser selbst kennen gelernt in König Ludwig II. von Bayern, der, seiner eigenen Aeußerung zufolge, alle Werke Richard Wagner's auswendig kannte, und bei dem ein Gesangsvortrag aus irgend einer Wagner'schen Oper hinreichte, den heftigen, aller ärztlichen Kunst trotzenden Kopfschmerz, an dem er litt, zu bannen. Ferner nahmen mit der Zeit all' die Zeichen königlicher Huld, womit er so viele Künstler beglückte, eine Form an, welche auf „Lohengrin" hinwies. So erhielt ein berühmter Repräsentant des Schwanenritters (Nachbaur) neben Juwelen und Kostbarkeiten aller Art eine Lohengrin-Rüstung aus gediegenem Silber, und dann wieder eine Meerschaumpfeife, auf deren Vorderseite, in

einem Kreise von etwa zehn Centimetern Durchmesser, die Schlußscene des ersten Aktes aus Lohengrin in wunderbarer Bildarbeit veranschaulicht war. Bekannt ist auch, daß er in seinem Wintergarten auf dem künstlichen See selbst im Muschelkahn als Lohengrin umherschwamm, während eine hinter Gebüschen versteckte Sängerin die Elsa singen mußte.

Die Kunstbegeisterung, welche Ludwig II. auch noch bei anderen zahllosen Gelegenheiten offenbarte, war übrigens eine ererbte Eigenschaft, denn wie bekannt, war der Großvater dieses Monarchen, König Ludwig I. (gest. 1868), einer der begeistertsten Freunde und Förderer der Künste und Wissenschaften, der dem Maler Amerling auf dessen Bemerkung, er könne wegen mangelnder Festkleider der königlichen Ladung zum Mittagessen nicht entsprechen, einmal zur Antwort gab: „Ach was, Sie werden mir auch in Hemdsärmeln willkommen sein."

Blättern wir vorläufig noch in der Musikgeschichte weiter, so finden wir, daß Franz Liszt wohl derjenige Musiker ist, welcher während seines allerdings langen künstlerischen Wirkens die meisten Beweise von Begeisterung erhielt. Keiner war jedoch seltsamer, als der jenes deutschen Mädchens, welches Liszt's Namen, wo immer es denselben lesen mochte, herausschnitt, auf Bonbons aufklebte und diese verzehrte. Eine Russin wieder folgte dem Meister jahrelang als Schülerin durch die Welt und fühlte sich überglücklich, wenn sie dann und wann zu seinen Füßen sitzen durfte.

Ein anderer Meister, Rossini, begeisterte den berühmten Kochkünstler Dupléré derartig, daß dieser nur noch Rossini'sche Musik hören wollte. Wenn er auf seinem Gebiete etwas Außerordentliches leisten, eine noch nie dagewesene Speise herstellen wollte, ließ er sich eine Rossini'sche Arie oder Melodie vorspielen, wohingegen Rossini von den

kulinarischen Leistungen dieses Koches so begeistert war, daß er denselben „das Genie der Küche" nannte. Einmal bot er ihm zweitausend Franken für das Geheimniß der Zubereitung eines Gerichtes, aber Dupléré erklärte, dasselbe dem Meister unentgeltlich überlassen zu wollen, wenn ihm dieser die Ehre anthun würde, ihn zu einer Vorstellung seines „Wilhelm Tell" in der großen Oper persönlich abzuholen und ihm zu erlauben, die Aufführung in seiner — Rossini's — Loge, an dessen Seite zu genießen. Rossini, ein großer Geizhals und Feinschmecker dazu, war überglücklich, so billig in den Besitz der leckeren Kochvorschrift zu gelangen, und eines Abends saßen die Beiden richtig im Theater, der Koch in den Melodien Rossini's, dieser aber im Vorgeschmacke des unvergleichlichen Gerichtes schwelgend.

So hatte ein Enthusiast den anderen erfreut und beglückt, und darauf laufen im Grunde genommen alle Aeußerungen der Kunstbegeisterung hinaus.

In Brasilien bedient man sich zum Ausdrucke derselben weißer Täubchen, die, mit bunten Bändern geschmückt und mit Gedichten versehen, aus dem Zuschauerraume auf die Bühne flattern. Dem Fräulein Stahl, der deutschen Primadonna an der großen Oper von Rio de Janeiro, kamen eines Abends ein paar hundert solcher Thierchen zugeflogen, und dann verstieg sich die Begeisterung der Herrenwelt so weit, der Gefeierten Cylinderhüte in der wohlerwogenen Absicht zuzuwerfen, daß nun ein Grund vorhanden sei, der Diva persönlich aufzuwarten und nach überschwenglichstem Danke für den seltenen Kunstgenuß die Hüte zurückzuverlangen. Demgemäß wurde denn auch gehandelt. Aber nicht genug damit: Kavaliere spannten der Sängerin allabendlich die Pferde aus und zogen sie im Triumphe nach Hause.

Wie bekannt, ist diese Auszeichnung noch so mancher

anderen Künstlerin widerfahren. Zuletzt wurde sie der französischen Sängerin Madame Marie Roze in Edinburgh Seitens der dortigen Studenten zu Theil. Dieselben befanden sich, wie berichtet wird, in einem förmlichen Taumel, und als Madame Roze kurz vor ihrer Abreise gar mit der Studentenmütze auf dem Kopfe vom Balkone ihres Gasthofes zu den jugendlichen Enthusiasten sprach, als sie ihnen zurief: „Ich lasse mein Herz bei euch!“ da war die Ekstase fertig, und Alles schwelgte in der Vorahnung des in Aussicht gestellten Glückes. —

Nicht so stürmisch, aber origineller kam einst die Begeisterung für die Schauspielerin Madame Favart in Rouen zum Ausdrucke. Als ihr nämlich ein Blumenstrauß zugeworfen wurde, schwang sich ein Mann aus dem Zuschauerraume auf die Bühne, erfaßte den Strauß, überreichte denselben mit einer Verbeugung der Künstlerin, umarmte sie sodann und küßte sie ein paarmal herzhaft auf beide Wangen. Das überraschte Publikum lachte zuerst, dann aber, als die Gefeierte für diese „Ovation“ dankte, brauste ein Beifallssturm durch das Haus, und nicht Wenige bezeugten Lust, ihrer Begeisterung für Madame Favart in gleicher Weise Ausdruck zu geben.

Ueberhaupt gelingt es den französischen Schauspielern sehr leicht, die Begeisterung des Publikums zu erregen. Gar oft verhalfen, wie bei Sarah Bernhardt, schon hysterische Launen zu großen Triumphen. Keiner war jedoch größer als derjenige der Tragödin Roucourt, denn als sie am 22. September 1772 in der Rolle der „Dido“ auftrat, „da lachte und weinte das Publikum, da umarmten sich wildfremde Menschen im Gefühle namenlosen Entzückens,“ da raste ein Beifall durch das Haus, als seien „die kurz vorher erst so ruhigen Menschen sämmtlich verrückt geworden.“ Eintrittskarten zu den ferneren Vorstellungen der Roucourt waren nur unter Lebensgefahr

oder zu fabelhaften Preisen zu erringen. Schließlich erstürmte das begeisterte Publikum sogar das Theater, und Ludwig XV. stellte die Roucourt dem Thronfolger als „Ihre Majestät die Königin Dido“ vor.

Solch' eine Auszeichnung ist nicht einmal der berühmten tragischen Heldin des Wiener Hofburgtheaters, Frau Wolter, widerfahren. Gleichwohl geht gerade von ihr der elektrische Strom einer Begeisterung aus, der sich, als noch das alte Hofburgtheater bestand, von rasendem Beifalle, Blumenspenden, Lob und Preis in Wort und Bild abgesehen, besonders dadurch äußerte, daß sich, wenn das Auftreten der Wolter angezeigt war, viele Menschen oft schon des Morgens vor der geschlossenen Pforte dieses Musentempels aufstellten und, allen Unbilden der Witterung trotzend, geduldig warteten, bis diese Pforte des Abends erschlossen wurde. Dann wurde im Fluge die vierte Gallerie erklimmt, welche denn auch das eigentliche Heim der Enthusiasten war. Von so Manchem wußte man, daß er oder sie das Bild des „Lieblings“ auf dem Herzen trage, und es überraschte daher Niemanden, als sich am Abende des Todestages der berühmten Schauspielerin Julie Rettich einer dieser Enthusiasten an die Besucher der vierten Gallerie mit der Bitte wandte, an dem Leichenbegängnisse theilnehmen zu wollen, was denn auch allseits zugesagt und gehalten wurde.

Auch an komischen Beweisen der Kunstbegeisterung hat es in Wien ebenso wenig wie anderwärts gefehlt. So mancher Darsteller hartgesottener Bösewichte wurde von naiven Theaterbesuchern weidlich durchgebläut. Ein Schneider bot seinem Lieblinge, einem Heldenspieler, als Dank für die vielen genußreichen Stunden, freie Kleidung für Lebenszeit an, und ein Wurstfabrikant gab seiner Begeisterung für einen Komiker durch Spendung eines großen Kranzes aus Würsten Ausdruck. Man trägt

Sonnenthal- und Girardihüte, Wolterfrisuren u. s. w., und wenn die „Theaterfeldwebel“ nicht wären, dann würde so manche beliebte Künstlerin gezwungen sein, der gefeierten Tänzerin Fanny Elsler nachzuahmen, welche die Thüre ihrer Garderobe bewachen lassen mußte, um vor dem Besuche zudringlicher Enthusiasten sicher zu sein.

Nur einer dieser Gilde, der neunundsiebenzig Jahre alte Joseph v. Strahlendorf, war von der strengen Maßregel nicht betroffen. Er durfte jederzeit eintreten, und als er eines Abends kam und von Fanny hörte, daß sie der zum Bestreichen ihrer Tanzschuhe überaus nothwendigen Kreide entbehre, und daß dieselbe wegen des Sonntags nicht zu haben sei, da verließ der Alte mit dem Versprechen, das Fehlende zu beschaffen, die Garderobe. Nach einiger Zeit kam er zurück und legte richtig eine Menge Kreidestücke zu den Füßen der Tänzerin nieder. „Sie sind mein Retter!“ sagte die „Unvergleichliche“. „Aber was bin ich Ihnen für diesen Dienst wohl schuldig?“ — „Zehn Gläser Zuckerwasser,“ war die Antwort, „denn ich mußte in ebenso viele Kaffeehäuser gehen, um die Kreide von den Billardtischen zu stehlen.“

Das ist übrigens weder das erste, noch das schwerste Vergehen aus Begeisterung, denn so unglaublich es auch klingen mag, Johann Peter, Verwalter des niederösterreichischen Provinzialstrafhauses, hat seinem eigenen Geständnisse zufolge einerseits aus Begeisterung für die Schädellehre des Doktor Gall, andererseits aber „aus Verehrung für den großen Haydn“ das Grab dieses Tonkünstlers auf dem Hundsthurmer Friedhofe in Wien nächtlicherweile geöffnet, sich den Schädel angeeignet, denselben in einem dazu angefertigten Kästchen verwahrt und ihn erst kurz vor seinem Tode einem Arzte übergeben, aus dessen Händen er schließlich in das Wiener pathologisch-anatomische Museum gelangte, wo er sich noch befindet.

Daß hiermit die Reihe der Verbrechen aus Begeisterung nicht erschöpft ist, liegt auf der Hand. Ebenso wurden nicht alle Ursachen der Begeisterung beleuchtet, und so sei denn gleich angeführt, daß Friedrich v. Bodenstedt, Gladstone und Zar Alexander I. wohl die seltsamsten Beweise der Begeisterung aus persönlicher Verehrung erhalten haben. Und zwar der Erstere dadurch, daß man sich, als er im Jahre 1877 Ungarn bereiste, bei seiner Gemahlin nach seinen Leibgerichten erkundigte und ihm sodann überall, wohin er kam, Wildpret, Geflügel und Selleriesalat, sowie Rothwein vorsetzte; Gladstone aber durch das gleichzeitige Erscheinen von zweitausend begeisterten Verehrern, welche, da es gerade Sonntag war, durch eine Rede von ihm erhoben werden wollten. Was jedoch den Beherrscher aller Reußen anbelangt, so hätte derselbe der Gemahlin des schwedischen Generals C. gewiß nicht die Hand geküßt, wenn er auch nur eine Ahnung davon gehabt haben würde, dieser Beweis höfischer Sitte könnte die Dame derartig begeistern, daß sie, um den Kuß des Kaisers bis an's Grab mit sich zu tragen, ihre Rechte nie wieder waschen und stets in einem Glacehandschuh verwahrt halten werde.

Gegen solche wunderlichen Auswüchse der Begeisterung läßt sich natürlich nicht ankämpfen, und weder Tadel noch bitterer Spott vermag zumal jene Abart des Enthusiasmus zu unterdrücken, die bei Wettrennen in der Verhimmelung der Jockeys und Bejubelung der Pferde so grell zu Tage tritt. Aber wiewohl der Besitzer eines Marstalles in Oesterreich beim Wiener Derby von 1888 in seiner Begeisterung für den vierbeinigen Sieger so weit gegangen ist, demselben vor allem Volke um den Hals zu fallen, so sollte er doch noch überboten werden, denn wie neuestens offenbar wurde, verbringt eine hochgeborene Rennpferdbesitzerin den ganzen Tag im Stalle, speist daselbst,

füttert ihre Lieblinge mit Zuckerwerk und Kompott und hat einen Reitknecht, der jüngst einmal eines der bissigen Pferde ein nichtsnutziges Vieh nannte, wegen Beleidigung ihrer Lieblinge aus dem Dienste gejagt.

Mehr kann man aus Sport-Enthusiasmus wohl nicht leisten, es wäre denn, man stürbe nach einem berühmten Muster vor Begeisterung auf dem Flecke, wie Cheilon von Sparta. Dieser edle Grieche erklärte, als er seinen Sohn bei den olympischen Spielen siegen sah, nicht würdig zu sein, der Vater solch' eines Mannes zu heißen und brach zu dessen Füßen todt zusammen.

Und das war einer der sogenannten sieben Weisen Griechenlands, gehörte also einer Gattung von Menschen an, der häufig Begeisterungsunfähigkeit zugeschrieben wird, eine Eigenschaft, die übrigens ebenso gut eine Folge der höchsten Weisheit, wie des Stumpfsinnes sein kann. Zum Glücke kommt diese Begeisterungsunfähigkeit nur selten vor, und die weitaus größte Zahl der Menschen trägt den Funken des echten Enthusiasmus in der Brust, einen Funken, der zur Flamme entfacht, seit jeher die Quelle des Edlen und Schönen war und bleiben wird für alle Zeiten.

Ein Ausflug nach Tasmanien.

Reiseskizze

von

Fred Sicherer.

(Nachdruck verboten.)

Während meines Aufenthaltes in Australien empfand ich häufig den lebhaften Wunsch, einen „Abstecher" nach Tasmanien oder Van Diemensland zu machen, um diese ehemalige Verbrecherkolonie etwas näher kennen zu lernen, und da von Melbourne zweimal wöchentlich sehr gut eingerichtete Dampfer dahin abgehen, so schiffte ich mich denn endlich am 26. Juni 1888, einem schönen Wintertage, an Bord der „Manapouri" ein.

Die Fahrt ging von Melbourne den Yarra-Yarrafluß hinab, der mit seinen flachen Ufern und zahllosen Krümmungen sehr monoton ist, und wir waren daher froh, nach etwa fünfstündiger Reise in die große geräumige Hobsonbai zu gelangen. An dieser liegt Williamstown, der eigentliche Hafen von Melbourne, denn dort werfen die gewaltigen Dampfer Anker, welche von Europa kommen, desgleichen die Vollschiffe, welche ihres großen Tiefganges wegen nicht bis Melbourne hinauffahren können. Ladung und Passagiere werden dann mit der Bahn in etwa anderthalbstündiger Fahrt nach Melbourne befördert.

In Williamstown signalisirte man: „Ein schwerer Sturm wüthet außerhalb der Bai," allein unser Kapitän

meinte, der Sturm wende sich sehr bald und rasch nach Westen, und bis wir aus der Bai herauskämen, was etwa drei Stunden beanspruche, sei Alles „klar" in unserem Kurse.

Die Ansicht des erfahrenen Seemannes erwies sich als richtig, wir hatten verhältnißmäßig ruhige See. Am folgenden Tag war schönes Wetter, und wir kamen Mittags in Sicht der Flindersinseln, einer ziemlich kahlen, von spärlicher Vegetation bedeckten Gruppe, die nur insofern Interesse hat, als auf ihr die letzten eingeborenen Tasmanier, die von der britischen Regierung dahin versetzt waren, ausstarben.

Die Fahrt durch die Baßstraße der Strömung halber vermeidend, fuhr die „Manapouri" durch die parallel laufende engere Banksstraße, und so bekamen wir Tasmaniens Küste noch am Nachmittage desselben Tages zu Gesicht und fuhren nun langsamer längs der Küste hin, um die Einfahrt in die herrliche Derwentbai bei Tage genießen zu dürfen. Wären wir mit voller Kraft gefahren, so hätten wir die Bai um Mitternacht erreicht und nichts gesehen. Morgens 7 Uhr kamen wir in der Bai an, an deren nordwestlichem Ende das überaus malerisch gelegene Hobarttown, die Hauptstadt von Tasmanien, sich erhebt.

Die Stadt liegt auf sieben Hügeln und unmittelbar hinter ihr thürmen sich terrassenförmig die Gebirge auf, vom Knocklofty, einem Berge von etwa 1800 Fuß Höhe, bis zum Mount Wellington mit 4116 Fuß. Dazu die Bai mit ihrem klaren, tiefblauen Wasser, bedeckt von zahlreichen Fischerbooten — Alles bietet ein Bild, wie es kaum auf einem der Schweizerseen malerischer zu finden ist.

Bald kam auch Hobarttown selbst in Sicht. Obgleich kein großer Handelsplatz, hat die Stadt doch einen sehr regen Verkehr. Gut gebaute Werften, welche den Schiffen das Anlegen am Lande gestatten, und die natür-

liche vorzügliche Lage des Hafens mit seinem von Klippen und Sandbänken freien tiefen Wasser, erleichtern das Ein- und Ausladen von Gütern und Menschen ungemein.

Als wir auf fester Erde waren, bemerkten wir zu unserem Mißvergnügen eine leichte Schneedecke auf dem Boden und fühlten empfindlich die frostige scharfe Luft. Nichtsdestoweniger unternahmen einige englische Bergfexe sofort den Aufstieg auf den schon erwähnten Knocklofty, während wir Anderen zur Besichtigung der Stadt ausrückten und dieselbe in der That nicht nur reizend gelegen, sondern auch an und für sich sehr hübsch fanden. Die wohl 70 Fuß breiten Straßen, die prächtigen Gebäude, wie z. B. die Bibliothek, das Postgebäude, verschiedene Schulen, Banken, ein Theater, luxuriös ausgestattete Läden, Gasthöfe u. s. w. nahmen unser ganzes Interesse in Anspruch, und sehr angenehm berührt wurden wir durch die große Reinlichkeit, die in und außerhalb der Häuser und auf den Straßen herrschte. Der Verkehr ist in Anbetracht dessen, daß Hobarttown nur etwa 28,000 Einwohner zählt, ein sehr reger, und in den Vorstädten, die ebenfalls licht und weit gebaut sind, zeigt sich eine gutentwickelte, lebhafte Industrie.

Die Stadt wurde im Jahre 1803 gegründet und war ursprünglich eine Verbrecherkolonie und infolge dessen auch eine Militärstation. Jetzt erinnert nur noch ein altes Gefängniß, das zum Irrenhause umgewandelt ist, an jene Zeiten, denn seit 1853 hat auf energischen Protest der freien Einwohner Australiens und Tasmaniens die Deportation nach den australischen Kolonien von Seite Englands vollständig aufgehört.

Eine Seefahrt von drei bis vier Stunden bringt uns nach Port Arthur, und auf der Westseite der Insel liegt Macquarie Harbour, beides ebenfalls ehemalige Verbrecherkolonien. Von der Behandlung der Deportirten durch die

englischen Gouverneure und ihre rohen Beamten erzählt man sich noch heute in Tasmanien entsetzliche Geschichten, von denen ohne Zweifel das Meiste erfunden oder übertrieben ist, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man bedenkt, daß zahlreiche Einwohner der oben genannten Orte frühere Sträflinge oder Nachkommen von Sträflingen sind.

Der Seltsamkeit wegen will ich jedoch Einiges, was mir berichtet worden, hier wiedergeben.

Haarsträubend soll es schon in Hobarttown hergegangen sein, weit schlimmer aber noch in Port Arthur und Macquarie. Tausende wurden dort angeblich im Laufe der Jahre förmlich zu Tode geschunden, Tausende versuchten zu entfliehen und kamen dabei elendiglich um oder kehrten, zu Skeletten abgemagert, wieder zu ihren Quälgeistern zurück, denn der Hunger ist ein gar gewaltiger Herr, und in diesem Theile der Insel machen wilde Gebirge und undurchdringliche Forsten jedes Entkommen unmöglich. Auch waren die damals noch existirenden Ureinwohner Tasmaniens den Entflohenen sehr gefährlich. Monatelang irrten die Elenden häufig umher, um sich am Ende wieder da einzufinden, von wo sie ausgegangen; wiederholt kam es vor, daß die Entflohenen, gequält vom rasendsten Hunger, einander anfielen und auffraßen, wobei natürlich der Stärkste Meister blieb; es war auch nicht selten, daß Mancher der Zurückkommenden selbst gleichsam „angefressen" war, sei es, daß ihn seine Leidensgenossen angefallen und ihm Stücke vom Leibe gerissen, oder er sich selbst im Wahnsinn des Hungers Fleisch von Armen oder Beinen weggebissen hatte. Und doch war Alles umsonst — der Unglückliche kam zurück, erduldete neue und härtere Strafe, bis endlich der Tod ihn von seinen fürchterlichen Leiden befreite.

Die Greuel, die von brutalen, übermüthigen Beamten

begangen wurden, spotten jeder Beschreibung. Port Arthur liegt auf einer Halbinsel, die durch eine schmale Landzunge mit dem Hauptland verbunden ist. Diese Landzunge, nur etwa 250 Fuß breit, war Tag und Nacht durch Soldaten und Bluthunde bewacht, und trotzdem wagten es Hunderte, hier zu fliehen. Zu Wasser war es noch gefährlicher, denn die überaus zahlreichen Haifische verschlangen Jeden, der sich schwimmend von diesem „Orte der Qual" retten wollte. In der ganzen langen Zeit, in welcher Port Arthur als Deportationsort diente — es wurde erst 1876 vollständig geräumt — und von den vielen Tausenden, die ihr Heil in der Flucht suchen wollten, gelang es nur Dreien, Martin Cash, Cavanagh und Jones, zu entkommen, und auch sie wurden nach zweijährigem Jammerleben in den Wäldern Tasmaniens halb verhungert wieder eingefangen. Zur Flucht getrieben wurden die Gefangenen durch die barbarische Behandlung. Die allergeringsten Vergehen gegen die berüchtigten Gefängnißregeln, ein Wort, ein Blick, eine Miene zu viel zogen Entziehung der Nahrung, Peitschenhiebe, Daumenschrauben, tagelang im „Stock" Liegen, Anbinden mit ausgestreckten Armen und Beinen, kopfabwärts und hinten überhängend, nach sich, und dies waren regelmäßig verhängte Strafen, die noch durch allerlei Henkerskünste verschärft werden konnten und es oft genug wurden. Wie gesagt, dies ist das Mildeste von dem, was mir die Leute in Tasmanien erzählten. Eine Bürgschaft für die Wahrheit übernehme ich nicht. —

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem lieblichen Hobarttown zurück.

Nachdem wir Stadt und Vorstädte gründlich besichtigt hatten, machte der Magen seine Rechte geltend. Wir bekamen in einem der Gasthöfe ein vorzügliches Mahl, bestehend aus Thee, Fischen, gebratenem vorzüglichem Ge-

flügel, Wildpret, Pudding, Aepfel, Birnen, Nüssen und dergleichen Nachtisch. Der Preis betrug nur eine halbe Krone, d. h. 2 Mark 50 Pfennig nach unserem Gelde.

Nachdem die letzte Nuß geknackt war, lud uns der Wirth in sein komfortabel ausgestattetes Rauchzimmer ein, wo ein hellaufloderndes Feuer im Kamine eine behagliche Wärme verbreitete, und als wir nun, in den bequemen Armstühlen liegend, unsere Thonpfeifen rauchten, bat uns der Wirth um Nachrichten aus Europa. Besonders ich mußte ihm viel von Deutschland erzählen. Er meinte, er hätte so gern einmal den Rhein gesehen, aber jetzt komme er wohl nicht mehr dazu, er sei jetzt 55 Jahre in Hobarttown, wohin er mit 18 Jahren als Deportirter gekommen sei.

Auf meine Frage, was er denn verbrochen, sagte er, er habe gewildert und sei dafür zu siebenjähriger Deportation verurtheilt worden. Zum Glücke für ihn sei seiner Zeit der Gouverneur einer der Wenigen gewesen, welche die Sträflinge human behandeln ließen, und so sei es ihm gelungen, nach vier Jahren ein „ticket of leave“ (provisorische Entlassung) zu bekommen. Er habe dann einen kleinen Handel mit allerlei Kram begonnen und sich nach und nach zum wohlhabenden Manne aufgeschwungen; er sei auch schon einige Male zum Alderman (Stadtverordneten) gewählt worden.

Unser Wirth gab übrigens zu, daß sein Fall zu den Ausnahmen gehöre, die Meisten seiner Leidensgenossen seien längst todt, sie seien nach und nach zu Tode gequält worden, theils durch furchtbare Ueberanstrengung in den Steinbrüchen, Minen oder beim Fällen der gewaltigen Baumriesen, theils durch brutale Mißhandlung und raffinirte Grausamkeit. Beim Abschied beschenkte mich der Mann mit einem Körbchen ausgezeichneter tasmanischer Aepfel und zeigte uns dann den Weg zum Palaste und

Garten des Gouverneurs, welche, von der Stadt etwa eine halbe Stunde entfernt, sozusagen den Glanzpunkt von Hobarttown bilden, sowohl durch die herrliche Lage an der Bai, als auch durch die geschmackvolle Anlage und großartige Ausdehnung des Parkes und Gartens. Der Weg dahin führt hufeisenförmig um die Stadt selbst herum und am Ufer der lieblichen Derwentbai entlang, an guterhaltenen Lawn-tennis-Plätzen (Rasenplätze zum Ballspiel) und theilweise an sogenanntem Busch (australischer Wald mit viel Gestrüpp) vorbei. Die Kaurifichte und der Eukalyptus, diese für Australien charakteristischen Bäume, sind hier schon recht zahlreich vertreten. Endlich gelangt man auf eine kleine Hochfläche, von wo aus man eine wundervolle Rundsicht über die Derwentbucht und die sie umgebenden Gebirge hat. Dort breitet sich der Park aus, in dessen Mitte das Schloß des Gouverneurs stolz sich erhebt. Dasselbe ist nach Art einer mittelalterlichen Ritterburg gebaut und gleicht auffallend der Burg Lichtenstein. Das Wehen der englischen Flagge auf den Zinnen dieser Veste, welche ebenfalls durch Sträflinge erbaut wurde, zeigte uns an, daß der Gouverneur anwesend sei, was uns leider den Zutritt zum Schlosse selbst abschnitt. Dagegen durften wir uns im Garten und Parke selbst nach Herzenslust ergehen und Alles bewundern. Dabei kam uns sehr zu statten, daß es an diesem Tage weniger kalt war, so daß wir die Ueberzieher ablegen und es demgemäß auch begreifen konnten, daß hier Blumen im Freien während des Winters blühen.

Am meisten fiel mir auf, daß fast alle Pflanzen Europa's dort gedeihen. Wohl waren auch tropische Gewächse vorhanden, aber der ganze Garten trug das Gepräge eines europäischen. Eine kleine Schlucht, welche den Park der Länge nach durchzieht und an verschiedenen Stellen überbrückt ist, gibt ihm ein gewisses romantisches Aussehen;

nur dürfte es dem Gouverneur unangenehm sein, daß durch dieselbe eine Eisenbahn, und zwar die nach Launceston, der zweiten Stadt der Insel, fährt. Es ist freilich nur eine Schmalspur und es gehen nur zwei Züge am Tage — immerhin aber mag dies für die idyllische Ruhe der Schloßbewohner störend genug sein.

Eine Anzahl von Arbeitern war mit Herstellung neuer Wege, Beete u. s. w. beschäftigt; es fiel uns auf, daß es lauter alte Leute waren, und auf unsere Fragen hörten wir, es seien ehemalige Sträflinge, die nunmehr frei, aber zu alt seien, um noch irgend etwas beginnen zu können. Sie werden von der Regierung, so gut es eben geht, beschäftigt und erhalten später im Asyl das Gnadenbrod. Trotzdem die Leute jetzt frei waren, lastete die fürchterliche Disziplin ihrer Deportationszeit noch so sehr auf ihnen, daß sie Einen kaum anzublicken und noch weniger zu reden wagten. Erst verschiedene Sixpence ließen sie aufthauen, hatten sie doch damit Aussicht auf Branntwein und Tabak, das höchste Ziel ihrer Wünsche, und als wir gar mit einigen Schillingen herausrückten, ließen Einige von ihnen auf ihrem entblößten Rücken die fingerbreiten und fingertiefen Furchen und Schwielen sehen, die vor Jahren die „neunschwänzige Katze“ darauf eingegraben hatte.

Schaudernd wandten wir uns ab und kehrten wieder zur Stadt zurück, wo uns noch von eifrigen Agenten Aktien von allen möglichen Minen Tasmaniens unter den verlockendsten Versprechungen angeboten wurden. Der „Liebe Mühe“ war aber umsonst, denn zum „Gimpel“-Spielen gaben wir uns nicht her.

Anderen Tages fuhren wir auf der schon erwähnten schmalspurigen Bahn nach Launceston und hatten hierbei reichlich Gelegenheit, den außerordentlichen Bodenreichthum Tasmaniens, die Entwickelung des Ackerbaues und der Viehzucht, als auch die großartige Scenerie der Insel

zu bewundern. Obgleich Launceston kaum die Hälfte der Einwohner von Hobarttown hat, so gefällt Einem dieses Städtchen eigentlich noch besser; es macht förmlich den Eindruck eines Schmuckkästchens. Launceston liegt an dem größten Flusse Tasmaniens, dem Tamary, der dort aus der Vereinigung des North- und South-Esk gebildet wird und dann vollständig schiffbar ist. Etwa 40 englische Meilen abwärts liegen Port Dalrymple und Georgetown, die eigentlichen Häfen von Launceston.

Ein Ausflug nach dem erwähnten South- und North-Esk dürfte zu den lohnendsten gehören, die Tasmanien bietet, denn man findet hier das liebliche Panorama einer Rheinfahrt mit der wilden Romantik eines Arkansasflusses vereinigt. Der Esk windet sich häufig durch gewaltige Felsmassen, die steil und schroff an seinen Ufern emporsteigen, wie z. B. am Höllenthor, das an Großartigkeit kaum von irgend einer Schlucht übertroffen wird. Bald stürzt der Fluß brausend und zischend über Felsen herab, großartige Stromschnellen und Wasserfälle bildend, bald windet er sich durch liebliche Fluren und Thäler, welche mit behäbig und reinlich aussehenden Hütten und Bauernhäusern bedeckt sind. Hier hat man auch die Aussicht auf den Ben Lommond, einen Berggipfel, der 5000 Fuß hoch ist.

Zum Schlusse will ich noch einige Erklärungen über diese „Antipodeninsel“ im Ganzen geben. Sie wurde durch Abel Tasman 1642 entdeckt, welcher ihr, zu Ehren des damaligen holländischen Gouverneurs von Ostindien Van Diemen, den Namen Van Diemensland gab. Die englischen Kolonisten tauften die Insel erst später in Tasmanien um. Die Ureinwohner, von welchen vor etwa 80 Jahren noch etwa 6000 vorhanden waren, sind heute sammt und sonders ausgestorben. Die letzte Ueberlebende, eine Frau, starb vor etwa 15 Jahren in hohem Alter. Die Tasmanier gehörten zur polynesischen Rasse und waren Menschenfresser, ein Umstand,

der jedenfalls zu ihrer raschen Ausrottung Seitens der Weißen wesentlich beigetragen hat. Die Insel, welche etwas weniger Flächeninhalt als Schottland hat (67,894 Quadratkilometer), zählt heute etwa 140,000 Einwohner, fast durchweg Engländer und Schotten. Das Klima Tasmaniens ist vortrefflich; es gedeihen dort alle Kulturpflanzen unserer Heimath, sowie viele halbtropische Pflanzen. Berühmt sind die Gemüse, Kartoffeln und das Obst von Tasmanien. Ackerbau und Viehzucht stehen in hoher Blüthe, und die Ausfuhr an Wolle und Fellen nach England belief sich im letzten Jahre auf über 20 Millionen Mark. Außerdem besitzt Tasmanien eine Menge vorzüglicher Bau- und Nutzhölzer, welche ebenfalls meistens nach Europa verschifft werden. Der Reichthum an Mineralprodukten dürfte erst recht zur Ausbeutung gelangen, wenn das zum richtigen Betrieb der Minen nöthige Großkapital aus dem Mutterlande in Tasmanien zu arbeiten beginnt. Stein- und Braunkohle wird jetzt schon mit Erfolg abgebaut, ferner Gold und Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Wismuth; nur fehlt es eben zur gehörigen Ausbeutung noch an den nöthigen Mitteln. Zur Zeit leidet Tasmanien an einer Art Erlahmung, hervorgerufen durch wahnsinnige Ueberspekulation in Minenwerthen, allein sicher wird diese fruchtbare Gebirgsinsel sich bald wieder aufraffen und noch eine große Rolle unter den australischen Besitzungen Englands spielen.

Mannigfaltiges.

Der Reichskanzler als Seemann. — Im März 1883 wurde der damalige Infanteriegeneral v. Caprivi zum Viceadmiral und Chef der Admiralität ernannt, um den abgehenden Chef der Admiralität, General v. Stosch, zu ersetzen. Dieser war gegangen, weil eine Reformation der Marine vorgenommen werden sollte, mit welcher Stosch nicht einverstanden war. General v. Caprivi nun kannte vom Seewesen fast nichts, denn wenn er auch eine Zeitlang Brigadekommandeur in Stettin gewesen war, so hatte er doch dort blos Kauffahrteischiffe gesehen, aber im Umgange mit Kriegsschiffen war er ein Neuling. Es ist bekannt, daß Caprivi das Wort wieder einmal wahr machte, daß man von dem deutschen Soldaten und Offizier Alles verlangen kann, denn er hat als Chef der Admiralität Bedeutendes geleistet, seinen Namen nennt man noch heute in Marinekreisen mit Achtung, und doch kam er in eine vollständig neue Welt, kam als reinste „Landratte" in die Kriegsmarine, welche wirklich für den Binnenländer, wenn er an sie zuerst herantritt, ein Buch mit sieben Siegeln ist. So gab es denn im Anfang manches komische Intermezzo, und wir sind in der Lage, nachfolgend einige solche humoristische Zwischenfälle mitzutheilen, welche dadurch noch einen besonderen Werth haben, daß ihre Erzählung, wie uns berichtet wird, aus des jetzigen Reichskanzlers eigenem Munde stammen soll.

Herr v. Caprivi war in seiner neuen Eigenschaft als Chef der Admiralität nach Kiel gereist und inspizirte dort die vor Anker liegenden, in Dienst gestellten Schiffe. Er kam in der zwölften Stunde Vormittags auf das erste Schiff, empfangen mit allen Ehren, die ihm als Chef der Admiralität gebührten; er trug indeß noch die Infanterieuniform. Schon nach wenigen Minuten Aufenthalt auf

dem Schiffe bat ihn der Kommandant, die Sporen abzulegen, da man mit Sporen auf einem Schiffe nicht herumgehen könne. Der Abstieg auf den schmalen Treppen, die nach dem Inneren des Schiffes führen, das Herumgehen zwischen allerlei Tauwerk und Ketten ist mit Sporen geradezu lebensgefährlich. Es erschien ein Maschinist mit einer Zange, welcher der Excellenz die Sporen aus den Stiefeln zog. Caprivi bemerkte: „Ich habe mir meine Sporen ehrlich verdient; schade, daß ich sie jetzt ablegen muß!“ und steckte sie resignirt in seine Manteltasche. Er wurde dann auf den Ehrenplatz des Schiffes, auf die Kommandobrücke, geführt, und während seiner Anwesenheit an Bord war er natürlich der höchste Vorgesetzte, dem alle Meldungen gemacht werden mußten.

Caprivi unterhielt sich dort mit dem Kommandanten des Schiffes und ließ sich gerade alle die vielen Dinge erklären, die ihm durchaus neu waren, als die Schiffsglocke angeschlagen wurde und bald darauf ein Offizier auf der Kommandobrücke erschien, welcher mit der Hand an dem goldbetreßten Zweimaster meldete:

„Excellenz melde gehorsamst acht Glas!“

„Ich danke sehr,“ sagte Caprivi, und der Offizier verschwand.

„Innerlich sagte ich mir aber,“ so erzählte Caprivi, „daß das doch eine recht sonderbare Meldung sei. Wenn der Herr nun schon einmal acht Glas getrunken habe, wozu meldet er mir das? Die Sache ging mich doch absolut nichts an; dann mußte ich mir aber auch sagen, daß acht Glas Vormittags eine etwas starke Portion sei.“

Noch hatte sich aber der neue Viceadmiral nicht von seinem Erstaunen erholt, als ein zweiter Offizier die Kommandobrücke heraufkam und mit der Hand am Hute meldete: „Melde mich gehorsamst verfangen!“

Erstaunt sah ihn der Viceadmiral an, dann griff er an den Helm und sagte: „Ich danke Ihnen bestens.“ Kopfschüttelnd sah er dem jungen Offizier nach, dem anscheinend ein Unglück passirt war. Was konnte sonst das „verfangen“ bedeuten? — Aber schon nahte sich der dritte Offizier, und Caprivi ahnte, daß er wieder etwas Merkwürdiges erfahren würde. Und richtig, der Offizier fragte mit der Hand am Hut: „Excellenz gestatten gütigst Backen und Banken?“

„Jawohl," sagte Caprivi, „bitte, backen Sie," und der Offizier verschwand. Jetzt aber wendete sich Caprivi sofort an den Kommandanten und sagte: „Herr Kapitän, wollen Sie mich nicht darüber aufklären, warum mir alle diese kleinlichen und, wie ich sagen muß, privaten Mittheilungen gemacht werden? Wenn an Bord gebacken wird, so ist das ja recht schön, und ich habe nichts dagegen; aber warum meldet man mir das? Und wenn jener Herr acht Glas trinkt, so ist das doch wohl seine Sache; wenn er neun Glas verträgt, mag er auch neun trinken! Was ist aber mit dem Herrn los, der sich ‚verfangen' hat?"

Der erstaunte Kommandant, der als Seemann nicht begriff, wie ein Mensch diese Fachausdrücke nicht verstehen könne, wußte zuerst gar nicht, was der neue Viceadmiral wollte; dann aber klärte er ihn auf, und Caprivi erfuhr Folgendes: Die Wache an Bord dauert für Offiziere und Mannschaften immer vier Stunden, und die Schiffsglocke zeigt durch Anschlag jede zurückgelegte halbe Stunde an. Diese Schläge nennt man Glas oder Glasen. „Ein Glas" bedeutet also, daß eine halbe Stunde vergangen sei, „zwei Glas" eine ganze, und „acht Glas" bedeutet, daß vier Stunden vorüber und die Wache zu Ende sei. Die acht Glas dieser Wache fielen aber gerade auf die Mittagsstunde, zwölf Uhr, die Essenszeit für die Mannschaften an Bord. Der Offizier, der „acht Glas" meldete, machte die Mittheilung, daß eine Wache vorüber sei und die Ablösung erfolgen würde, das Ablösen bei Offizieren und Kadetten führt aber den eigenthümlichen Namen „verfangen". Der zweite Offizier meldete sich also als von der Wache abgelöst. — „Backen und Banken" heißt Mittagessen, weil auf ein besonderes Signal die „Back", d. i. der Tisch, und die Bänke, die an den Schiffswänden zur Raumersparniß, wenn man sie nicht braucht, hochgeklappt sind, heruntergeschlagen werden. —

Im Herbst desselben Jahres inspizirte Caprivi wieder in Kiel die Schiffe, die außer Dienst gestellt werden sollten, und jetzt hatte er sich schon einige Kenntniß der nautischen Dinge angeeignet. Er kam auf das Kadettenschulschiff, welches soeben seine Kreuzerfahrten beendet hatte. Er musterte das Schiff, das vor Anker lag und wendete sich dann plötzlich an den Kommandanten mit den Worten: „Ich will die Kadetten ‚loggen' sehen."

Der Kapitän machte ein sonderbares Gesicht und fragte erstaunt: „Loggen, Excellenz?“

„Jawohl,“ sagte Caprivi, „ich will die jungen Leute loggen lassen. Ich will einmal sehen, was sie gelernt haben.“

„Loggen“ ist die Messung der Geschwindigkeit, die ein Schiff hat, wenn es in der Fahrt begriffen ist; wenn das Schiff vor Anker liegt, kann man also natürlich nicht loggen. Deshalb die erstaunte Frage des Kapitäns. Aber es half nichts, der Befehl war gegeben und mußte ausgeführt werden.

Die Pfeifen der Bootsmannsmaate schrillten: „Alle Mann auf!“ und binnen wenigen Augenblicken standen die Kadetten, in Divisionen geordnet, auf dem Verdeck und erfuhren zu ihrem Erstaunen, daß sie „loggen“ sollten. Caprivi war mit dem Kapitän nach der Batterie gegangen und kehrte jetzt zurück. Wohl fielen ihm die eigenthümlich grinsenden Gesichter der Seekadetten auf, aber er wendete sich an den Kommandanten und sagte diesem: „Bitte lassen Sie loggen!“ — Verzweifelt legte der Kapitän die Hand an den Hut und entgegnete: „Excellenz gestatten gütigst, aber es wäre vielleicht besser, erst zu loggen, wenn wir in Fahrt wären. Man kann nämlich nicht gut loggen, wenn man vor Anker liegt.“

„Ach so!“ meinte Caprivi etwas gedehnt, dann wendete er sich aber rasch um. Er wollte den Kadetten, aus deren Gesichtern das unterdrückte Vergnügen leuchtete, nicht noch mehr ihre Selbstbeherrschung rauben, indem er ihnen zeigte, daß er selbst lachte. Wahrscheinlich wäre sonst die übermüthige seemännische Jugend in lautes Gelächter ausgebrochen. —

Sind die erzählten Anekdoten, die uns aus dritter Hand zugegangen sind, vielleicht auch nicht ganz „historisch“, so beweisen sie doch zum Mindesten, daß es für den jetzigen Reichskanzler sehr schwer war, sich in die Marineangelegenheiten hineinzuarbeiten. Sie sind aber gleichzeitig ein Zeichen für den natürlichen Humor, den dieser Mann besitzt, und für seine Liebenswürdigkeit, die Jedem auffällt, der nur einmal Gelegenheit hatte, mit ihm zu verkehren.

O. Kl.

Die Lawinen. — Noch ist es Winter in den Regionen des Berglandes, die Bäche sind vereist, die Wasserfälle an der schneebedeckten Felsenwand zu mächtigen, phantastisch geformten Säulen

erstarrt, Wiesen und Weiden bilden mit den Gletschern und freien Feldern ein einziges weites weißes Gelände; schwer beladen unter der aufgethürmten Schneelast brechen die Aeste der Tannen und Föhren.

Endlich verkünden laue Lüfte, daß auch in die Berge der Frühling einziehen will; die Sonne bemüht sich, die weiße Decke zu entfernen. Aber es ist ein mühseliges Werk. Erst wenn der Föhn als Bundesgenosse ihr die Hand reicht, dann schütteln bald die Büsche und Wälder ihre Schneelast ab, die Gebirgslandschaft wird lebendig, die Wasser rieseln und rauschen, die Felsen tropfen, die Eissäulen des Wasserfalles krachen, und obwohl der Föhnwind gefährlicher ist als jeder andere Wind des Gebirges, obwohl die trockene warme Luftströmung alle Sehnen des menschlichen und thierischen Körpers erschlafft, obwohl er die Schrecknisse des Gebirges, die Lawinen, entfesselt, so wird er doch mit Freuden im Frühling begrüßt, denn er ist der eigentliche Bote des Lenzes und in einem einzigen Tage wirkt er mehr, als die Sonne in mehreren Wochen. Darum geht auch unter den Bergbewohnern das Sprichwort: „Der liebe Gott und die goldene Sonne vermögen dem Schnee nichts anzuhaben, wenn der Föhn nicht kommt.“ Gesellt sich vollends noch ein warmer Regen dem Winde bei, dann schmilzt der Schnee mit rapider Geschwindigkeit, und als gefährlicher Begleiter einer solch' beschleunigten Schneeschmelze stellen sich dann Erdrutsche und Lawinen ein.

Namentlich diese letzteren gehören zu den großartigsten, aber zugleich auch zu den schrecklichsten Naturerscheinungen der Alpenwelt. Jedes Jahr berichten die Tagesblätter von den fürchterlichen Verheerungen, welche die thalwärts stürzenden, rollenden und schiebenden Schneemassen hervorgebracht haben. Kein Jahr vergeht, daß nicht Wohnstätten der armen Gebirgler durch Lawinenstürze zerstört werden. Trostlos sind die Berichte, die darüber in schneereichen Jahren aus allen Theilen der Alpen, aus der Schweiz und Oesterreich zu uns dringen.

Bei den Lawinen ist die Erhabenheit, die schreckliche Schönheit des Naturschauspiels ebenso groß wie die Furchtbarkeit. Ihre Entstehung wird bedingt durch den Aufbau und die Böschung der Gebirge, durch die Menge der aufgethürmten Schneemassen, durch

die Temperatur und eine Menge kleiner Nebenumstände. Alle beruhen aber auf einem und demselben Grundgesetze: dem Fall des Körpers auf der schiefen Ebene. Lagert der Schnee auf einer wagerechten Fläche, so bewirkt das Gesetz der Schwere einen lothrechten Druck von oben nach unten; dieses Gesetz in Verbindung mit der Wirkung der Atmosphäre hat dann zur Folge, daß der anfänglich lockere oder körnige Schnee mit der Zeit zu einer festeren Masse sich verdichtet, zum Firn wird. Lagert die Schneedecke aber auf einer geneigten Fläche, so veranlaßt das Gesetz der Schwere ein unaufhaltsames Vorwärtsrücken den Thalgründen zu. Besonders tritt dies bei den Eismassen der Gletscher in Erscheinung. Langsam ist zwar diese Gletscherfahrt, und das Auge des Beobachters vermag kaum die stetig andauernde Bewegung des imposanten Eisstromes zu erkennen; erst wenn Merkzeichen angebracht werden — eingeschlagene Pflöcke, zusammengelegte Steine — dann läßt sich in einiger Zeit deutlich erkennen, daß der Eisstrom die Zeichen thalwärts getragen hat. So ist auch die langsam abwärts gleitende Bewegung der größten Schneemassen dem beobachtenden Auge verborgen, und doch erfolgt sie in derselben Weise, vorausgesetzt, daß der Schnee nicht an den Boden angefroren ist. Und mit der Zeit wird auch diese Thalfahrt durch deutliche Zeichen offenbar; es bilden sich nämlich über das Schneefeld verlaufende Risse, ähnlich wie die Gletscherspalten. Ferner werden Felsblöcke vom Schnee abwärts gestoßen, Gebüsche und Bäume zu Thal gebogen, der bogenförmige bis liegende Wuchs der Alpenerlen, Föhren und Kiefern wird hierdurch veranlaßt. Ja, sogar Gebäude ohne Fundament, Heuschober, Hütten werden nicht selten von den großen Schneemassen abwärts geschoben, ohne daß sie weiter Schaden nehmen.

Ein ganz anderes Verhältniß aber tritt ein, wenn die Bewegung der Schneemassen sich beschleunigt, wenn die Fahrt über stark geneigte Böschungen geht. Dann donnern die Schneeströme mit verheerender Gewalt hinab in's Thal.

Wenn im Winter oder ersten Frühlinge auf die feste, harte Schneedecke noch große Lasten neuen, körnigen Schnee's fallen, dann findet die leichte Oberdecke keinen Halt auf der festen glatten Unterlage. Der Tritt eines Hasen, einer Gemse, ein von dem Ast

einer Föhre hinunterstürzender Eiszapfen, der Flügelschlag eines Vogels, die geringste Lufterschütterung genügt, die lose lagernde obere Schicht in Bewegung zu setzen. Langsam rutscht sie fort, was unter ihr liegt, wird mitgenommen, auf der steilen Fläche wird die Bewegung schneller und schneller, der Schnee zerstiebt, die feinen Krystalle wirbeln durch die klare Luft, der Windzug löst von den Seiten immer neue Massen, und nun geht es in rasender Eile der Tiefe zu. Als breite, hochaufgethürmte Sturmfluth erreichen die Schneewogen den Wald. Steine, Büsche, Bäume, Alles, was in den Weg tritt, wird hinweggefegt.

„Du siehst nichts als donnernde und sprühende Nebel," schreibt Tschudi, „unendliche Schneestaubwolken verhüllen den Gang des Stromes, dessen ganze Bahn raucht; aber die Bäume krachen, das Felsgestell bebt, die Zinnen hallen im Donner des Sturzes lange, bange Minuten noch. Noch ein Schlag und zitterndes, knirschendes, dumpfes, unaussprechliches Gepolter — dann ist es stille. Ein schneidender Luftzug hat den Gang der Lawine begleitet; Du schaust ihr nach; geradeaus, über zwei Stunden lang, Hunderte von Schritten breit ist ihr frisches Kanalbett; durch Alpenweiden, Wälder, Wiesen bis an den Bach tief unten im Thal; noch rollen einzelne Ballen und rutschen kleine Stürze nach, noch schwankt der durchbrochene Hochwald im Winde der Verheererin. Vom Thale aus gesehen ist die Katastrophe malerischer, doch entdeckt man selten die Anfänge. Der sich ausbreitende, mit Riesenkräften wachsende, wasserfallgleich über die Felswände stürzende, hochauf rauschende Strom, wie er sich oft theilt und wieder vereinigt, die Seitenarme aufnimmt, ein wallendes, fluthendes, glänzendes Meer in pfeilschnellem Schusse mit allen weitreichenden Seitenwirkungen, gewährt ein unaussprechlich großartiges Bild. Wenige Minuten, und die Tochter der Hochalp liegt nach einem schauerlichen Tanze bewegungslos in der Thalwanne. Vier- bis fünftausend Fuß hat sie in siegreichem Donnergange zurückgelegt und ihre Glieder majestätisch in die fliegenden weißen Gewänder gehüllt, um bald im Schoße des Thalbettes mit aufgelösten Gliedern zu ruhen."

Das ist die Staublawine, so genannt, weil sie aus feinkörnigem, lockerem Schnee besteht. Wehe dem Wanderer, der auf

dem Wege des grausigen Ungethüms betroffen wird. Er hat nicht Zeit, an seine Rettung nur zu denken, viel weniger sie auszuführen. Im nächsten Augenblicke schon ist sein Bewußtsein geschwunden. Der Orkan hat ihn erstickt, und der wirbelnde Schneestaub legt ein kaltes Leichentuch über den hingesunkenen Körper. Verheerend wie die Lawine selbst ist der sie begleitende Luftstrom. In den Wäldern reißt er die stärksten Bäume nieder, hebt Menschen und Thiere auf und schleudert sie in die Tiefe. Weit über dem Lagerplatze des Schnee's im Thale hinaus verliert der Sturm sich in die Weite der Thäler, zerbricht Nuß- und Apfelbaum und knickt den Ahorn, schwere Frachtwagen legt er auf die Seite, reißt Häuser und Ställe zusammen. Bei Süs im Unterengadin trug eine solche Staublawine einen großen Lärchenbaum in der Luft mit sich fort, ließ ihn über den Thurm des Gefängnisses dahinschweben und legte ihn auf dem jenseitigen Innufer in einer Höhe von etwa 100 Meter über dem Fluß nieder. Am 1. Mai 1879, Morgens 8¼ Uhr, stürzte an der Westseite der Jungfrau eine Staublawine über schroffe Gletscher- und Felswände etwa 2300 Meter tief hinab in's Lauterbrunnenthal. Der Luftdruck war dabei so gewaltig, daß sogar noch auf der gegenüberliegenden Thalseite, in einer Entfernung von 300 bis 400 Meter, eine ganze Waldung niedergeworfen wurde.

Bestehen die Staublawinen aus einer ungeheuren Masse feinen, körnigen Schnee's, der trocken und locker bei der Thalfahrt in Millionen Staubperlen zerstiebt, mit Gewalt die feinsten Ritzen der Häuser durchdringt, so unterscheiden sich von ihnen die sogenannten Grundlawinen durch eine feste, feuchte, kompakte Schneemasse. Sie entstehen meist später im Frühling bis in den Vorsommer hinein, auch im Winter, wenn es bei verhältnißmäßig milder Witterung schneit. Die Frühlingssonne oder der Föhn lösen ganze Schneefelder auf, das heruntersickernde Wasser unterwühlt sie theilweise, Wasserrinnen laufen hindurch, und wenn nun die Unterlage geeignet dazu ist, fährt der ganze Schneeberg als Lawine zu Thal. Alles löst sich von dem weichen Boden, Steine, Rasen, Holz, Erde, Schutt, Alles wird bei der Reibung mit fortgeführt und als schmutzige graue Schneewand langt sie im Thale an. Ihre Schnelligkeit ist geringer, als bei der Staublawine,

darum auch der sie begleitende Luftstrom schwächer, ihre zerstörende Kraft ist ebenfalls geringer. Sie schadet nur durch ihre eigene Bahn, die allerdings nur zu oft ungeheure Verwüstungen anrichtet, wenn der Weg sie durch Wälder oder über Gebäude führt. Die Schneemasse der Grundlawine ist auf der rollenden Fahrt so durchgeballt und geknetet, daß sie zu einem eisenharten Kitt wird. Man erzählt von einem Bergmann auf dem Splügen, der von einer Lawine in's Thal geworfen wurde, daß er mit aller Gewalt nicht vermochte, seinen im Lawinenschnee zur Hälfte stecken gebliebenen Mantel aus dieser Kittmasse herauszureißen. Darum schmelzen auch diese Lawinentrümmer nur äußerst langsam.

Eine auffallende Erscheinung zeigt sich bei den Unglücklichen, die in solchem Schnee vergraben liegen. Während nämlich sie selber in der Tiefe jedes Wort, das draußen gesprochen wird, deutlich vernehmen, dringt ihr eigenes Rufen nicht einmal durch eine nur einen Meter dicke Hülle hindurch.

Die Lawinen kehren in sehr vielen Fällen periodisch wieder, sie haben ihre bestimmten Züge und Gänge und ihre Lagerfelder, wo die bewegte Masse zur Ruhe kommt. Ein großer Theil des Gebirges bedient sich dieser Kanäle, um seine Schneemassen dorthin abzusetzen, und zwar mit einer Regelmäßigkeit, daß genaue Beobachter oft die Stunde bezeichnen, da eine Lawine zu erwarten ist. Namentlich die Grundlawinen zeigen im Frühjahr während der Schneeschmelze eine solche Regelmäßigkeit. Manche von ihnen fahren fast in jedem Jahre innerhalb derselben vierzehn Tage ab. Bei normalen Verhältnissen gehen die größeren an östlichen Gebirgshängen ziemlich regelmäßig zwischen 10 bis 12 Uhr Mittags, am südlichen zwischen 12 und 2 Uhr, am westlichen zwischen 3 und 6 Uhr und an der nördlichen später, je nachdem die Sonnenstrahlen den betreffenden Hang eine Zeitlang getroffen haben. Wenn aber der Föhn hinzutritt und seine Kraft mit der Sonne vereinigt, dann halten sich die Lawinen an keine Stunde mehr, sie stürzen dann zu jeder Zeit. Und auch die Straße wechselt dann das unheilschwangere Ungethüm; neue Anbruchstellen zeigen sich, und neue Bahnen bekunden die verheerende Wirkung der grauenvollen Frühlingsboten.

Die Dorfschaft Saasgrund im Kanton Wallis wurde 1849

das Opfer einer solchen von ihrer gewöhnlichen Straße abgewichenen Lawine. Am 3. April fiel dort bei völliger Windstille ein feiner, pulveriger Schnee. Dieses Schneien bei unbewegter Luft versetzte die Bewohner in Furcht, und durch traurige Erfahrung belehrt, verließen sie die Gebäulichkeiten, die auf dem früher befahrenen Wege der Schneestürze lagen. Sie begaben sich abseits und flüchteten an solche Orte, die seither noch immer verschont geblieben waren, so daß sie dort mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als gesichert gelten konnten. Nachts um 11 Uhr brach die Lawine los. Diesesmal aber verließ sie den gewöhnlich von ihr eingehaltenen Zug und nahm den Weg durch einen Lärchenwald gerade auf die sogenannte untere Gasse des Dorfes, wohin sich Alles geflüchtet hatte, um Schutz zu suchen. 26 Personen wurden getroffen und 21 fanden ihren Tod.

So furchtbar in seinen Wirkungen nun auch der Lawinensturz ist, so läßt sich doch mit kleinen Gegenmitteln die Bildung der Schneestürze in ihrem Beginnen mitunter verhüten. Die Art und Beschaffenheit des Bodens ist zunächst von großer Bedeutung. Glatter, schlüpferiger Rasen ist offenbar dem Abgleiten des Schnee's sehr günstig. Dagegen bieten Steine und Felsblöcke der Schneelage einen ziemlich sicheren Halt und verhüten nicht selten das Abfahren einer Lawine. Eine noch günstigere Wirkung haben die Heidelbeeren und Rauschbeerensträucher, das Haidekraut, Wachholderstauden und andere niedere Holzarten. Sind sie auch nicht stark genug, die einmal in Bewegung gerathene Masse aufzuhalten, so verhindern sie doch, daß auf ihrem Standorte selbst der Schnee in's Weichen kommt. Wo derartige natürliche Schutzmittel nicht vorhanden, sind die Bergbewohner darauf bedacht, sie durch künstliche zu ersetzen, indem sie im Vorfrühling an den bekannten Anbruchstellen Pflöcke in die Erde treiben; in manchen Gegenden der rhätischen Alpen schützen sie ihre Häuser durch sogenannte Spaltecken, zwei giebelhohe Erd- und Steinwälle, die in einem spitzen Winkel nach der Lawinenstätte zusammenstoßen. Die Bergstraßen sind an gefährlichen Stellen durch Gallerien geschützt oder durch auf Pfeilern ruhende Dächer, die in gleicher Fluchtlinie mit der Gangbettsohle der Lawine liegen.

Verheerend sind die Wirkungen der Schneelawinen, und doch

sind auch diese schrecklich-schönen Alpenphänomene nicht ohne einen gewissen wohlthätigen Einfluß auf die Lebenserscheinungen der Gebirgslandschaften. Millionen Centner Schnee werden durch sie binnen kürzester Frist von den Berghängen gelöst. Müßten alle diese Massen erst droben geschmolzen werden, so ginge darüber der Frühling hin, wohl gar der Sommer, an vielen Orten blieben sie haften und bildeten stetig sich vergrößernde Schnee- und Gletscherberge. Nun aber wird durch eine einzige Lawine zur Frühlingszeit ein ungeheuer großes Schneefeld mit einem Male von der kalten weichen Hülle befreit. Sonne und Regen wirken von diesen Plätzen aus nach allen Seiten hin mit vermehrter Kraft. Hier auf diesen schwarzbraunen Oasen inmitten der endlosen Schneewüste entwickelt sich bald junges reges Frühlingsleben. Raben und Krähen, Schnee- und Birkhühner finden ihre ersten Futterplätze, und während die Leute im Thal nach dem Frühling sich sehnen, breitet sich hoch oben auf dem Felde, das die Lawine zubereitet, bereits junges Grün aus.

Wenn es auch wohl zu weit gegangen sein mag, mit Tschudi die Lawinen für vorwiegend nutzbringende Naturerscheinungen zu halten, so können wir doch nicht umhin, auch hier wieder das Walten der Natur zu bewundern, die selbst die verheerende Gewalt der donnernden, unbezwinglichen Schneemassen wieder in ihren Dienst nimmt und den ungebändigten, trotzigen, wilden Sohn der Berge dazu benutzt, eine anziehende Vegetation, ein reizendes Kleinleben der Thierwelt dort in's Leben zu rufen, wo noch kurz vorher Alles unter tiefem Schnee vergraben lag. J. Heimwahl.

Gelehrten- und Dichtereitelkeit. — Unter den Gelehrten finden sich die eitelsten Geschöpfe von der Welt, und der französische Historiker Ameilhon war kein übles Exemplar seiner Gattung. Im Jahre 1809 Mitglied einer Deputation des Instituts an Napoleon, beschloß er, die schöne Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen, nicht entschlüpfen zu lassen, und stellte sich im Audienzsaal so, daß er dem Auge des Kaisers auffallen mußte. Wie er gehofft, geschah es.

Napoleon sprach ihn an: „Sind Sie nicht Herr Ancillon?" *)

*) Damals berühmter Universitätslehrer in Paris.

„Ja, Sire, Ameilhon,“ versetzte der Gelehrte.

„Ah! Gewiß der Bibliothekar von Sainte-Geneviève?“

„Ja, Sire, vom Arsenal.“

„Ach ja, ganz recht! Sie haben die Geschichte des ottomanischen Reiches fortgesetzt.“

„Ja, Sire, die Geschichte des oströmischen Reiches.“

Ungeduldig über die steten Mißgriffe, wandte der Kaiser ihm den Rücken, und Ameilhon flüsterte freudestrahlend dem Nachbar zu:

„Der große Mann — Alles weiß er!“ —

Pierre de Ronsard, der französische Pindar genannt, sagte von sich selbst, weil er in demselben Jahre geboren war, in welchem Franz I. die Schlacht von Pavia verlor: der Himmel habe durch seine Geburt Frankreich für das erlebte Unglück entschädigen wollen. Doch gereicht zu seiner Entschuldigung, daß der König selbst ihm den Kopf durch übertriebenes Lob einigermaßen verdrehte. Karl IX. pflegte zu sagen, Dichten sei eine höhere Kunst als Regieren, und hatte vielleicht nicht Unrecht, insofern er seine eigene Art des Regierens damit meinte, die freilich nicht weit her war.

Auch Torquato Tasso besaß viel Selbstbewußtsein. Als der Kardinal Albano ihn fragte, wer Italiens größter Dichter sei, sah er den Kirchenfürsten starr an, deutete mit dem Finger auf seine eigene Brust und sagte: „Ich!“ H. G.

Haseneier. — Einem alten Volksglauben nach legen zu Ostern die Hasen Eier, aber man glaubt daran nur scherzweise, um so interessanter ist es, daß in der Naturaliensammlung zu Ansbach „Haseneier“ aufbewahrt werden, zu welchen ein Protokoll vorhanden ist, welches sich bemüht, darzuthun, daß jene Eier wirklich ein Hase gelegt habe.

Das merkwürdige Schriftstück lautet wörtlich: „Protokollum. Actum Onolzbach vor dem Herrschaftl. Jäger Hauß den 28. July 1758. Nachdem von dem herrschaftlichen Wildmeister Volz zu Sulz die Anzeige beschehen, daß bei dem Förster Fuhrmann zu Solnhofen ein Haas, den er als jung aufgezogen, etliche Eyer gelegt haben soll, und solche Sache, weil es als eine sehr seltene Begebenheit und große Rarität Serenissimo unterthänigst vorgetragen worden; als haben Höchstgedachtdieselben gnädigst befohlen, ersagten Förster den Befehl zuzufertigen, daß er sogleich nach dessen Empfang

den Haaßen nebst den Eyern wohlverwahrt anhero bringen und sich darüber ad Protocollum nehmen lassen solle, damit solche Eyer nebst den Haasen, der sie gelegt, in der Kunstkammer zur Rarität aufbewahrt und diese seine Aussage als ein glaubwürdiges Attestat beigelegt werden könne. Solchemnach findet sich gedachter Förster zu Solnhofen, Nahmens Joh. Friedr. Fuhrmann, 62 Jahre alt, geziemend ein und sagt auf Befragen beym Jagdsecretariat pflichtmäßig aus: Er habe den Haaßen, als er anno 1755 mit seiner Frau, welche von Langenaltheim gebürthig, an Bartholomä auf dasige Kirchweyh gegangen, unterwegs an eyner Eichen auf einer Pfälzischen Wildfuhr in der s. g. Haart gefangen und mit nach Hauß getragen. Dieser Haaß, den er mit Saamen und Getreyd aufgezogen, seye so groß als eine andere Hääßin der Wildnüß worden, und habe das fruhe Jahr darauf im Monat Martz in einer alt hölzernen Truhen, worein er beständig gesperrt gewesen, ein Ey, sowie ein kleines Hühner-Ey gelegt. Anno 1757 auch im Monat Martz habe solcher das 2. und im Monath April das 3., dann anno 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen nach einander das 4. und 5. Ey gelegt, welch 4 letztere ganz rund geformt gewesen. Von diesen 5 Eyern habe eines Herr Reichs-Erbmarschall Graf von Pappenheim geöffnet, worinnen nichts als weißes Wasser gewesen, und eines habe Herr Forstmeister von Drechsel zu Wendelstein bekommen, die übrigen 3 aber habe Er nebst der Häätzin, die sie gelegt, nach Triesdorf geliefert. Endet hiermit seine Aussage unter dem Zusatz, daß er solche im Fall Verlangens eydlich erhärten könne und wurde, nachdem er dieses Protokoll zu mehrerer dessen Bekräftigung eigenhändig unterschrieben, dimittirt. ut supra. Franz Gg. Schilling — Joh. Friedr. Billing — Joh. Fried. Fuhrmann." v. d. S.

Eine historische Feder. — Eine Feder des Königsadlers im zoologischen Garten zu Paris erhielt einst eine interessante Bestimmung. Als es sich nämlich um die feierliche Unterzeichnung des Pariser Friedens im Jahre 1856 nach dem blutigen Krimkriege handelte, begab sich der Vorgesetzte der Protokollführer, Feuillet de Conches, nach dem zoologischen Garten, um dem daselbst befindlichen großen Adler eine Feder ausreißen zu lassen, was jedoch nur mit vieler Mühe bewerkstelligt werden konnte.

Man mußte nämlich das Thier mit einem starken Netze umhüllen, in welchem es sich lange Zeit so unruhig und widerspenstig geberdete, daß es den mit dem Ausrupfen der Feder beauftragten Wärter einige Male zu Boden warf, so daß dieser seine Absicht erst nach einem förmlichen Kampfe erreichen konnte.

Nachdem die Feder ihren wichtigen Dienst geleistet hatte, wurde sie von einem Hofjuwelier mit Edelsteinen und reichen allegorischen Zierrathen ausgeschmückt und auf einen großen, starken, weißen Papierbogen geheftet. Um dieselbe herum setzten sämmtliche beim Friedenswerke betheiligten Gesandten der betreffenden Höfe ihre Unterschriften und Amtssiegel. Am Schlusse dieses Blattes schrieb zuletzt Feuillet de Conches folgende Worte nieder: „Hiermit bezeuge ich, daß diese Feder auf meine Veranlassung und unter meiner Aufsicht dem Königsadler im zoologischen Garten ausgerissen wurde und dazu gedient hat, den Friedensvertrag vom 30. März 1856 zu unterzeichnen.“ — Dann wurde das Blatt unter Glas gelegt, mit einem prachtvoll vergoldeten Rahmen umgeben und Madame Eugenie, der Kaiserin der Franzosen, überreicht, welche früher den Wunsch ausgedrückt hatte, in den Besitz dieser geschichtlichen Feder zu gelangen. —d.

Ein Wappenstreit. — Von einem solchen berichtet uns der bekannte Dominikanermönch Fel. Fabri, der Historiograph Ulms: Die vordem edle Ulmische Familie Bitterle führte nämlich eine Gais im Wappen, ebenso ein anderes damaliges adeliges Geschlecht zu Ulm. Letzteres wollte nun, da die Bitterle mit der Zeit in den bürgerlichen Stand zurückgetreten waren, das Wappenführen der Gais im Bitterle'schen Geschlechterwappen nicht dulden. Die Sache kam, da die Bitterle sich nach wie vor zur Weiterführung ihres Vollwappens berechtigt hielten und davon nicht abließen, zum Streit und schließlich sogar zur Entscheidung bis vor den Kaiser, welcher dahin entschied: beide Familien sollten bei ihrem hergebrachten Wappen bleiben, der adelige Wappenhalter solle eine Gais m i t Hörnern, der bürgerliche dagegen eine Gais o h n e Hörner führen. Damit gaben sich denn die Streitenden auch zufrieden. —d.

Sonderbarer Brauch. — Bei den Usloken, einem sibirischen Volksstamme, ist es Sitte, daß die Mutter bei der Beerdigung

ihres Kindes dessen Wiege auf dem Kopfe trägt. Bei dem Einscharren schimpft sie auf den Tod, daß er ihr das Kind geraubt, aus dem ein großer Held oder ausgezeichneter Mann hätte werden können, und schließt ihre Rede mit den Worten: „Du grimmiger, wüster, unerbittlicher Tod, Du hast mir das Kind genommen, nimm auch noch die Wiege dazu und stopfe damit Deinen nimmersatten Mund, daß Dir alle Zähne ausbrechen mögen.“ —dn—

Chinesische Zwergbäume. — Die chinesischen Zwergbäume sind Merkwürdigkeiten der dortigen Gartenkunst. Ebenso wie die Chinesen den Wuchs der Füße ihrer Frauen dadurch hemmen, daß sie die Füße im jugendlichen Alter einschnüren, lassen sie Miniatur-Eichen, -Kastanienbäume, -Fichten und -Cedern in Blumentöpfen wachsen. Diese Bäume sind oft 50 Jahre alt und doch noch nicht einen Fuß hoch. Um dies zu erreichen, nehmen die chinesischen Gärtner eine junge Pflanze und schneiden die Pfahlwurzel ab. Dann bringen sie die Pflanze in ein Behältniß voll guter Erde und feuchten sie tüchtig an. Wächst sie zu schnell, so graben sie hinein und kürzen mehrere Wurzeln. Jedes Jahr werden die Blätter kleiner wachsen, und der Baumzwerg gewährt eine anziehende Spielerei. —dn—

Ein edelmüthiger Feind. — Im Jahre 1760 war Berlin vorübergehend von den Russen besetzt. Der Befehlshaber der russischen Truppen, General Bachmann, hielt unter seinen Leuten musterhafte Ordnung und duldete keinerlei Plünderung. Er wies sogar ein Geschenk von 10,000 Thalern zurück, welches ihm der Stadtrath für sein humanes Auftreten anbot, indem er sagte: „Ich bin durch die Ehre hinlänglich belohnt, drei Tage lang Kommandant in Berlin gewesen zu sein.“ E. K.

Censurwitz. — Der bekannte Professor Bengel († 1847) hielt das Jahr 1836 für das letzte der Erde. Er schrieb eine langathmige Broschüre über den in diesem Jahre stattfindenden Weltuntergang. — Jedes Manuskript mußte nun damals, bevor es gedruckt werden durfte, der Censurbehörde vorgelegt werden; von letzterer erhielt Professor Bengel sein Opus zurück mit der Bemerkung: „Kann gedruckt werden, jedoch erst im Jahre 1837!“

G. W—r.

